

Beat Näf

Das griechisch-römische Altertum und seine Rezeption. Geschichte, Passionen,  
Interessen

Teilweise nachträglich überarbeitete Manuskriptgrundlage für die Vorlesung im  
**Frühjahrssemester 2022** – es gilt das gesprochene Wort – der Text ist unfertig und  
unvollständig redigiert (insbesondere die Vorlesungen 7–12)

Einleitung .....	5
a Passionen – Interessen – Gefühle: Die Affinität zur Macht in der Erinnerungskultur....	6
b Geschichte und Historie .....	9
c Von der Geschichte der Geschichte schreiben. Zum Konzept der „Rezeption“ .....	11
1 Das Altertum, Hellas, Rom und die moderne Geschichte der Welt.....	18
a Das Interesse an der Weltgeschichte als Interesse am Verstehen „grosser“ Geschichte .....	18
b Von Herodot zur Global History .....	22
c Formen der Rezeption, des Interesses und der Interessen sowie der Selbstvergewisserung .....	26
2 Geraubte Geschichte? <i>Oriens</i> und <i>Occidens</i> auf einer Insel am "Kreuzweg der Geschichte" .....	27
a Asymmetrien der Überlieferung und ihre Hintergründe .....	28
b Berichte von Reisenden – Berichte über Reisende .....	29
c Die Raubgrabungen Cesnolas und gelehrte Vermutungen über phönizische Wurzeln des Aphroditeheiligums .....	32
d Die Beeinflussung des Bildes von Kinyras und von Alt-Paphos durch die mit Adonis verknüpfte Mythologie .....	34
e Das Bild des Kinyras in der frühen Überlieferung.....	37
f Stereotype Berichte von Besuchen: standardisierte Phantasien und historische Erinnerung.....	38
3 Athen, die attische Demokratie und die "Friedenspolitik" des Eubulos .....	45
a Die Griechen, die Demokratie und die Welt .....	46
b Athenische Selbstdarstellung und ihre Kritik.....	46
c Athen in einer Welt des Krieges.....	48
d Intellektuelle und Ideen für Befriedung und politische Stabilisierung .....	49
4 Rom und die Griechen: auf dem Weg zum Imperium Romanum und zur Romidee .....	65
a Polybios und die Analyse des Aufstiegs Roms zum Weltreich .....	65
b Die römischen Eliten, die griechische Kultur und die Rechtfertigung römischer Herrschaft.....	66
c Das Imperium Romanum und der griechische Osten.....	70
5 SPQR und kein Ende? .....	76

a Der römische Senat.....	77
b Edward Gibbon und der Senat in der Spätantike (Burckhardt wäre sehr positiv!) .....	77
c Die Bedeutung des Senats bei der spätrömischen Rechtsetzung.....	80
d Spätrömische Kaiserkonstitutionen.....	83
e An den spätrömischen Senat gerichtete Gesetze .....	85
f Mitwirkung des spätrömischen Senats bei kaiserlichen Konstitutionen.....	85
g Der Senat im Ostgotenreich .....	86
h Der spätrömische Senat als Standesgericht.....	88
Schluss.....	88
6 Das griechisch-römische Altertum im frühen Mittelalter und die Frage nach den Wurzeln Europas.....	90
a Bücher, Bibliotheken und Neustrukturierungen des Wissens: Kodifizierung des Rechts und bedeutende Autoren der Epoche (Cassiodor, Gregor von Tours, Gregor der Grosse, Isidor, Columban, Beda) .....	93
b Paulus Diaconus und die Langobarden .....	99
c Reiche des Glaubens – der Islam.....	101
d Karl der Grosse und die Karolingische Renaissance .....	102
e Altertum und Mittelalter.....	106
f Neue Entwicklungen.....	108
7 Renaissance, Humanismus, Frühe Neuzeit und die Umformungen der Geschichtsbilder .....	110
a Aufblühen der italienischen Stadtstaaten – neues Interesse an der Antike und hier vor allem an Rom und an der Römischen Geschichte.....	112
b Florenz und das Altertum.....	113
c Petrarca, das Exil und die Chancen des freien und selbstbestimmten Studiums.....	114
d Die Epoche der Reformation und Gegenreformation .....	116
e Antike zeigen: Sammlungen.....	119
Die Antiquare – Altertumskunde .....	119
f Argumentieren und Zweifel an der Humanität. Machiavelli – Montaigne – Bodin – Hobbes – Grotius.....	119
g Geistige Macht .....	124
h Erstarrung in Gelehrsamkeit, Schulbetrieb, unlesbar werdenden Bücherwelten und Moralismus.....	126
8 Sehnsucht nach dem Altertum – Winckelmann und „sein“ Jahrhundert .....	127
a Begeisterung für das Lesen und Sehnsucht nach Interessantem und Schönerm .....	127
b Das wachsende Interesse an der Antike – Zürich als Beispiel.....	128
c Johann Joachim Winckelmann (1717–1768) .....	129
d Neuhumanismus .....	132
e Kant: Aufklärung durch Vernunft, Philosophische Fakultät und säkularer Staat .....	134

f Die Winckelmann-Rezeption, der Neuhumanismus und die Kritik am Dogma vom Klassischen Altertum: Sehnsucht und Pose .....	134
g Französische Revolution und Klassizismus .....	135
9 „Altertumswissenschaft“ und „Forschungsuniversität“ .....	136
a Universitäten, ihre ständige Reformierung und die Frage nach dem Verhältnis von Antike und Moderne.....	137
b Entwicklung altertumswissenschaftlicher Methoden und altertumswissenschaftlicher Systematik .....	139
c Die Reform des Studiums – die Begründung von Altertumswissenschaften in der deutschen Forschungsuniversität – der Weg zum Neuhumanismus .....	142
d Forschungsstrukturen ausserhalb der Universität – Ausblick .....	146
10 Altertumswissenschaft im 19. Jahrhundert. Die Begründung des Seminarbetriebs in Zürich und die Folgen .....	148
a Aufklärung und die Reformen Humboldts .....	148
b Universitätsgründung in Zürich .....	148
c Die Anfänge des Faches Alte Geschichte in Zürich.....	150
11 Die Wiederentdeckung der sogenannten Spätantike .....	155
a Spättrömische Zeit als eigene Epoche .....	155
b Das Interesse für den Untergang Roms und die Kirchenväter in der Frühen Neuzeit	155
c Aufklärung, Französische Revolution, 19. Jahrhundert .....	156
d Die Spätantike und ihre Besonderheiten .....	157
e Archäologische Entdeckungen und die Erweiterung und des Bildes der Spätantike..	159
e Patristik und Modernisierung der katholischen Kirche .....	161
f Die Beschäftigung mit der Spätantike in einem wachsenden Forschungsbetrieb .....	164
g Peter Brown.....	165
h Heute .....	166
12 Intellektuelle, das Altertum und das "Zeitalter der Ideologien" .....	167
a Karl Marx, Friedrich Engels und die Kritik an der bürgerlichen Vereinnahmung der Antike .....	168
b Die Exegese von Marx und Engels und ihre Internationalität .....	171
c Neue, "innovative" Ansätze und ihre Bedeutung .....	172
d Die Frage nach den Realitäten .....	175
e Werner Jaeger, seine Epistemologie und ihr Scheitern .....	176
f Das Interesse für Gelehrte und Wissenschaft .....	179
g Postmoderne, Posthumanismus und danach – Intellektuelle und die Kritik an den Ideologien.....	181
13 Millennien und digitale Kommunikation .....	182
a Ergebnisse der Wissenschaft auf Papier und Computerbildschirmen: Wissensvermittlung und Ansprüche auf gesellschaftlichen Status .....	184

b Wachstum der Forschung, Teilung der Aufmerksamkeiten und Konzentration auf neue Schwerpunkte .....	185
c Das Studium der Geschichte des Altertums an der modernen Forschungsuniversität mit ihren Bibliotheken .....	187
d Interesse in den Millennien der digitalen Kommunikation .....	188



## Einleitung

In den Wissenschaften vom Altertum, so einer ihrer Gründerväter, August Böckh, gehe es um "Erkenntnis von Erkanntem". Manches von dem, was diese Formel ausdrückt, wird manchmal mit einem Begriff bezeichnet, der in den letzten Jahrzehnten bekannt geworden ist: Man spricht von "Rezeption".

An und für sich würde es ausreichen, von "Geschichte" zu sprechen, denn Wahrnehmungen und Darstellungen von Geschichte zählen zur Geschichte. Das tönt einfach. So einfach die Rede von Geschichte und von der Geschichte zu sein scheint: Ein richtiger Umgang mit Geschichte ist kompliziert, so gerade bei Wahrnehmungen und Darstellungen von Geschichte. Unter anderem dies signalisiert und symbolisiert das Fremd- und Kunstwort Rezeption. Es weist darauf hin, dass das Erzählen von Geschichte Rezeptionsvorgänge berücksichtigen müsste. Sonst wird die Darstellung von Geschichte verkürzt und verfälscht. Unheilvolle Folgen trügerischer Geschichtsdeutungen gehen weit über den Bereich der Wissenschaften hinaus.

Sie wirken in Kultur, Gesellschaft, Politik und Wirtschaft und werden selbst durchaus zu historisch wichtigen Faktoren. Auffassungen von Geschichte leiten Handeln. Geschichtsverstehen hat weitreichende Folgen. Menschen lassen sich durch Argumente aus der Geschichte beeinflussen, ja glauben an sie. Wenn geschichtliche Argumente und die daraus abgeleiteten Ratschläge unzureichend oder sogar falsch sind, werden Menschen irregeleitet. Deshalb sollten Lehren zur Geschichte des Altertums so geboten werden, dass zugleich auch berücksichtigt und dargelegt wird, wie sie in Vergangenheit und Gegenwart zustande gekommen sind, und welche Einschränkungen sich von daher ergeben. Man muss die Geschichte der Geschichte ebenso kennen wie die Formen ihrer Darlegung und deren Rhetorik.

Unterhaltung und das Gefühl von Verstehen, das sich bei der Wahrnehmung von Geschichte einstellt, erscheinen manchmal harmlos und unschuldig. Dies sind sie nicht. Wirkungen von Geschichtsbildern kennen wir aus Geschichte und Gegenwart, erinnert sei an die Antike-Referenzen und den Klassizismus zur Zeit der Französischen Revolution, an die Geschichtslehren von Marxismus und Faschismus oder an das Argumentieren mit Geschichte von Staaten in Kriegen und Auseinandersetzungen, so zuletzt im Ukraine-Krieg.

Regelmässig spielt das griechisch-römische Altertum als Bezugspunkt eine zentrale Rolle. Die Überschätzung der Richtigkeit, der Gültigkeit und des Wertes der Interpretationen als wahre Erkenntnis ist ein Gefühl, das von Passionen und Interessen geleitet ist. Es stellt sich als Ergebnis geschichtlicher Einflüsse ein.

Diese geschichtlichen Einflüsse sind ebenso zu analysieren, wie die Deutungen von Geschichte, sowie die Gegenstände der Geschichte, einzelne Themen also. Dies alles gehört gleichfalls zur Geschichte. Insbesondere haben wir bei der Geschichte des griechisch-römischen Altertums zu fragen, wie die Vorstellungen des Klassischen, der Renaissance, des Humanismus, des Altertums als Antike sowie allgemeiner einer vermuteten prinzipiellen, geschichtsphilosophischen Bedeutung des Altertums – eine Vorstellung die nicht selten geradezu rauschhaft überwältigt hat –, zustande gekommen sind und zustande kommen.

### **a Passionen – Interessen – Gefühle: Die Affinität zur Macht in der Erinnerungskultur**

Wenn über Geschichte und vergangene Kultur gesprochen und geschrieben wird, spielen Passionen und Interessen mit. Emotionen und Interessen Einzelner im Umgang mit Geschichte haben Auswirkungen auf andere. Die Darstellung und Vergegenwärtigung von Vergangenheit ist in gesellschaftlichen Kontexten verankert; sie besitzt einen kollektiven Charakter, sie hängt ab von den zu einer bestimmten Zeit wirkenden Machtkonstellationen.

Gesellschaftliche und politische Machtverhältnisse werden gleichfalls durch Passionen und Interessen beziehungsweise den mit ihnen zusammengehörigen Gefühle beeinflusst, ja liegen Machtverhältnissen in mancher Hinsicht gar zugrunde. Keine Macht kann ausgeübt werden, wenn sie nicht Zustimmung findet. Zustimmung hat mit Gefühlen zu tun, kommt ohne sie nicht zustande. Ein wichtiger Bereich, in dem Zustimmung geschaffen wird, ist die Erinnerungskultur, die Vergegenwärtigung von Vergangenem.

Gefühle sind hier wie bereits gesagt wichtig. Sie zeigen sich in der Haltung bei der Darstellung von Geschichte gegenüber Machtverhältnissen und ihrer Beurteilung; sie werden deutlich beim Akzeptieren von Macht, bei ihrer Infragestellung, bei ihrer Ablehnung. In jeder Darstellung vergangener Kultur und Geschichte zeigen sich Affinitäten zu Mächten beziehungsweise zu etwas, was als überzeugendste Macht verstanden wird. Nicht selten haben wir es gar mit der Identifizierung Einzelner mit einer Macht beziehungsweise Mächtigen zu tun.

Der Einfluss von Passionen und Interessen kann gross sein; in ihrer auf ein einzelnes Selbst bezogenen Bedeutung erscheint er geradezu absolut; in Wirklichkeit freilich ist er bei einem Individuum beschränkt. Es gehört zu den Eigenheiten dieses Einflusses auf die Einzelnen, dass er unweigerlich überschätzt wird und zugleich unerheblich ist, aber dann, wenn er Massenphänomen wird, höchst bedeutsam ist.

Bei der Auseinandersetzung mit dem griechisch-römischen Altertum lässt sich das alles auch beobachten. Die Rezeption dieser Epoche begleitet seit rund zwei Millenniumen die

Darstellung von Geschichte und Kultur. Sie ist einer der festen Bestandteile der kollektiven Erinnerung. Wer in der Geschichte Macht hatte und diese inszenierte, bediente sich regelmässig der Darstellung von Themen aus dem griechisch-römischen Altertum. Es lohnt sich deshalb zu verfolgen, welche Wirkungen sich in diesem alten und an und für sich sehr bekannten Bereich, den man geleitet von Passionen und Interessen gerne – aber etwas willkürlich – als europäisch bezeichnet, gezeitigt haben und zeitigen.

Was Europa angeht und die Vorstellung, die Antike oder auch – um eine Formulierung von Novalis aufzugreifen (*Die Christenheit oder Europa* – 1799 entstanden, 1826 publiziert) – das Christentum würde Europa oder europäische Identität ausmachen, so handelt es sich weitgehend um Mythen, die wenig mit dem zu tun haben, was wir heute als Europa oder als europäisch bezeichnen und was früher unter diesem Namen verstanden wurde. In der griechischen Mythologie war Europa eine phönizische Königstochter, die Zeus in Stiergestalt nach Kreta entführte. Die Bezeichnung für den Kontinent gab es in griechischer Zeit, und es gab auch die Vorstellung von weiteren Erdteilen, nämlich von Asien und Afrika. Dass Europa indes spezifisch griechisch und später römisch gewesen wäre, und somit eben das griechisch-römische Altertum für Europa konstitutiv sein könnte, diese Vorstellung ist modern, wird zur Recht von vielen nicht geteilt, und sie ist gewiss keine Auffassung, welche in den Wissenschaften vom Altertum fest verankert und durchweg vertreten worden wäre und vertreten wird. Zu allen Zeiten wusste man von Ägypten, den Hochkulturen der Levante und des Orients und der Präsenz dieser Kulturen und der von dort kommenden Menschen in Europa. Und man entdeckte auch die Spuren der weit weniger berühmten „vorgesichtlichen“ Kulturen. Dennoch trifft es zu, dass suggestive Darstellungen eines Zusammenhanges zwischen Europa und der Antike immer wieder von Bedeutung gewesen sind. Wer von Europa träumt oder geträumt hat, wie vielleicht in einem *cubiculum* eines Hauses in Pompeji, wo sich eine berühmte Europa-Darstellung findet, ist nicht allein. War Europa eine Semitin aus der Levante? Rom und Athen machen Europa nicht aus.

Was die mythische Europa war oder gewesen sein könnte, weckt reiche Assoziationen und führt in vielfältige Bereiche: Eros, Frauenraub, Kulturkontakt und Migration könnten genannt werden. Vielleicht galt Europa auch als Herrin des Stiers, passend zu einer uralten Auffassung von einer Göttin, die am Alten Orient als Herrin der Tiere in Erscheinung trat und in den Vorstellungen einer göttlichen Herrscherin von Stadtstaaten ihre Bedeutung hatte. In einer heiligen Hochzeit habe sich diese Göttin mit dem König oder Priesterkönig der Stadt verbunden.



Europa auf dem Stier, Nationalmuseum Neapel, aus Pompeji, Haus des Jason bzw. Casa dell'Amor fatale IX 5, 18, von der Wand eines *cubiculum*.

Beim Ausmalen solcher Interpretationen spielen Gefühle mit und werden Gefühle wach. Das sind Alltagserfahrungen. Wir kennen sie alle. Sie haben mit dem Verhältnis von Emotionen zum Geschehen und Leben zu tun sowie mit unserer Darstellung dieser Phänomene als das, was wir Geschichte nennen. Emotionen sind ständig in uns, ruhen auch in der Nacht nicht. Und am Morgen, wenn wir aufstehen, sortieren wir sie neu. Unerbittlich stellt sich wieder von Neuem die ewig gleiche Frage nach dem Zustand im Heute: Was, was ist heute?

Ich lese am Morgen Zeitungen. Ich liebe Zeitungen. Sie helfen mir beim Wachwerden am Morgen. Wachgeworden möchte ich in die Welt schauen und – verstehen. So gebe ich mich dem hin, was andere als interessant beurteilen und mich nun auch interessant dünkt. Und fühle mich mitten in der Welt. Ich meine, „dabei“ zu sein. Hätte ich diese Privilegien der Selbsttäuschung durch Zeitungen nicht, ich würde freilich auch wach werden, die Welt erfahren und mich interessiert Interessen anschliessen, einfach anders. Die Macht der Gegenwart und der in der Gegenwart wirkenden Mächte wäre gleichwohl da. So folge ich Zeitungen.

Seit vielen Jahren habe ich auch Zeitungsartikel gesammelt. Dass dies zu keiner dauerhaften Passion wurde, hängt damit zusammen, dass Sammlungen so schnell dysfunktional werden. Interessen und Fragen ändern. Auch findet man die Artikel nicht mehr oder nicht schnell genug. Die Ordnung ist schwer aufrecht zu erhalten. Manchmal versteht man sie auch nicht mehr. Sie erscheint auf einmal obsolet. Das Finden fällt schwer. Sammlungen kann man nicht mehr benutzen, sie werden zu umfangreich, verlieren ihren

erstrebten Sinn, meist ohne dass es zunächst wahrgenommen würde. Ich habe mich denn auch immer wieder von solchen Sammlungen getrennt und sie weggeworfen, so schwer mir das fiel; denn die Gefühle, die zum Bewahren bewegt haben und bewegen, sind nicht immer leicht zu überwinden.

## **b Geschichte und Historie**

Die Wege vom Tagesgeschehen zur Geschichte im Sinne vergangenen Geschehens und als verständliche Darstellung von Vergangenheit, gehen zwar vom Sammeln, Bewahren und Erinnern aus, aber sie lassen sich nicht ausreichend von diesen Tätigkeiten her beschreiben und erklären. Geschichtswerke sind keine Kompilationen von Berichten. Sie gründen auf Sammlungen von Zusammengetragenen, wählen aber noch einmal aus, strukturieren das Ausgewählte neu, und sie halten dabei weitere Reflektionen über Vergangenes fest.

Alles, was geschieht, gehört zur Geschichte. So ist alles Geschichte beziehungsweise wird dazu. Wenn wir uns irgendwelche Zeugnisse anschauen, studieren oder lesen, so sind wir bei der Geschichte, haben Geschichte. Und doch gibt uns die Geschichte mehr, welche uns die Historiographie überliefert. Denn Geschichte als ein Begriff für die Gesamtheit vergangener Zustände und Entwicklungen bietet uns so viel, dass wir unweigerlich verstummen, weil wir nicht verstehen können, weil wir uns in der Menge von endlich vielem Zufälligen nicht zurechtfinden.

Geschichte war und ist zwar unendlich reicher als Historie, aber erst in dieser eingeschränkten Form fassbar. In ihrer Vergegenwärtigung durch unser Interesse, durch die Zuwendung zur Vergangenheit, durch Bewusstwerdungs- und Darstellungsprozesse, wird sie reduziert, aber erhält in solcher Reduktion Sinn. Das meiste geht vergessen oder muss beiseitegelassen werden. Aber gerade Vergessen und Weglassen machen Historiographie überhaupt verständlich. Was Annalen festhalten, zeugt von intentional vorgenommenen wie auch zufällig zustande gekommenen Gewichtigungen.

Hinzu kommt, dass bei der Darstellung von Geschichte in der Historie etwas geschaffen wird, was sich von den verwendeten Zeugnissen unterscheidet. So wird zusammengefasst, analysiert und interpretiert. Damit kommt Neues hinzu. Die Darstellung ist – je nachdem wie man diese beurteilen will – reicher, ärmer und in jedem Falle anders als eine Kompilation von Berichten früheren Geschehens.

Dies gilt auch für die sogenannte Alte Geschichte. Als wissenschaftliche Disziplin, so heisst es, sei Alte Geschichte vor allem durch Barthold Georg Niebuhr (1776–1831) und Theodor Mommsen (1817–1903) begründet und etabliert worden. Diese beiden grossen Wissenschaftler haben vor allem Römische Geschichte betrieben. Römische Geschichte und

damit Latein sind zentral für die Alte Geschichte, mit ihnen beginnt sie. Sie bilden ihren Ausgangspunkt. Doch bereits die Römer wussten um ihre Abhängigkeit von den Griechen. Alte Geschichte umfasst denn zentral Griechische u n d Römische Geschichte. Wie ist es dazu gekommen?

Ich beginne im Heute, in der Gegenwart und schaue zurück. Die Darstellung der Rückschau folgt dem Prinzip der Historiographie: Ich halte mich an chronologische Abfolgen und zeige anhand von ausgewählten Beispielen Formen und Stufen der Wahrnehmung der Geschichte des griechisch-römischen Altertums von der Antike bis zur Gegenwart. Geschichte ist vorgeformte, überlieferte Darstellung von Geschichte, wie sie insbesondere in der Historiographie des Altertums seit Herodot vorliegt. Mit Herodot beginnt Geschichtsschreibung. Sie befasst sich mit der Welt rund um das Mittelmeer und bezieht die drei Kontinente Afrika, Asien und Europa mit ein.

Zuerst ein Wort zur Gegenwart, zum Anlass meines Schreibens. Die folgenden Ausführungen sind in Vorbereitung meiner letzten Vorlesung für das Frühjahrssemester 2022 an der Universität Zürich entstanden, eben in jenem Zeitpunkt, zu dem die Ukraine angegriffen wurde. Sie nehmen Themen auf, die ich im Laufe meiner Zeit als Professor für Alte Geschichte an der Universität Zürich in Forschung und Lehre und vor allem in der Verbindung von Forschung und Lehre behandelt habe. Es spiegeln sich also Interessen, wie ich sie in Zürich entwickeln durfte.

Eine geschichtliche Darstellung muss kurz sein, sonst ist sie nicht rezipierbar, und man kann nichts aus ihr lernen. Der Text hier setzt Schwerpunkte, wählt aus und verkürzt auch manches. Geschichte an und für sich, ich habe das bereits geschrieben, wäre zu gross; sie ist an und für sich unfassbar. Es handelt sich um komplexe Zustände, die zusammengenommen ausmachen, was wir Historie nennen. Schon eine Summe von Zuständen wie das Wetter *per se* – also das vergangene Wetter zusammengenommen als Ganzes – sagt uns nichts. Für die Zukunft könnte daraus nichts abgeleitet werden. Wir wollen aber beispielsweise wissen, ob morgen die Sonne scheint oder ob es regnet.

Bei der Geschichte ist es ähnlich. Die Beschäftigung mit ihr entspringt Interessen. So möchten wir wissen, wie vergangene Vorgänge zu beurteilen sind, was heute geschieht und morgen kommen wird und ob uns die Geschichte etwas dazu zu sagen hat. Wir fragen, was gerecht sei, ob Katastrophen eintreffen oder ob wir optimistisch sein dürfen. Alle diese Fragen bereiten Schwierigkeiten und lassen sich nicht abschliessend beantworten oder aufarbeiten. Wer sich mit Geschichte und Historie befasst, wird sich bewusst, welche Probleme es bei ihrer Wiedergabe gibt.

Doch gerade deshalb sind Geschichte und Historie interessant. Sie wecken – angefangen bei einer ersten Frage – immer weitere Fragen. Wir fragen, was geschehen ist, was geschieht, was wird. Die Kaskade der Fragen führt zu Antworten, genauer: Antwortversuchen. Immerhin verstehen wir solche Antworten, *die* Geschichte freilich nicht. Bei der Darstellung von Geschichte sind wir also beim Lernen.

Gelerntes zeigt sich in Texten. Was nach der Abfassung eines Textes kommt, ist zu bedenken, kann indes nie wirklich vorausgesehen werden. Voraussagen oder gar erst Prophetien lassen sich machen; ob sie zutreffen, wissen wir nicht. Wir müssen warten. Dennoch kann jemand beanspruchen, im Hinblick auf Geschichte Voraussagen zu machen, und dies wird durchaus häufig unternommen.

Es ist unter anderem Sache von "Experten". Es gibt viele Experten. So mag die Geschichte lehren, dass im Zeitalter der Menschen die Umwelt geschädigt wurde, man Leben eliminierte, die Temperaturen im jüngsten Anthropozän beängstigend stiegen, Macht missbraucht wurde, Schwächere ausgebeutet wurden, Ideologien Menschen fehlleiteten und so weiter und so fort. Solche Deutungen helfen bei einer sinnvollen, wahren, und vielleicht letztlich traurig stimmenden Darstellung von Geschichte.

Geschichtsdarstellungen ändern. Manchmal sind sie auch positiv, manchmal sogar euphorisch. Können wir einige Formen der Geschichtsdarstellung näher anschauen? Gewiss ist das leichter, wenn wir auf einzelne Themen schauen, die wir kennen, so die gut erforschte Geschichte des Altertums und hier Themen der Geschichte der Griechen und Römer, das heisst der sogenannten Antike! Was für Formen der Darstellung beziehungsweise der Rezeption der Geschichte des Altertums gibt es, und was bedeuten sie im Hinblick auf die Erwartungen auf die Zeit nach ihrer Darstellung?

### **c Von der Geschichte der Geschichte schreiben. Zum Konzept der „Rezeption“**

Ich stelle meine Ausführungen unter das Thema einer Rezeptionsgeschichte der Geschichte des Altertums mit ausgewählten Schwerpunkten, das heisst einiger Aspekte der Geschichte von auf das Altertum bezogenen Geschichtsbildern. Ich behandle Geschichtsbilder mit einem Fokus bei der Geschichte Athens und Roms und deren politischer Geschichte. Den Begriff "Rezeption" habe ich im Laufe meiner Karriere als Forscher übernommen, zum Teil gerne, aber mit Schwierigkeiten; zum Teil gegen meinen Willen.

Meine Bedenken kommen von daher, dass der Begriff der Rezeption zwar neue Perspektiven bietet, aber im Kern eine Verengung geschichtlicher Fragestellungen bedeutet (Geschichte ist mehr als Rezeption) und zugleich als Anspruch auf Schaffung einer neuen Disziplin mit solch verengten Fragestellungen verstanden werden kann. Zweitens bedeutet er

eine Rechtfertigung klassischer Texte, die man beispielsweise nicht für den Missbrauch durch die NS-Ideologie verantwortlich machen darf. Dieses Argument ist zwar richtig, aber es gibt keinen wissenschaftlichen Grund, es pointiert auszusprechen und so seinerseits eine dogmatische und ideologische Position (manche Formen der Rezeption werden als ideologisch verfehlt abgelehnt) einzunehmen.

Doch: Der Begriff war da, man hatte ihn erfolgreich etabliert und verwendete ihn, und diejenigen, die ihn verwendeten, hatten Einfluss und fanden Gehör. So schloss ich mich ihnen an.

An und für sich gäbe es Alternativen. Eine ganze Reihe weiterer Bezeichnungen hat sich eingebürgert, so etwa diejenige der Wirkungs-, der Wissenschafts- oder der Wissensgeschichte. Früher war etwa auch die Rede vom "Nachleben" der Antike, oder man verfasste Darstellungen der Geschichte des Humanismus oder der Überlieferung des Altertums oder der *Classical Tradition*. Am einfachsten wäre es, nur gerade von Geschichte zu sprechen. Geschichte hat ja ihre Geschichte: Sie gehört selbstredend zur Geschichte. Dasselbe gilt für die Interessen an ihr und das einzelne Ich, ohne das davon nicht gesprochen werden könnte.

Geschichte beginnt bei der eigenen Geschichte, eine von unzähligen Geschichten; und von daher eine Geschichte, die für andere an und für nicht unbedingt interessant ist. Es geht also darum, sie zunächst für mich und dann für andere wichtig zu machen.

Es ist vielleicht wie beim Aufnehmen eines Kieselsteins. Der Kieselstein wird erst wichtig, wenn noch etwas dazukommt. Vielleicht ist das der Weg. An den Weg kann ich mich erinnern, an den Stein nicht. Oder zumindest an eine Erfahrung mit dem Stein. Ich warf ich ihn weg, so weit es ging und so weit, wie ich es gerade vermochte. Und ich freute mich an meiner Wurfkraft und der Heiterkeit des Tages, gab mich dem Gefühl der Stärke hin. Oder ich vermochte die Schönheit des Steines zu schildern, gab ihm einen Platz auf einem Hausaltar.

Das Werfen von Steinen erinnert mich an die Rede von "Projekten". Immer wieder waren Projekte zu lancieren. Von einem erzähle ich kurz. Die Künstler Alex Meszmer und Reto Müller suchten nach einem besonderen Stein für eine Performance. Sie konzipierten ein Projekt, in dem es um die Erfahrung der Kraft der Kunst ging. Sie fanden ihren Stein mit Unterstützung unter anderem des thurgauischen Kantonsarchäologen Hansjörg Brem in einer römischen Säule im Thermenmuseum in Rom. Diese liessen sie von Rom nach *Ad Fines* transportieren, stellten sie im Museum dort auf, zeigten sie, berichteten und erhielten ein wenig Geld für diese Inszenierung mit dem Titel *Columna ad finem mundi*. Mit einem



"wissenschaftlichen Gutachten" durfte oder sollte ich bei der Einwerbung der finanziellen Mittel helfen. *Ad Fines* ist der römische Namen von Pfy, wie wir ihn aus dem *Itinerarium Antonini* und der *Tabula Peutingeriana* kennen. Pfy ist freilich auch als jungsteinzeitlicher Fundort bekannt. Auf dem Hügel von Pfy etwa zwanzig Meter über der Ebene des einst mäandrierenden Flusses Thur stehen die Überreste eines spätrömischen Kastells. Die Einwohner sprechen vom "Städtli". Es ist das ursprüngliche Zentrum der Gemeinde mit einer alten Bartholomäus-Kirche sowie der Schule und einem Museum, das von den beiden Künstlern betreut wird. Das Projekt *Columna ad finem mundi* war eine von zahlreichen Aktivitäten. So erklärten Meszmer und Müller 2011/12 im Rahmen einer Initiative des von Kulturschaffenden zum "Kulturminister" gewählten Dominik Riedo ihren Wohn- und Wirkungsort Pfy zur "Kulturhauptstadt der Schweiz".



Diese Geschichte und andere bedeutendere in den Kontext von Phänomenen zu rücken, die einem Bereich der Rezeption des Altertums zugerechnet wird, ist seit einigen Jahrzehnten nicht ganz unüblich geworden. Ich habe den Begriff "Rezeption" hauptsächlich im Zusammenhang des Lexikons *Der neue Pauly* kennengelernt.



Hubert Cancik, Helmut Schneider und Manfred Landfester sind die Herausgeber dieses Unternehmens. Der erste Band erschien 1996. *Der neue Pauly* erneuerte den *Kleinen Pauly*, ein Lexikon, das als übersichtliche Kurzfassung der gewaltigen *Realencyclopädie der classischen Alterthumswissenschaft* beliebt und erfolgreich war.

Bernd Lutz vom Metzler-Verlag in Stuttgart, der wiederholt Lexika herausgegeben hatte, besprach die Idee einer Neuausgabe des Lexikons *Kleiner Pauly* zunächst mit befreundeten Autoren und Beratern des Verlages und brachte sie dann erfolgreich auf den Weg. Sie sollte nicht zuletzt auch dem Verlag selbst dienen.

Beim Verlag J. B. Metzler in Stuttgart und danach beim Alfred-Druckenmüller Verlag war die *Realencyclopädie der classischen Alterthumswissenschaft* ab 1837 bis 1972 (Abschluss der zweiten Reihe) beziehungsweise 1978 (letzter Ergänzungsband) oder 1980 (Registerband) erschienen. Seit 1963 hatte der Göttinger Altphilologe Konrat Ziegler an einer Kurzfassung, dem *Kleinen Pauly* gearbeitet. Das Lexikon wurde gleichfalls von Alfred Druckenmüller verlegt und lag 1975 vollendet in fünf Bänden vor. Nachdem 1992 die Rechte und Bestände des grossen Pauly-Wissowa und des Kleinen Pauly vom Verlag J. B. Metzler zurückgekauft worden war, ging man an die Planung eines Nachfolgewerkes für den *Kleinen Pauly*. 1996 stellte der Verlag das Projekt unter anderem mit folgenden Worten vor:

*Die klassischen Altertumswissenschaften sind – wie alle Geisteswissenschaften als Produkte der Kultur, in der sie betrieben werden, einem beständigen Prozess der Veränderung und Entwicklung unterworfen. ... Der Blick auf die nachantike Geschichte lehrt jedoch, dass die antike Kultur in einem andauernden Prozess der Entdeckung, der Aneignung und Umdeutung steht. Dieser Prozess hat immer neue Antikebilder geschaffen ...*

Die Artikel sollten die Wirkungsgeschichte einbeziehen. Ein eigener Teil für Rezeptions- und Wissenschaftsgeschichte widmete sich ihr eigens.

Manfred Fuhrmann erklärte das Konzept dieses neuen Lexikonteiles in einem brillanten Vortrag anlässlich des Erscheinens des ersten Bandes am 22. Oktober 1999 in Giessen. Manfred Fuhrmann (1915–2005) war ein bedeutender Latinist, der sich für eine Erneuerung der Klassischen Philologie eingesetzt hatte. Latein sollte seiner Meinung nach in ähnlicher Weise ein universitäres Fach werden wie die modernen Sprachen. Die Zuständigkeit dieses Faches sah er nicht allein in einem "klassischen" Latein, sondern vielmehr im Latein aller Zeiten.

Fuhrmann war 1966 an die eben neu gegründete Reformuniversität Konstanz gekommen. Dort entwickelten sich moderne literaturwissenschaftliche Vorstellungen im Zusammenhang mit dem Begriff der Rezeption. Aus der Konstanzer Schule der Rezeptionsästhetik hebe ich den Romanisten und Literaturwissenschaftler Hans Robert Jauss hervor. Texte würden im Hinblick auf ein Publikum und Erwartungen verfasst. Zu den Texten gehören somit auch deren Wahrnehmungen. Solche Wahrnehmungen nach den Erfahrungen

mit Ideologien des 20. Jahrhunderts – Faschismus und Marxismus – hermeneutisch zu beschreiben, sie wahrzunehmen, bietet ein neues Feld der Wissenschaft. Solche Vorgänge zu beobachten ist nicht allein für sogenannt klassische Texte von Bedeutung, sondern für alle Texte. Damit wird eine Verbindung der Geschichte der Literatur zur Geschichte hergestellt. Die Beobachtungen geben Einblick in die Theorie der Geschichte, die Historik. Sie zeigen geschichtliche Vorgänge, deren Mechanik anhand von Texten erfasst wird. Im Kreis der Konstanzer Schule erhielt denn auch die Erforschung nichtklassischer Texte aus Spätantike, Mittelalter und Neuzeit (Manfred Fuhrmann, Rainer Herzog) sowie die Wissenschaftstheorie (Jürgen Mittelstraß) Anreize und Inspiration.

Die neuen Vorstellungen wurden nicht zuletzt in den Arbeitskreisen von *Poetik und Hermeneutik* diskutiert. Ansätze der Begriffsgeschichte – meisterhaft entwickelt und gefördert durch Reinhard Koselleck – oder der *Intellectual History* gehen in eine ähnliche Richtung.

Anregungen aus Konstanz haben sich in den 90er Jahren verbreitet. In Tübingen organisierte Wolfgang Haase grosse Jahrestagungen einer 1991 gegründeten *International Society for the Classical Tradition*. Wolfgang Haase hatte zuvor mit Hildegard Temporini für das monumentale Werk *Aufstieg und Niedergang der römischen Welt* gearbeitet, das ursprünglich als Festschrift für den Tübinger Althistoriker Joseph Vogt begonnen worden war. Haase war eben daran, in die USA zu wechseln, wo er dann das von Meyer Reinhold gegründete *Institute for the Classical Tradition* leitete und die 1994 gegründete Zeitschrift *International Journal for the Classical Tradition* herausgab. Karla Pollmann, einst in Konstanz, untersuchte in einem grossen Projekt die Augustinrezeption. Sie konnte dabei freilich auch an insbesondere französische Vorarbeiten aus dem Gebiete der Patristik anknüpfen.

Vieles hängt mit Entwicklungen der Literaturtheorie und deren Anwendungen zusammen. Der Vorgang wirkte sich auch in der Latinistik aus. Charles Martindale und sein Buch *Redeeming the Text: Latin Poetry and the Hermeneutics of Reception* (1992) steht am Anfang einer Bewegung in Grossbritannien und den USA. Seit 2009 erscheint unter der Herausgeberschaft von Lorna Hardwick die Zeitschrift *Classical Receptions Journal*. Zusammen mit dem US-Altphilologen James I. Porter gibt Lorna Hardwick die Buchreihe *Classical Presences* heraus.

Anstösse kamen auch aus der "Wissenschaftsgeschichte" (gemeint ist die Geschichte der Wissenschaften vom Altertum, vor allem der Alten Geschichte). Der brillante Intellektuelle Arnaldo Momigliano (1908–1987) faszinierte hier mit seinen Anregungen. Karl Christ (1923–2008) gilt als ihr Altmeister. Der amerikanische Altphilologe William M.

Calder III (geb. 1932) mit seiner Begeisterung und enormen Aktivität hatte eine beachtliche Ausstrahlung.

Die institutionalisierte Erinnerungspflege um Winckelmann und Schliemann sowie die Ausstellungen *Berlin und die Antike* (1979) und *Troja* (2001) gaben wichtige Impulse. Von den Forschungsförderungsinstitutionen wichtig war die *Werner-Reimers-Stiftung*.

In den letzten Jahren ist in den USA ein Streit um die politisch korrekte Deutung von Altertum und Wissenschaften vom Altertum, vor allem der Classics, entstanden. So hat man etwa auf dem Titelblatt des *American Journal of Philology* den Namen des Begründers, Basil Lanneau Gildersleeve, gelöscht, weil er Rassist und Unterstützer der Südstaaten-Konföderation gewesen sei. Classics werden an Topuniversitäten und von führenden Wissenschaftlern für Rassismus und Misogynie verantwortlich gemacht. Intensiv debattiert über solche Fragen wurde an einer Tagung der *Society of Classical Studies* 2019 in San Diego. So ist es angezeigt zu prüfen, wie die Rezeption des Altertums verlaufen ist. Mary Beard hat das wiederholt meisterhaft getan. Sehr bekannt mit einem solchen Unternehmen wurde vorübergehend auch Donna Zuckerberg, die Schwester, des Facebook-Gründers, die über einige Jahre Herausgeberin des bis 2020 erschienenen online-Journals *Eidolon* war, wo sie dafür sorgen wollte, dass die einer *informal scholarship* verpflichteten Essays zu siebzig Prozent von Frauen und zu zwanzig Prozent von *people of color* verfasst würden. Die dafür notwendigen Daten wurden mit einem Google-Formular erhoben. 2018 erschien ihr Buch *Not All Dead White Men. Classics and Misogyny in Digital Age*. Hier wird untersucht, wie – vor allem – Misogynie und Rassismus durch die Rezeption unter anderem der *Ars amatoria* von Ovid und des antiken Stoizismus entstanden seien. Zum Hintergrund dieser Publikationen zählt die konservative und populistische Wende in den USA mit der Präsidentschaft Donald Trumps und den Äusserungen etwa von Steve Bannon und Vertretern des "Politischen Realismus" beispielsweise zu Thukydides, der zu einem Vorbild für Machtpolitik in der Gegenwart gemacht wird. Polyphonie und Diversität seien den Ansprüchen der Suprematisten, welche die Antike als Beleg für die Überlegenheit "weisser Kultur" verwenden würden, gegenüberzustellen.

Ein wichtiger Bezugspunkt ist das platonische Höhlengleichnis, in dem die Frage nach der Realität gestellt wird. Es spielt in der Science Fiction-Literatur seit längerer Zeit eine wichtige Rolle und hat seinen Einfluss auch im Film *The Matrix*, wo Morpheus Neo erklärt, er lebe in einer simulierten, computergenerierten Traumwelt, der Matrix, aus der er sich indes durch die Einnahme einer Pille befreien könne: Einer blauen Pille, welche ihn in sein

bisheriges Leben zurückführe, einer roten Pille, welche ihm die schmerzhafteste Wahrheit über die Matrix enthüllen werde. Neo nimmt die rote Pille.

Donna Zuckerberg ist es darum gegangen, sofern ich es richtig verstehe, die Mechanismen der Welt der Redpillers (*Red Pill* ist die Bezeichnung der Männerrechtsbewegung in den USA und der Name eines Films) zu enthüllen, der Welt der Misogynie und des Rassismus, wie sie sich als Rezeption der Antike ergeben hat.

## **1 Das Altertum, Hellas, Rom und die moderne Geschichte der Welt**

Geschichte setzt Geschichte fort, Geschichtsschreibung knüpft an Geschichtsschreibung an. Wer Zeitgeschichte wahrnehmen will, informiert sich in Medien, die beanspruchen von Geschichte in der Welt zu berichten. Geschichte wird verstanden als Geschichte von Geschehen auf der ganzen Welt: Ein Globus ist ein beliebtes Symbol so verstandener Geschichte. Nachrichtensendungen verwenden dieses Symbol gerne und häufig. Berichte über das Geschehen in der Gegenwart und die Zeitgeschichte sind global orientiert.

Wer sich mit Vorgängen der Gegenwart befasst und diese darstellt, tut dies immer auch im Aufnehmen von Modellen der Darstellung. Um solche Verschränkungen von Gegenwart und Vergangenheit zu verstehen, lohnt es sich, sich die Verbindungen zur Geschichte der Geschichtsschreibung zu vergegenwärtigen.

### **a Das Interesse an der Weltgeschichte als Interesse am Verstehen „grosser“ Geschichte**

Beim Beginn der Vorlesung, welche die Grundlage dieses Buches ist, Ende Februar 2022, erklärte der russische Staatspräsident und Präsident der Russischen Föderation Wladimir Putin im antikischen Katharinensaal des Senatspalastes im Kreml in Moskau bei einer ausserplanmässigen Sitzung des Sicherheitsrats der Russischen Konföderation: Kiew quäle das Volk im Donbass-Gebiet, die USA und die Nato würden die Ukraine zur Schwächung Russlands missbrauchen. Wenig später unterzeichnete er den "Vertrag für Freundschaft und Zusammenarbeit" mit den zu Staaten erklärten Gebieten der Ostukraine. Fast unmittelbar danach begann der Krieg Russlands gegen die Ukraine, Putin zufolge eine "Militäraktion". Thema Nummer Eins jeder Berichterstattung war fortan dieser Krieg. Traten wir mit diesem Krieg in ein neues Zeitalter ein?



Neue Zürcher Zeitung 22. Februar 2022, Alexei Nikolsky / Kremlin Pool / Sputnik / EPA.

Ähnlich war eben in einem anderen Zusammenhang gefragt worden: Was bedeutete die Corona-Pandemie? Auch mich hatte die Frage jeden Tag beschäftigt: Geht sie vorbei, ist sie vorbei, was verändert sie? In Wuhan war das Virus ausgebrochen und hatte sich rasch in der ganzen Welt ausgebreitet. Man könnte dieses Unglück als ein Ereignis der Biologie und der Naturgeschichte oder der Umweltgeschichte anschauen. Wir haben es aber eher als ein epochales Ereignis der Weltgeschichte unseres Jahrhunderts empfunden. In so kurzer Zeit hatten Menschen das Virus in alle Länder und Kontinente getragen, und nun änderte sich deren Geschichte.

Wir haben uns eben daran gewöhnt, Geschichte als Weltgeschichte anzuschauen und Trends, Krisen, Umbrüche oder epochale Daten in sie hineinzudeuten.<sup>1</sup> An grosser Geschichte möchten wir teilhaben, und wenigstens in ihrer Deutung mehr sein als nur Erleidende. Gedeutete Geschichte erscheint leicht als verstandene Geschichte. Und auf Grund einer Logik, die Geschichtsdeutungen vielleicht geradezu zwingend inhärent ist, wird angenommen: Wer Geschichte versteht, vermag dann auch Möglichkeiten zu erkennen, Geschichte zu erklären, ja gar zu beeinflussen und zu verändern.

Im griechisch-römischen Altertum entstand die Vorstellung der Geschichte als Weltgeschichte. Herodot ist ihr Erfinder.

Bald schon hatte die Geschichtsschreibung als Kunst ihre eigene Muse: Klio. Als eigene Wissenschaft galt die Historie nicht. Über Jahrtausende wurde sie als hauptsächlich als Teilgebiet der Rhetorik verstanden, seit jeher indes auch als Kunst.

---

<sup>1</sup> Dieses Kapitel nimmt Gedanken und Formulierungen auf aus: Beat Näf: Antike Geschichtsschreibung. Form – Leistung – Wirkung, Stuttgart 2010.

Die Macht der Kunst wird nicht zwingend geschenkt. Sie ist zu erhoffen, zu ersehnen und zu erbitten. Deshalb werden in der *Ilias*, in der *Odysee* und in der *Theogonie* Hesiods und in der Folge noch und noch inspirierende Musen angerufen. Diese Gottheiten halfen den Dichtern und Sängern, die damals im frühen Griechenland wie schon im Vorderen Orient an den Höfen anzutreffen waren und mythische Geschichtsdeutungen vortrugen. Die Vorstellungen von den Musen haben sich entwickelt. Klio als Muse der Geschichtsschreibung spielte in der antiken Geschichtsschreibung kaum eine Rolle. Dennoch steht sie für einen wichtigen Kontext von Geschichtsschreibung, ihre Verbindungen zu epischen Geschichtsdarstellungen wie dem Gilgamesch-Epos, der *Ilias*, der *Odysee* oder später der *Aeneis* sowie der mit diesen Epen verknüpften Mythen und religiösen Riten. In diesen Verbindungen spiegelt sich auch die tiefe Traurigkeit, die Geschichte als Geschichte an und für sich hervorruft und welche die Kunst wiedergibt und überwindet. Vergils Aeneas hatte so von den Tränen der Geschichte gesprochen: ... *sunt lacrimae rerum et mentem mortalia tangunt. Solve metus ...* (Aen. 1, 461 f.). Doch: Löse Dich von der Angst! Klio, Tochter des höchsten Gottes Zeus und der Erinnerung (Mnemosyne), lässt den Schmerz überwinden und vergessen. Sie erhebt mit dem Ruhm, den sie verleiht. Sie hat ja ihren Namen, wie Diodor erklärt, weil sie dank dem Lob, das sie den Gelobten verleiht, den Gepriesenen grossen Ruhm (*kleos*) verschafft (4, 7, 3).



Klio Thaleia Erato Euterpe Polyhymnia Kalliope Terpsichore Urania Melpomene

Klio auf einem kaiserzeitlichen Sarkophag, dem sogenannten Musensarkophag im Louvre (wikimedia).

Ruhm ist Macht: Lebensmacht, kulturelle, gesellschaftliche, politische Macht. Die Erfindung der Geschichtsschreibung hängt mit der Faszination zusammen, welche Macht ausübt. Menschen versuchen Anteil an der Macht zu erhalten beziehungsweise sich mit ihr zu identifizieren oder sich ihr anzugleichen oder in ihre Obhut zu gelangen. So schauen sie auf Mächtige, auf diejenigen, welche das Corona-Virus in den Griff nahmen, auf Staaten und Politiker, oder auf die Macht der Natur und die zahlreichen mythischen Auslegungen dieser



Macht; auf Götter, Krieger, Herrscher, Städte, Staaten und Kulturen. Und natürlich auf Krieg und Gewalt.

Macht äussert sich immer auch in Gewalt. Bei einer Epidemie zeigen sich Gewalt und Gegengewalt in Massnahmen und Empörung gegen Vorschriften, Masken zu tragen, sich impfen zu lassen und Covid-Zertifikate zeigen zu müssen. Die einen sprachen von Diktatur, die anderen vom Rechtsstaat; Geschichtsbild stand gegen Geschichtsbild. Der Rechtsstaat siegte.

Die Macht, welche die Darstellung von Geschichte verleihen kann, so durch die Zuteilung von Ruhm, kommt durch Machtverhältnisse zustande. Wenn der Angriff auf die Ukraine mit dem Nazismus der Ukraine oder der Aggression des Westens erklärt wurde und Geschichte krass falsch dargestellt wurde, so hatte diese Geschichtserzählung doch insofern Erfolg, als sie eben durch die Militär- und Unterdrückungsmacht Russlands gestützt wurde. Im Katharinensaal widersprach ihr denn auch niemand. Wie einst in Rom ging es gegen Barbaren, und es kam einem vielleicht vor, als würde die alte Ideologie eines "Dritten Rom" nun in Moskau erneuert.

Schauen wir auf die Geschichte! Wir können nur so auf die Geschichte schauen, wie sie uns vermittelt worden ist, als bekannte Geschichte eben, als berühmte Geschichte in bekannten Erzählungen. Von daher ist sie Geschichte in Beispielen (*exempla*). So schauen wir denn auf sie. Die Darstellung "grosser" Geschichte beginnt dabei regelmässig mit der Darstellung von Gewalt und Machtkämpfen. Herodot fragte, wie es zum Trojanischen Krieg kam. Tausend Jahre vor ihm, als es noch keine Geschichtsschreibung gab, hatte das Gilgamesch-Epos von den Taten des sagenhaften Königs von Uruk, Gilgamesch, gekündet, und auch da ging es um Gewalt.

Besondere Aufmerksamkeit ist immer den Anfängen der Weltgeschichte gewidmet worden, als wären in den Anfängen die späteren Entwicklungen enthalten, vorausgenommen oder abgebildet. Doch, wo in der Welt wären die wirklichen Anfänge zu beobachten? Weltgeschichte ist nie tatsächlich Weltgeschichte. Sie arbeitet mit Präferenzen. Solche Präferenzen gelten Griechen und Römern. Aus dieser Geschichte kommen berühmte Beispiele, *exempla*.

Zuweilen werden diese ergänzt durch Beispiele ausserhalb der griechisch-römischen Ökumene. Im Falle von Gilgamesch handelt es sich um einen Herrscher, der noch älter, einflussreicher und bekannter war als die Anführer im Trojanischen Krieg.

## b Von Herodot zur Global History

In der Regel wird mit der Diskrepanz zwischen universalem Anspruch und tatsächlichen Möglichkeiten so umgegangen, dass eingeschränkt die Geschichte eines bestimmten Raumes sowie der darin erforschbaren und darstellbaren Ausschnitte von Geschehen als für alle Menschen wesentlich ausgegeben wird. Diese folgenreiche Entwicklung setzt mit Herodot ein. Ihm ging es darum, eine Vorstellung von der ganzen Welt mit den sie bewohnenden Völkern sowie deren Sitten und Kultur zu geben. Die leitenden Gedanken formuliert Herodot im *Prooimion*. Zusammen mit weiteren Stellen in seinem Werk, wo über die Arbeit der Geschichtsschreibung als Forschung und Darlegung von Forschung reflektiert wird, zeigen sie ein wichtiges Merkmal von Geschichtsschreibung. Diese orientiert sich an Methoden.

*Herodot aus Halikarnassos veröffentlicht hiermit seine Forschung, auf dass die menschlichen Werke bei der Nachwelt nicht in Vergessenheit geraten, und damit grosse und wunderbare Taten der Griechen und Barbaren nicht ohne Gedenken bleiben. Vor allem aber soll man erfahren, warum sie gegeneinander zum Kriege schritten.*

Nicht mit einem Musenanruf setzt Herodot ein, sondern mit der Erklärung der Methoden und Ziele seines Geschichtswerkes, das die Ergebnisse seine Forschung darlegt. Das ist eine Art Historik oder Geschichtstheorie *in nuce*. Seit Herodot ist es üblich, die Methoden der Geschichtsforschung bekenntnisartig darzulegen. Das entspricht in Ansätzen einer modernen, wissenschaftlichen Auffassung von Geschichtsschreibung. Da Geschichtsschreibung indes als Teil der Rhetorik gilt, hat man dieses Vorgehen als "topisch" bezeichnet. Doch als Herodot sein Werk verfasste, gab es den Begriff der Rhetorik noch nicht. Was Rhetorik sei, wurde dann vor allem im 4. Jahrhundert v. Chr. und danach ausgearbeitet und entfaltet.

So kommt es dazu, dass die Vorgehensweisen der Geschichtsschreibungen im Werken zur Rhetorik erklärt werden. "Licht der Wahrheit, lebendige Erinnerung, Lehrmeisterin des Lebens, Kündlerin von alten Zeiten", so definiert es Cicero an einer berühmten Stelle, sei die Geschichte:

*Historia vero testis temporum, lux veritatis, vita memoriae, magistra vitae, nuntia vetustatis qua voce alia nisi oratoris immortalitati commendatur?*

*... und durch welche Stimme, wenn nicht die des Redners, soll sie zur Unsterblichkeit gelangen? (De oratore 2, 36)*

Herodot ging es in diesem Sinne darum, Geschehen unter den Menschen für die Nachwelt zu erhalten. Er fasst dieses Geschehen mit den Begriffen des durch Menschen Entstandenen, der Werke oder Taten. Er qualifiziert und konzentriert sich auf grosse und

bewundernswürdige Handlungen, die der Erinnerung würdig sind. Von Bedeutung sind ihm die verschiedenen Völker, die er in Hellenen und Barbaren unterschieden sieht. Deren Antagonismus mündet in die gewaltigen Auseinandersetzungen der Perserkriege.

Seine Darstellungen nehmen ihren Ausgangspunkt bei der Vorgeschichte und bei der Charakterisierung sowohl der einzelnen Völker bezüglich Sitte und Kultur als auch deren Geschichte. Herodot stützt sich auf gelehrte Überlieferung. Zu ihr zählen Mythen, so die berühmten Berichte über männlichen Streit um Frauen, um Io, um Europa, um Medeia, um Helena. Frauenraub, aber auch Kolonisationsunternehmen, Handelsinteressen, Kampf um Recht und Sühne verbinden sich mit den Dissoziationsprozessen der Menschen in feindliche Lager, in gegnerische Völker oder die einander gegenüberstehenden Welten von Orient und Okzident. Der Mythos und seine Auslegung bieten Grundwahrheiten, sie werden in den durch Gelehrte und Kundige überlieferten Varianten vorgestellt. Das historische Geschehen ist nicht wirklich rekonstruierbar, auch wenn man die Plätze des Geschehens noch aufsuchen kann und Herodot Beobachtungen etwa über die Grösse der Städte gesammelt hat. Das sind eben die Quellen, das heisst die Berichte, die zur Verfügung stehen. Da die Berichte in verschiedenen Fassungen vorliegen und vorgetragen werden, enthalten sie vielfach Widersprüchliches. Herodot selbst will deshalb nicht entscheiden, ob es so oder anders gewesen ist. Der Mythos in seinen oft wilden Ausprägungen gehört als plausibles Verständnisangebot zur Geschichte – so wie heute Erklärungen durch theoretische Modelle.

Durch die Darstellung der Vorgeschichte kann Herodot einleuchtende Angaben zu den Ursachen des Krieges machen. Dessen Zustandekommen und Ablauf bedarf ausführlicher Forschungen und einer langen Erzählung.

Die Geschichte der Perserkriege erscheint dabei als Weltgeschehen, wie es vergleichbar auch das Epos der *Ilias* bietet. In der imponierenden Grösse des Themas, in seiner meisterhaften und auf geduldiger Recherche gründenden Darlegung bekommt dieses eine exemplarische Bedeutung für die universale menschliche Geschichte.

Geschichte als Universalgeschichtsschreibung ging auch in der Folge von einzelnen Reichsbildungen und der Geschichte von Reichen oder dominierenden Weltmächten aus. Bei Herodot folgten auf Assyrien die Reiche der Meder und Perser. Später kamen Makedonien und Rom hinzu. Gerne hat man das Reich der eigenen Zeit als letztes in einer Abfolge von vier Grossmächten gesehen. Auch der Wunsch nach gewissermassen mythischer Vollständigkeit und dem Besitz einer allumfassenden Geschichtsdeutungsmacht, welche nicht nur die Vergangenheit in den Griff nimmt und die Bedeutung der Gegenwart erklärt, sondern

sogar Spekulationen für die Zukunft ermöglicht, ist seit jeher Hand in Hand mit universalhistorischen Entwürfen gegangen.

Zur Zeit des Polybios war Rom die dominierende Macht. Sie beherrschte neu den Mittelmeerraum. Das Werk des Polybios setzt mit der Zeit in der 140. Olympiade ein, in welcher seiner Meinung nach ab rund 220 v. Chr. "die Geschichte ein Ganzes wird", "gleichsam ein einziger Körper". Denn nun "verflechten sich die Ereignisse, in Italien und Libyen, mit denen in Asien und Griechenland, und alles richtet sich auf ein einziges Ziel".

Polybios konzentriert sich auf politisch-militärische Geschichte und will den Aufstieg Roms zur Weltmacht innerhalb von nicht ganz 53 Jahren beschreiben und erklären, die "schönste und lehrreichste Leistung der Tyche" (Polyb. 1, 3 f.). Geschichte der Gegenwart und der jüngeren Vergangenheit gefasst als Geschichte politischen Geschehens wird hier als Welt- oder Universalgeschichte verstanden.

Weltgeschichten hatten in der augusteischen Zeit Konjunktur, weil mit den Eroberungen eines Pompeius, Caesar und Augustus das Imperium Romanum zum Weltreich geworden war, ja die Bestimmung Roms darin gesehen wurde, die Welt zu regieren. Mehrere Autoren verfassten damals Weltgeschichten, in lateinischer wie griechischer Sprache, so auch Strabon, der bekannte Autor einer geographischen Beschreibung der damals bekannten Welt, die freilich auch mit historischen Bemerkungen angereichert ist.

Aus der Sicht der Stoa, war es allerdings nicht der politische Zusammenhang, welche das Fundament für die Einheit von Geschichte ausmachte, sondern die Zusammengehörigkeit der Menschen im Kosmos. Der Historiker Diodor hielt dies in seiner Universalgeschichte, der *Historischen Bibliothek*, so fest:

*Darüber hinaus aber haben sich die Geschichtsschreiber Mühe gegeben, alle Menschen als Mitglieder einer grossen Familie zueinander zu bringen, getrennt nur durch Raum und Zeit, und sie unter eine gemeinsame Ordnung zu stellen und sind darin gleichsam Gehilfen der göttlichen Vorsehung geworden: Wie diese nämlich den Reigen der sichtbaren Gestirne zusammen mit den Kräften der menschlichen Natur in ein einheitliches Verhältnis zusammenfasst, auf diese Weise den Ablauf des Weltgeschehens in einen unaufhörlichen Kreislauf bringt und im einzelnen jedem das zuweist, was ihm vom Schicksal her zukommt, so zeichnen die Historiker die Geschehnisse des ganzen Erdkreises gleichsam als die eines einzigen Gemeinwesens.* (Diod. 1, 1, 3)

Der sympathische Gedanke hatte bei der Gestaltung von Universalgeschichten zur Folge, dass die Anfänge der gemeinsamen Kultur und die Wurzeln in der mythischen

Erinnerung der Menschheit genauso beschrieben wurden wie das spätere Auseinanderbrechen im Kampf der menschlichen Gesellschaften und Staaten.

Die christliche Perspektive hat zwar die mythischen Erzählungen der Heiden teilweise durch diejenigen des Alten Testaments ersetzt oder doch wenigstens ergänzt, noch immer aber betont die 418 beendete und im Auftrag Augustins entstandene Weltgeschichte eines Orosius die allen Menschen gemeinsame Wurzeln: „Ich habe mir vorgenommen, den Beginn des Elends der Menschen vom ersten Sündenfall herzuleiten ...“ (Oros. hist. 1, 1, 4.) Orosius gliedert Geschichte als Abfolge von vier Weltreichen in sieben Büchern, die gewissermassen den Welttagen entsprechen. Profane Geschichte und Heilsgeschichte fallen immer wieder zusammen, so besonders markant in der Geburt Abrahams in der Regierungszeit des Herrschers der ersten Weltmonarchie, des Assyrikerkönigs Ninus, oder in der Geburt Christi unter Augustus.

Europa war an der Universalgeschichte in der Neuzeit interessiert, weil die auf die gesamte Welt ausgreifenden Prozesse der Entdeckungen, der Schaffung von Kolonialreichen und heute der Globalisierung nach angemessenen historiographischen Betrachtungsweisen riefen. Universalgeschichte ist von daher ein spezifisch westliches Phänomen. Es ist dabei zugleich geprägt durch den Rückgriff auf die Modelle der antiken Geschichtsschreibung.

Lange Zeit war universalgeschichtliche Betrachtung mit der christlichen Geschichtsphilosophie oder –theologie verknüpft gewesen. Die auf einem Gerüst heilsgeschichtlicher Daten ruhende Chronologie, die Euseb im 4. Jahrhundert etabliert hatte, wurde 1583 durch den grossen Gelehrten Scaliger revidiert und weitergegeben: Sie ist das Fundament jeder Geschichtsschreibung.

Im 18. Jahrhundert traten säkulare Ideen an die Stelle der christlichen Geschichtsmodelle. Voltaire bot rationale Erklärungsmuster an. Herder sah in der Geschichte die Verwirklichung der Humanität. Von Bedeutung wurde die Vorstellung einer "Menschheit", die sie sich in verschiedenen Kulturen in allen Teilen der Erde in Auseinandersetzung mit ihren Umwelten entwickelt habe.

Mehr und mehr bestimmten Geschichtsphilosophien die modernen Vorstellungen vom Verlauf der Weltgeschichte. Allen voran zu nennen sind Hegel, Marx und Darwin. Hegel selbst setzt sich in seiner *Philosophie der Geschichte* sowohl mit der antiken Historiographie wie auch dem Altertum intensiv auseinander, hier lässt sich eine Linie zu den Auffassungen der antiken Universalgeschichte zurückverfolgen.

Der Beitrag von Kennern des Altertums ist bei der Entwicklung universalhistorischer Ansätze und Betrachtungen ist wieder auffallend, zu denken ist an Leopold Ranke, Eduard

Meyer, Oswald Spengler, Hans Erich Stier, Arnold Joseph Toynbee, Joseph Vogt, Franz Altheim oder Alfred Heuss.

In den neueren Weltgeschichten büsste die Mittelmeerwelt an Stellenwert ein. Es kam zu einer De-Zentrierung der alten europäischen Welt. Gleichzeitig liess die zunehmende Spezialisierung, die Aufspaltung der Gebiete in Teilbereiche sowie deren inhaltliche Vertiefung ältere Versuche einer Gesamtschau in mancher Hinsicht als dilettantisch erscheinen. Doch hat gerade in den letzten Jahrzehnten und Jahren eine Historiographie an Bedeutung gewonnen, in welcher globale uniforme Entwicklungen mit Hilfe generalisierender Konzepte dargestellt werden. Trotz mancher Unterschiede kann Universalgeschichte durchaus als Vorläuferin moderner Weltgeschichtsschreibung gesehen werden.

### **c Formen der Rezeption, des Interesses und der Interessen sowie der Selbstvergewisserung**

Rezeption hat nicht nur eine Funktion in der Wahrnehmung und Darstellung der Vergangenheit, sie dient auch der Gegenwart. Sie gibt denjenigen, welche die Vergangenheit wahrnehmen, einen Status in der Gegenwart. Intellektuelle erhalten durch sie Autorität, Ansehen und Einfluss. Man ahmt sie dann wiederum nach, um selbst auch Autorität, Ansehen und Einfluss zu gewinnen.

Man macht es sich bei der Darstellung der Rezeption des Altertums zu einfach, wenn man meint, es gehe allein um das Altertum. Der Historismus tut dies. Er ist zu Recht deswegen kritisiert worden. So hat Nietzsche folgende Formen der Rezeption unterschieden, eine monumentalische, die bewundert, heroisiert und überhöht, eine bewahrende, antiquarische, und eine kritisch-auflösende. Ihnen gegenüber kam es ihm auf das Künstlerische an, das dem Leben dient, dabei achtete Nietzsche auf biologische, soziologische und ästhetischen Funktionen. Insbesondere durch den Marxismus hat man noch besser gelernt, die Interessen bei der Rezeption zu beachten und zu analysieren.

## 2 Geraubte Geschichte? *Oriens* und *Occidens* auf einer Insel am "Kreuzweg der Geschichte"

Orient und Okzident sind miteinander verknüpft. Der Orient war reicher und mächtiger. So hat der Okzident vom Orient empfangen. Herodot bewunderte Ägypten und Persien, auch wenn gerade von Persien für die Griechen grosse Gefahren ausgingen. Ähnliche Erfahrungen, wie sie die Griechen mit dem Verhältnis zwischen Orient und Okzident machten, seien – so eine geläufige Empfindung, die gerne an die historischen Erinnerungen anschliesst – bis hinein in die Neuzeit immer wieder gemacht worden. Die Osmanen eroberten Griechenland. Bis vor Wien stiessen sie vor. Begeistert unterstützten die Philhellenen, darunter etwa auch der geistige Gründer der Universität Zürich, Johann Caspar von Orelli (1787–1849), den Freiheitskampf der Griechen anfangs des 19. Jahrhunderts. In Europa pflegte man die "orientalistischen" Vorurteile, manchmal Abwertung, manchmal Verherrlichung, so etwa in der Ägyptomanie. Man hegte eher Sympathien für die Kleinen, allen voran für Israel, das heisst für die Opfer der grossen Reiche des Vorderen Orients. Zum wichtigsten Text aus dem Altertum wurde die Bibel.

Die beste deutschsprachige Sammlung der Quellen zum Alten Orient trägt denn bezeichnenderweise den Titel *Texte aus der Umwelt des Alten Testaments*. Ich empfehle sie.

Auch Zypern zählt zu den Kleinen. Auf dem Weg nach Jerusalem fühlten sich Pilger, Kreuzfahrer und Reisende von Zypern immer wieder angezogen. Auch die grossen Mächte wollten die Insel als wichtigen Stützpunkt in ihren Besitz nehmen: Ptolemäer, Römer, Osmanen, Briten. Die Geschichte der Insel ist ein gutes Beispiel für Auswirkungen der Weltgeschichte als Geschichte von Imperien auf kleinere Staaten und Kulturen. Es zeigt sich dabei, dass die Geschichte von der "grossen" Geschichte her geschrieben wird. Hat man den Kleinen ihre Geschichte geraubt? Ich befasse mich mit im Folgenden mit Alt-Paphos in antiken und modernen Zeugnissen. Haben wir es mit einem Fall geraubter Geschichte zu tun?<sup>2</sup>

---

<sup>2</sup> Das Kapitel nimmt meine früheren Ausführungen auf, zum Teil auch wörtlich: Beat Näf: "Alt-Paphos in antiken und modernen Zeugnissen – ein Fall geraubter Geschichte?", in: *Altertum und Gegenwart. 125 Jahre Alte Geschichte in Innsbruck. Vorträge der Ringvorlesung in Innsbruck 2010*, hrsg. von Robert Rollinger, Gundula Schwinghammer, Brigitte Truschnegg und Kordula Schnegg, Innsbruck 2012, 187–206; Beat Näf: *Testimonia Alt-Paphos*, Darmstadt/Mainz 2013 (Ausgrabungen in Alt-Paphos auf Cypern 8). Dort auch weiterführende Literaturhinweise.

## a Asymmetrien der Überlieferung und ihre Hintergründe

Geschichte im sogenannten "Spiegel" literarischer Zeugnisse ist beeinflusst von einer asymmetrischen Spannung zwischen lokalem Geschehen und der "grossen" Geschichte der politischen Mächte, welche in den jeweiligen Gebieten historische Bedeutung auszuüben vermochten. Dies gilt auch für Zypern. Sie ist eine Insel am "Kreuzweg der Geschichte" (Franz Georg Maier) und geprägt durch das Geschehen in der Weite des Mittelmeerraumes, wo sich östliche und westliche Kulturen und Reiche seit jeher in einem intensiven –immer wieder konfliktreichen – Austausch befunden haben.

Auch in der Literatur und der Geschichtsschreibung ist dies zu spüren. Wir erfahren aus ihnen, was in den westlichen Leitkulturen vermittelt wurde, was Griechen, Römer, Venezianer, Briten oder unsere Zeit in einer vielfach gebrochenen Rezeption solcher Prozesse für wichtig und richtig erachtet haben. Eine der Folgen, so lautet eine nicht selten zu hörende These, so von Jack Goody in seinem Buch *The Theft of History* (2007) vorgetragen, bestehe darin, dass den unterworfenen Gebieten ihre Geschichte geraubt worden sei.

Aber man kann Geschichte nicht rauben. Was sich früher einmal ereignet hat, ist geschehen – unabhängig davon, ob und wie es nun erzählt wird. Die Metapher vom Raub der Geschichte hat indes insofern ihren Sinn, als sie darauf aufmerksam machen kann, dass Menschen vergessen und verdrängen und dass wir es mit Darstellungen vergangenen Geschehens zu tun haben, die von Interessen mitbestimmt werden.

Mechanismen des Vergessens, Verdrängens und Verzerrens von Geschichte sind vielfältig. Sie lassen sich paradoxerweise kaum von Vorgängen abtrennen, die auf Erinnerung der Vergangenheit und Rekonstruktion von Geschehen ausgerichtet werden. Ja es zeigt sich sogar, dass sie mit diesen untrennbar vermengt sind. Zu zweien dieser Mechanismen möchte ich einige Beobachtungen vorlegen, indem ich mich auf die Erinnerung an die lokale Geschichte eines der grossen Heiligtümer der Alten Welt, des Aphrodite- Heiligtums in Alt-Paphos beziehe und hier wiederum auf eine Sammlung der Testimonia, an der ich lange gearbeitet habe.

Der erste Mechanismus ist die Überschätzung des überlieferten Wissens beziehungsweise der Möglichkeiten, mit Hilfe all des mit so viel Aufwand tradierten Materials lokale Verhältnisse zu rekonstruieren und zu schildern, was dort geschehen ist. Natürlich ist man beeindruckt, wenn man sich die zahlreichen Zeugnisse aus allen Zeiten anschaut: Mit Bewunderung schaut man auf die Leistungen der Gelehrten, die über Jahrtausende hinweg für die Bewahrung und Analyse dieser Texte so viel Mühe verwendet haben. Dennoch muss man immer wieder eingestehen, dass vieles unwiederbringlich



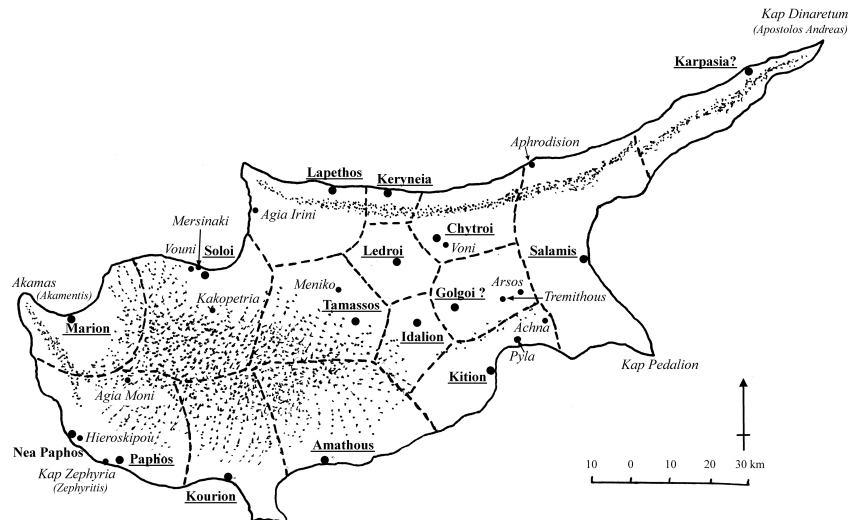
vergessen und verloren ist, das wenige Erhaltene zum Teil nicht mehr verstanden werden kann und noch so geschickte und einfühlsame Vermutungen darüber, was einmal war, in einem Bereiche der Gelehrsamkeit bleiben, der vielleicht die damalige Realität alles andere als zureichend wiedergibt.

Der zweite Mechanismus gründet in der Notwendigkeit, bei der Rekonstruktion und beim Erzählen von Geschichte bestimmte allgemeine, verbindliche Schemata und Konzepte zu verwenden, seien sie nun durch die Sprache oder die kulturell und wissenschaftlich übliche Auswahl von Themen und Fragestellungen bedingt. Hier spielt die Zugehörigkeit zu einem politischen und kulturellen Grosssystem eine fundamentale Rolle, denn die kulturelle und wissenschaftliche Kommunikation findet innerhalb dieser Systeme statt, bedient sich der in ihnen geltenden Regeln und will in deren Raume Wirkung entfalten.

Historische Überlieferung kommt gerade dadurch zustande, dass es weit herum geltende, verbindliche Muster gibt. Nur so kann sie verständlich festgehalten, weitergegeben und interpretiert werden, nur so kommt es zu einem über einen kleinen Kreis hinausgehenden Gespräch, das auch über die Zeiten hinweg geführt wird und Wirkungen entfaltet. Die Darstellung lokaler Geschichte profitiert dadurch, dass sie in überlokalen Zusammenhängen aufgegriffen und tradiert wird. Allerdings ist dieser Profit beschränkt. Er kommt nur schmalen Ausschnitten lokalen Geschehens zugute.

### **b Berichte von Reisenden – Berichte über Reisende**

Im Falle von Alt-Paphos üben Berichte von Reisenden sowie Berichte über Reisende (auch über fiktive, mythische Reisende) in diesem Prozess Einfluss aus. Man hat diesen Ort immer wieder besucht, und er war für Besucher eingerichtet, hier präsentierte man sich ihnen, hier erzählte und erklärte man ihnen, von hier nahmen diese mit, was sie interessant und wichtig fanden, und von den Reisenden beziehungsweise den Berichten über Reisen wiederum übernahmen es andere.



Anja Ulbrich: Kypris. Heiligtümer und Kulte weiblicher Gottheiten auf Zypern in der kyproarchaischen und kyproklassischen Epoche (Königszeit), Münster 2008 (Alter Orient und Altes Testament. Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte des Alteren Orients und des Alten Testaments 44), Tafel 2.

Schon Aphrodite, so stellten sich die Griechen vor, sei immer wieder nach Zypern gereist, es sei ja ihr Geburtsort gewesen. Die älteste Beschreibung ihres wichtigen Heiligtums in Paphos findet sich in der *Odyssee*, doch bestand das Heiligtum damals schon seit Jahrhunderten – kaum als eines der Aphrodite. In der *Odyssee* heisst es, Aphrodite sei nach Kypros gekommen, dort nach Paphos zum lieblich duftenden Altar im heiligen Haine. Sie habe sich von den Charitinnen baden und mit Öl salben lassen und habe schöne Kleider angelegt: ein wunderbarer Anblick (Od. 8, 362–366).

Die griechische Aphrodite nistete sich in einem Heiligtum ein, das für eine Gottheit bestimmt war, die als Wanassa bezeichnet wurde und die man insbesondere, wie auch Aphrodite, mit der phönizischen Astarte verglichen hat. Freilich sind die überlieferten Mythen und Berichte sowie deren Ausdeutungen widersprüchlich.



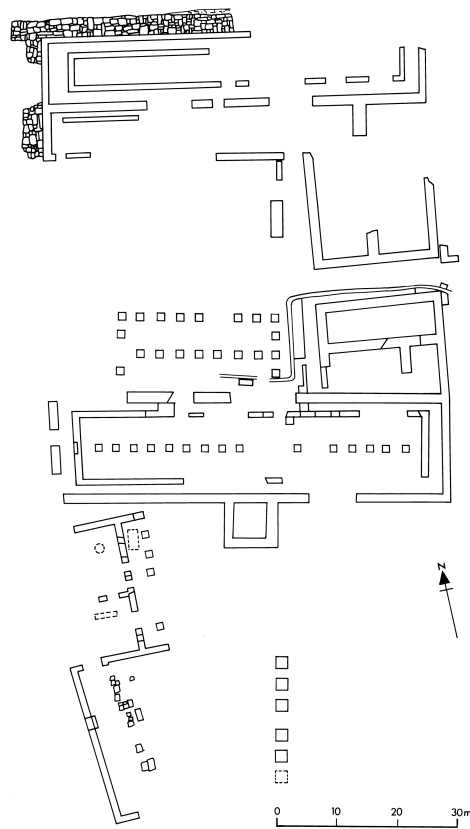
Über dem Meer das Royal Manor House, Sitz der Lusignans und später des türkischen Chiftliks von Kouklia, dem einstigen Alt-Paphos, mit den Ruinen der Ausgrabungen des Aphoditetempels. Foto aus der Grabungsdokumentation von Franz Georg Maier ca. 1975.

Alkman ist der erste, der das Heiligtum in Alt-Paphos als hochgelegenen und

meerumgürtet bezeichnet (Alkm. fr. 55 Page). Es muss Reisenden zweifellos immer wieder aufgefallen sein. Seine Anlage war etwas Besonderes, das sich zugleich an dem orientierte, was man von anderen berühmten und wichtigen Heiligtümern kannte, die gleichfalls von Besuchern von weither sie aufgesuchte wurden: So schreibt Eustathios in seinem Kommentar zur eben zitierten *Odyssee*:

*Der genannte Altar ist im Freien, entsprechend den anderen Orten, die beim Dichter erscheinen und an denen Reisende opfern.*

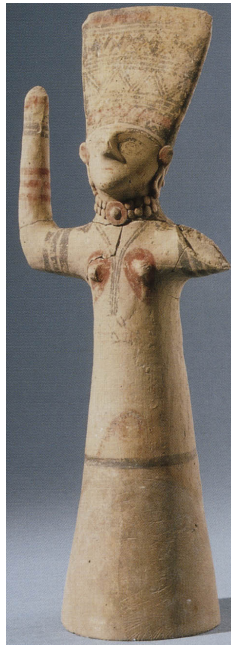
Der Altar im Freien ist eine Besonderheit von Alt-Paphos. Vermutlich nimmt die Anlage des Tempels auf, was in Hofheiligtümern des nahen Orients geläufig war.



Franz Georg Maier: Ein Plan der Ausgrabungen auf dem Stand von ca. 2000. Unten links – also im Südwesten – die bronzezeitlichen Mauern mit einem offenen Temenos und einer gedeckten Halle, oben – im Norden – das römische Heiligtum mit Bankethalle ganz im Norden. Vgl. den 18. Vorläufigen Bericht der Grabungskampagne 2007–2008 von Marie-Louise von Wartburg im *Archäologischen Anzeiger* 2019/2, § 1–39.

Alle Reisenden brachten auch eigenen Vorstellungen und Vorurteile mit. Dabei handelte es sich um keine beliebigen Bilder. Man wusste aus der kulturellen Überlieferung der jeweils dominierenden Zivilisation, was ein Heiligtum war und insbesondere dieses Heiligtum der Aphrodite. Man hatte gehört, was man erwarten konnte. Zugleich erfuhren es die Besucher am Ort nochmals. Was sie hörten, was sie wussten, das erklärten gleichfalls die Vorzeichen, die sie erhielten, wenn sie opferten. So wurde ihr Schicksal als Reisende mit

demjenigen des Heiligtums verbunden, und von beidem erzählten sie wiederum weiter.



Terrakottastatue „Göttin mit erhobenen Armen“ aus einem Grab in Alt-Paphos, heute im British Museum in London. Aus Alt-Paphos stammen zahlreiche solche Figuren. Sie kamen als Weihgeschenke in das Heiligtum. Homer und andere antike Autoren nannten die Göttin von Paphos, die ursprünglich als Wanassa (Herrin) bezeichnet wurde, Aphrodite oder Kypris. Die Stadt und ihre Region galten als Geburtsort der Göttin. Für die Römer war sie Venus und Göttin Cyperns überhaupt.

### **c Die Raubgrabungen Cesnolas und gelehrte Vermutungen über phönizische Wurzeln des Aphroditeheiligtums**

Zuweilen waren die Besucher Räuber. Manchmal kamen sie nicht einmal des Heiligtums wegen, zumindest halten im Falle der Plünderung Kouklias im Jahre 1426 durch Mamluken die Chroniken nichts fest, dass auf ein solches Interesse deuten könnte. Für einen ganz anderen Vorgang, der in einem gewissen Sinne aber gleichfalls von einem gegenüber dem Ort und seiner Geschichte rücksichtslosen Vorgehen zeugt, steht der Name von Luigi Palma di Cesnola (1832–1904). Cesnola war Konsul der Vereinigten Staaten von Amerika. Er empfand sein Gehalt als zu gering, interessierte sich intensiv für die Archäologie Zyperns und führte in Paphos genauso wie an anderen Orten energisch betriebene zügige Raubgrabungen durch. Konsul war er geworden, nachdem er im amerikanischen Sezessionskrieg bis zum Brigadegeneral aufgestiegen war und am Ende des Krieges – er war aus Italien eingewandert – die amerikanische Staatsbürgerschaft erhalten hatte. Cesnola scheute sich nicht, wertvolle archäologische Objekte ausser Landes zu bringen und seine von vielen bewunderte Tätigkeit in Geld umzumünzen. Aus New York erhielt Cesnola das beste Angebot. Das neu gegründete *Metropolitan Museum of Art* in New York kaufte den Grossteil seiner Sammlung und übertrug ihm auch den Posten des Direktors.



Cesnola träumte vom Glanz, Ruhm und Reichtum der antiken Stadt Paphos. Sie standen in krassem Gegensatz zu dem, was im Dorf Koukليا heute zu sehen war:

*Few cities in ancient times have been so much sung and glorified by the poets; and does it not seem an irony of time to see, to-day, cased in the walls of this miserable village, fine architectural fragments in marble and granite, bespeaking the wealth and high culture of a past age, the cost of one of which must have been far greater than the value of all the modern dwellings at Koukليا?*<sup>3</sup>

Das antike Paphos war seiner Meinung nach von den Phöniziern gegründet worden. Schon aus dem Altertum sind zahlreiche stereotype Urteile dieser Art überliefert, die durch ihre Rezeption die Geschichte von Alt-Paphos seltsam entfremdet haben. Zur phönizischen Gründung habe die Einführung der Astarte gehört. Ihr Kult sei in der Verehrung der Aphrodite fortgesetzt worden. Bei dieser Auffassung konnte sich Cesnola auf das stützen, was zahlreiche Gelehrte vor ihm gesagt hatten, so der deutsche Archäologie Ludwig Ross (1806–1859) und insbesondere Friedrich Münter (1761–1830), dessen Werk über die *Religion der Karthager* eine Beilage enthält, die den Titel *Der Tempel der himmlischen Göttin zu Paphos* (1824) trägt. Die Annahme, der Tempel sei phönizisch, führt zu einer ganzen Zahl weiterer Folgerungen, auf die ich nicht alle eingehen kann. Ich nenne nur die Vorstellung, es habe Tempelprostitution gegeben und man habe kultisch Adonis verehrt, den jugendlichen Geliebten der Göttin, der dem babylonischen Dumuzi entspreche. Münter schrieb dazu unter anderem:

<sup>3</sup> Luigi Palma di Cesnola: *Cyprus. Its Ancient Cities, Tombs, and Temples*, New York 1878, 2<sup>1878</sup>, reprinted edition with a foreword by Stuart Swiny, Nicosia 1991, 204 f.

*Der getödtete und wieder auflebende Thammuz war die Sonne in der Winter- und in der Sommer-Sonnenwende. Die mit ihnen in Babylonien, Phönizien, Zypern und Karthago verbundene Unzucht gehörte zu den ärgsten Greueln des Heidenthums.<sup>4</sup>*

### **d Die Beeinflussung des Bildes von Kinyras und von Alt-Paphos durch die mit Adonis verknüpfte Mythologie**

Phönizier waren in der Tat auf Zypern stark präsent. Im Zuge ihrer Expansion nach Westen haben sie sich auf der Insel seit dem 9. Jahrhundert v. Chr. vor allem in der östlichen Inselhälfte niedergelassen, so in Kition, wo auf den Resten einer bronzezeitlichen Siedlung eine neue Stadt entstand, wohl eine Tochterstadt von Tyros. Auch aus Alt-Paphos gibt es phönizische Zeugnisse, doch wenn man die in der Stadt gebräuchlichen Kulte und Sitten aus der phönizischen Kultur erklären wollte, würde man den Besonderheiten der Zeugnisse aus Alt-Paphos nicht gerecht werden.

Wenn wir die Testimonia durchgehen, so finden wir erstmals im 5. Jahrhundert bei einem Dichter der alten attische Komödie, Platon, einen Beleg für die Verbindung des Adonis mit Kinyras. Immerhin kommt Adonis auch schon bei Hesiod vor. Belege für einen Kult des mit Aphrodite verknüpften Adonis finden sich für Amathous. Kinyras, der König von Alt-Paphos und Adonis gelten Apollodor als Vater und Sohn; Kinyras komme aus Kilikien und zuvor Syrien und sei der Gründer von Paphos:

*Dieser (Kinyras) kam mit einigem Volk nach Kypros und gründete Paphos. Er heiratete Metharme, die Tochter des Pygmalion, des Königs der Kyprier, und zeugte Oxyporos und Adonis, dazu noch die Töchter Orsidike <und> Laogore und Braisia. Diese schliefen – wegen des Zorns der Aphrodite – mit fremden Männern und beendeten ihr Leben in Ägypten. (Apollod. 3, 182)*

Themen aus den Mythen um Adonis – wie gleichfalls um Pygmalion – wurden auf Kinyras und die Kinyraden projiziert. Diese Geschichten gestaltete man in Alexandria, Athen, Kyrene und anderen städtischen Zentren fortlaufend aus. Dabei gingen Gelehrsamkeit, Interesse an Unterhaltung, Kultur, Kult und Religion Hand in Hand. Von dieser zweifellos breiten Überlieferung ist ähnlich wenig erhalten wie vom hellenistischen Heiligtum in Alt-Paphos. Erst in römischer Zeit treten uns Zeugnisse in breiterem Ausmass entgegen, am

---

<sup>4</sup> Friedrich Münter: Der Tempel der Himmlischen Göttin zu Paphos. Mit vier Kupfertafeln, und einer architectonischen Erklärung von Gustav Friedrich Hetsch, Kopenhagen 1824, Zweite Beilage zu: Friedrich Münter: Religion der Karthager, 2. Aufl., Kopenhagen 1821–1826, 16 f.



ausführlichsten bei Ovid.

Ovid bietet in den *Metamorphosen* eine ausführliche Mythologie Zyperns. Sie gehört in den Zusammenhang eines Liedes des Orpheus im zehnten und elften Buch. Zu den Kernmotiven des breiten und vielfältigen Orpheusstoffes zählen die ausserordentlichen sängerischen und dichterischen Fähigkeiten des als Sohn der Muse Kalliope und eines thrakischen Königs – seltener des Apollon – geltenden Helden, die eine eigentliche Zaubermacht begründeten und nicht zuletzt in den Zusammenhang von Kulte und Mysterien gehören, in denen Heilige Reden und Erzählungen eine Rolle spielten. Diese sollten das Wesen von Kosmos und Mensch erklären und wohl auch dabei helfen, die Grenzen zwischen Leben und Tod zu überwinden, ähnlich wie es Orpheus selbst in der berühmtesten der Geschichten, die sich um ihn ranken, getan hat, dem Gang in die Unterwelt, um seine Frau Eurydice wieder zu gewinnen. Mit ihr setzt denn das zehnte Buch der *Metamorphosen* ein. Orpheus verliert Eurydice. Sie stirbt einen zweiten Tod. Orpheus meidet fortan Frauenliebe. Ausführlich werden Beispiele unnatürlicher und fehlender Liebe dargestellt, so die mörderischen Cerasten, die sich prostituierenden Propoetiden, die Liebe des Pygmalion zu einer von ihm geschaffenen Statue und der Inzest zwischen Myrrha und Kinyras, der als Sohn des Paphos gilt, der aus der Verbindung zwischen Pygmalion und der von ihm geschaffenen Statue mit der Hilfe der Venus entstanden ist.



Anne-Louis Girodet-Trioson, 1819: Pygmalion (wikimedia).

Wäre Kinyras, so Ovid, ohne Nachkommenschaft geblieben, hätte er für glücklich gelten können. Doch nun sei von Grauenhaftem zu singen:

*Hinweg, ihr Töchter, hinweg, ihr Väter, oder – wenn meine Lieder euer Herz bezaubern – verweigert mir hierin den Glauben, o glaubt nicht, dass solches geschah! (Ov. met. 10, 300–302)*

Der Verbindung zwischen Myrrha und Kinyras entspringt Adonis. Nun richtet sich die Liebe gegen Venus selbst:

*Gebannt von der Schönheit des Mannes, kümmert sie sich nicht mehr um die Küsten von Kythera, vernachlässigt das meerumschlossene Paphos, das fischreiche Knidos und Amathous mit seinen reichen Erzgruben; ja, auch vom Himmel hält sie sich fern. (Ov. met. 10, 529–532)*

Die Liebe der Venus kann Adonis vom Tod während der Jagd nicht bewahren, und aus der Verzweiflung darüber entstehen die Adonien, ein jährliches Fest, über dessen Gebräuche wir vor allem aus Athen Kenntnis haben. Mit den Kulturen in Alt-Paphos hat es freilich – zumindest ursprünglich – vermutlich nichts zu tun.

Unbeschadet dessen wird zuweilen noch immer von einem Grab des Adonis in Alt-Paphos geschrieben. Zwar hat Ptolemaios von Megalopolis von einem Grab des Kinyras berichtet, und es ist in noch späteren Texten auch von einem Grab der Aphrodite die Rede, aber es gibt dafür keine archäologischen Spuren.

Der Bericht von der Bestattung des Kinyras im Heiligtum der Aphrodite ist zwar hellenistisch, überliefert ist er aber erst bei Clemens von Alexandrien. Bei ihm und weiteren Kirchenvätern finden sich nun auch die Vorstellungen, Kinyras habe die Prostitution gefördert, und es habe in Alt-Paphos unkeusche Mysterien gegeben. Die christlichen Autoren schrieben voller Polemik, im Ton der Empörung. Sie hielten ihnen besonders skandalös scheinende Details fest. So lesen wir bei Clemens von Alexandrien um 195 n. Chr.:

*Denn nie wird mich Kinyras von der Insel Kypros für sich gewinnen, er, der die wollüstigen Orgien zu Ehren der Aphrodite aus der Nacht ans Tageslicht zu ziehen wagte und seinen Ehrgeiz dareinsetzte, eine Prostituierte seiner Heimat zur Göttin zu machen.*

*Und jetzt, denn es ist Zeit, will ich zeigen, wie eben eure Orgien voll von Betrug und Schwindel sind. Und wenn ihr eingeweiht seid, werdet ihr nur um so mehr über diese eure hochgeehrten Mythen lachen müssen. Ich werde aber das Verborgene ganz offen nennen, ohne mich zu scheuen, das zu sagen, was anzubeten ihr euch nicht schämt. Die „Schaumgeborene“ also, „die auf Kypros Geborene“, die Geliebte des Kinyras (ich meine die Aphrodite, die Philomedes heisst, weil sie aus den Medea*



*entsprang, nämlich aus jenen abgeschnittenen Zeugungsgliedern des Uranos, den wollüstigen, die noch, nachdem sie abgeschnitten waren, die Wogen vergewaltigten), was für eine würdige Frucht der wollüstigen Glieder habt ihr an ihr! In den feierlichen Gebräuchen zu Ehren dieser Meereslust wird als Zeichen der Zeugung ein Salzkorn und ein Phallos denen übergeben, welche in die unkeusche Kunst eingeweiht werden; die Mysterien aber bringen ihr eine Münze dar, wie Liebhaber einer Prostituierten. (Clem. Al. protr. 2, 14, 1–2)*

Ist dies eine angemessene Beschreibung der Mysterien von Alt-Paphos? Sicher haben wir es mit Polemik zu tun, aber begründete Aussagen, die tiefer gehen würden, sind nicht möglich. Wir besitzen keine besseren Quellen, die es uns gestatten würden, über die Interpretation dieses und weiterer Autoren sowie auch der von ihnen verwendeten Quellen hinaus zu gelangen. Gewiss gibt es zusätzliche Belege für den Kult und auch für Feste, aber sie decken sich nicht mit dem eben Zitierten, ebensowenig ein Hinweis bei Strabon auf ein jährliches Fest, noch der ausführlichste Bericht, den wir Tacitus verdanken (er wird weiter unten behandelt werden). Wenn sich Clemens auf Hesiod bezieht, so ist zu berücksichtigen, dass die vielzitierte Stelle in der *Theogonie*, wo Aphrodite als Kyprogeneia bezeichnet wird, nicht Alt-Paphos betrifft. Die Scholien sprechen von einem Missverständnis. Bereits Platon zeigt im *Kratylos*, dass man Hesiods Erklärungen nicht wörtlich nahm.

Immerhin ist es richtig, dass trotzdem eine Überlieferung der Geburt Aphrodites bei Alt- oder Neupaphos entstanden ist. Dies belegt Pomponius Mela:

*Innerhalb des grössten Golfs, den Asien in sich aufnimmt, liegt etwa in der Mitte Zypern, das sich an Sonnenauf- und untergang ausrichtet und mit seinem geraden Rücken in dem Winkel zwischen Kilikien und Syrien erstreckt. Es ist so riesig, dass es einst neun Königreiche fasste und noch heute Städte trägt, deren berühmteste Salamis, Paphos und Palaepaphos sind, wo nach den Erzählungen der Anwohner Aphrodite zuerst dem Meere entstieg. (Mela 2, 7, 102)*

### **e Das Bild des Kinyras in der frühen Überlieferung**

Die frühe Überlieferung von Kinyras unterscheidet sich in vieler Hinsicht von dem späteren Bild. Überschneidungen gibt es immerhin in den folgenden Punkten: Kinyras gehört zu Alt-Paphos, er ist dort König und Priester.

Bei Homer gilt er als Kyprier, der Agamemnon einen prächtigen Panzer schenkte. Aus den Scholien und dem Kommentar des Eustathios zu dieser Stelle, der Alkidamas zugeschriebenen Rede des Odysseus über den Verrat des Palamedes sowie Apollodor erfahren wir von weiteren Überlieferungen, wonach Kinyras Agamemnon militärisch im Stich

gelassen habe. In der archaischen Dichtung erscheint er als reicher orientalischer König – sein Reichtum blieb wie derjenige des Midas sprichwörtlich. Das beste Zeugnis dafür bietet Pindar.

Dieses Bild des Kinyras hat im Unterschied zu den Mythen um Adonis, Aphrodite, Myrrha oder Pygmalion auch in Alt-Paphos selbst Wurzeln und spiegelt etwas von dem, was König Nikokles (vor 321 – 306 v. Chr.) wichtig war: Nikokles zeigt sich in den Inschriften als Priester der Wanassa und Abkömmling des göttlichen Geschlechts des Kinyras. Er war reich, kümmerte sich um den Mauerbau und spielte in der über die Stadt hinaus gehenden Politik eine Rolle.



Spätarchaischer Kopf eines Priesterkönigs, gefunden in der persischen Belagerungsrampe und dann nach Liverpool ins Museum gebracht. Die Krone verbindet ägyptische und assyrische Elemente.

Die Erinnerung an die Kinyraden, ihren Reichtum und ihren Dienst im Heiligtum blieb bis in die römische Zeit erhalten. Im Gelehrtenmahl des Athenaios ist ein farbiger Bericht über den fabulösen Luxus der Könige in Alt-Paphos eingefügt, der auf Klearchos von Soloi zurückgeht. Plutarch malte aus, wie Alexander den letzten Kinyraden beim Wasserschöpfen in seinen Pflanzungen besuchte und ihn in die Reihe der Hetairoi aufnahm. Zwar verschwand das Königtum, aber das Priestertum blieb erhalten, so dass die Römer dem letzten Ptolemäer das Hohepriesteramt der Aphrodite an Stelle seines Thrones anboten. Ptolemaios zog es freilich vor, sich zu vergiften.

### **f Stereotype Berichte von Besuchen: standardisierte Phantasien und historische Erinnerung**

Was wir von Alt-Paphos wissen, hängt in der Zeit des Imperium Romanum von Reiseberichten und gelehrten Überlieferungen in den Bibliotheken ab. Die Werke von Herodot, Strabon und Pausanias spielen dabei als Informationsbasis eine herausragende Rolle.

Den Römern der Kaiserzeit war das Aphroditeheiligtum wichtig. Sie bauten es von Grund auf um, bildeten es auf Münzen ab, beziehungsweise liessen es auf Münzen abbilden,

verliehen ihm auf Antrag einer paphischen Gesandtschaft die Asylie und besuchten es immer wieder. Gerne erzählten sie auch von Personen, die angeblich oder wirklich dort gewesen waren.

Die komplexe Gestalt der griechischen Aphrodite wurde römisch Venus. Zu Venus hatten die Römer eine besondere Beziehung. Mehr und mehr wurde Venus für führende Familien der römischen Eliten zentral. Aeneas, der Sohn von Aphrodite-Venus, war angeblich aus Troja kommend in Lavinium gelandet. Nach Varro sei ihm damals ein Stern von Troja bis Mittelitalien vorangezogen. Sulla fühlte sich Venus verbunden, Caesar ebenso. Die Göttin ist nicht nur Mutter und Gefährte von Herrschern, nicht nur für Liebe, Fruchtbarkeit und Sex zuständig, die Herrin der Tiere ist auch eine siegbringende Kriegerin und zu Recht eine Gefährtin des Mars. Hadrian liess ihr den grössten Tempel in Rom erbauen, ein Tempel der zugleich der Roma gewidmet war. Kein Wunder interessierten sich die mächtigen Römer und die römischen Kaiser für Paphos. Im Wust der Mythen zeigt sich dieser historische Sachverhalt immer wieder.

Bereits Pompejus, der gern hätte Alleinherrscher werden wollen, kreuzte 48 v. Chr. vor Paphos auf. Wahrscheinlich landete er dort nicht, denn er war nach der Niederlage von Pharsalos auf der Flucht. Doch Lucan und Valerius Maximus schmückten die Geschichte aus, so dass man sich vorstellen konnte, Pompejus sei beim Heiligtum der Aphrodite vorbeigekommen und habe dort ein Vorzeichen erhalten. Bei Valerius Maximus heisst es, er sei bei der Stadt Paphos gelandet und habe am Strand ein schönes Gebäude erblickt:

*Er fragte den Steuermann, wie es heisse. Dieser antwortete, es heisse Katobasíleia. Diese Worte zerschlugen was Pompejus an Hoffnung noch blieb, und er versuchte nicht, dies zu verbergen: Er wandte seinen Blick von dem Gebäude und zeigte mit einem Seufzen den Schmerz, den er durch das unheilvolle Vorzeichen empfangen hatte. (Val. Max. 1, 5, 6)*

Man stellte sich auch vor, Dido sei dorthin gereist und habe Mädchen gesucht. Wiederum hat die Stelle keinen Bezug zu Alt-Paphos, ist aber später als Beleg für die angeblich dort existierende Tempelprostitution verwendet worden.

Weitere Berichte finden sich im Roman *Chaireas und Kallirhoe* des Chariton und in der *Vita Apollonii* des Philostrat. Bei Chariton heisst es:

*Mit günstigem Wind erreichten sie tags darauf Paphos, wo es ein Heiligtum der Aphrodite gibt. Dort gingen sie vor Anker, und ehe Chaireas die Erlaubnis erhielt, an Land zu gehen, schickte er zunächst Gesandte aus, um den Bewohnern der Stadt Frieden und Waffenruhe anzukündigen. Sobald diese seine Erklärung angenommen*

*hatten, schiffte er die gesamte Truppe aus und ehrte Aphrodite durch Weihegaben; ausserdem liess er eine Menge Opfertiere auftreiben und bot seinen Soldaten einen Festschmaus. Während er sich noch den Kopf über die weiteren Schritte zerbrach, meldeten die Priester – diese sind ja gleichzeitig auch Wahrsager – die Opfer seien gut ausgefallen. Daraufhin fasste er Mut; er rief die Schiffskapitäne, seine dreihundert Griechen und alle Ägypter, von denen er sah, dass sie ihm wohlgesinnt waren zu sich und hielt folgende Rede ... (Chariton 8, 2, 7–9)*

Der Besuch des Apollonius bei Philostrat wird folgendermassen geschildert:

*Als sie bei der Mündung des Euphrat angelangt waren, segelten sie laut ihrem Bericht diesen Fluss hinauf nach Babylon zu Vardanes, den sie so antrafen, wie sie ihn schon kannten. Dann zogen sie wieder nach Ninive, und da Antiochia in gewohnter Weise seine Unverschämtheit an den Tag legte und kein Interesse an griechischen Studien zeigte, segelten sie nach Seleukia hinab. Hier fanden sie ein Schiff nach Kypros, auf dem sie bis nach Paphos fuhren, wo Apollonios das Standbild der Aphrodite bewunderte wegen seiner symbolischen Konstruktion und wo er die Priester über die Eigentümlichkeiten ihres Tempels belehrte. Dann begab er sich nach Ionien, wo er von allen, welche die Weisheit achteten, schon hinreichlich bewundert und geschätzt wurde. (Philostr. Ap. 3, 58)*

Was in diesen beiden fiktiven Texten vorkommt, findet sich ähnlich an einer berühmten Stelle der *Historien* des Tacitus. Der Historiker berichtet dort über den Besuch des Kronprinzen Titus 69 n. Chr. in Alt-Paphos. Sueton, der gleichfalls den Besuch des Titus in dessen Biographie vermerkt, hält die Konsultation des Orakels fest. Bei Tacitus opferte Titus – wie Chaireas –, und wie dieser erhielt er Auskunft über die Zukunft. Was Philostrat über die Besonderheiten des Heiligtums sagt, ist auch bei Tacitus vermerkt, wobei diese Angaben über das anikonische Kultbild auch durch weitere Autoren bezeugt sind.

Tacitus geht auch auf die Überlieferungen zu den Priesterdynastien ein:

*Als Erbauer des Tempels bezeichnet eine alte Überlieferung den König Aërias; einige meinen, dies sei der Name der Göttin selbst. Ein jüngerer Bericht besagt, der Tempel sei von Kinyras geweiht worden und die Göttin selber, eine Tochter des Meeres, hier an das Land gestiegen; die sachkundige Wissenschaft der Opferschauer aber habe man von auswärts hergeholt, und zwar habe sie der Kilikier Tamiras hereingebracht; dabei sei ausgemacht worden, dass die Nachkommen der beiden Familien den Tempeldienst versehen sollten. Damit die königliche Familie dem aus der Fremde gekommenen Geschlecht auf jede Weise an Ehren überlegen sei, traten*

*später die Fremdstämmigen das von ihnen mitgebrachte Wissen ab, so dass man sich jetzt bei Befragungen nur an Priester aus dem Haus des Kinyras wendet. (Tac. hist. 2, 2, 3)*

Es wird noch einmal deutlich, welche wichtige Rolle die Kinyraden besaßen, und dass die mit ihnen verknüpften Mythen ihre Geschichte mit derjenigen Zyperns, Kilikiens wie auch Aphrodites verknüpften. Tacitus geht auch auf Besonderheiten der Opfer und der Ausstattung des Heiligtums ein:

*Die Opfertiere nimmt man je nach dem vorangehenden Gelübde, auf jeden Fall nur Männchen. Am meisten verlässt man sich auf die Eingeweide der Böcke. Den Altar mit Blut zu besprengen, ist verboten; unter Gebeten und lauterem Feuer steigt der Opferdampf auf vom Altar, der zwar unter freiem Himmel steht, doch von keinem Regen benetzt wird. Das Bild der Göttin ist nicht von menschlicher Gestalt; ein Rundkörper aus einem Stück, erhebt es sich von breiterer Grundlage aus, um dann wie eine Spitzsäule nach oben an Umfang stark abzunehmen. Ein Grund hiefür ist nicht bekannt. (Tac. hist. 2, 2, 3–4)*

Recht allgemein erwähnt Tacitus überdies die „Tempelpracht“ und die „von Königen stammenden Geschenke“ „sowie all das, was das über Denkmäler des Altertums begeisterte Griechenvolk dichterisch aus grauer Vorzeit herrühren lässt“. Überdies überliefert er den Namen des Priesters, mit dem Titus sprach: Sostratus. Im Unterschied zu Tacitus und weiteren Autoren überliefern Strabon und vor allem Pausanias, Paphos sei eine Gründung des aus Arkadien stammenden Agapenor, der auf der Heimfahrt von Troja durch den Sturm nach Alt-Paphos verschlagen wurde. Auch diese Überlieferung enthält das Wissen um die Bedeutung der mit ihren mythischen Genealogien bekannten Könige aus der Stadt mit dem berühmten Heiligtum der Aphrodite. Nicht zuletzt gründet der Bericht einer Verbindung zu Arkadien vielleicht auch auf der Beobachtung gewisser sprachlicher Beziehungen zwischen dem zyprischen Dialekt und dem Arkadischen. Pausanias hält fest:

*Agapenor, der Sohn des Ankaios und Enkel Lykourgos', der nach Echemos herrschte, führte die Arkader nach Troia. Nach der Einnahme Troias verschlug der Sturm, der die Griechen bei ihrer Heimfahrt traf, den Agapenor und die arkadische Flotte nach Kypros, und Agapenor wurde Gründer von Paphos und stiftete das Heiligtum der Aphrodite in Alt-Paphos. (Strabon 14, 6, 3)*

Die durch die Mythen verdeckte und verzerrte Geschichte von Alt-Paphos, in welche die Deutung phönizischer, vorderasiatischer und griechischer – vor allem athenischer – Mythen eingegangen ist, ebenso aber die Gelehrsamkeit der mächtigen hellenistischen Zentren und

der römischen Rezeption, hat die Traditionen von Alt-Paphos nicht völlig aufgelöst. Die alten Priesterkönige und ihre Erben haben sich gleichfalls in sie eingeschrieben. Als Zentrum des hellenistischen und römischen Herrscherkultes blieb Alt-Paphos ein Ort, dessen lokale, eigene Geschichte nicht vollständig vergessen wurde.

Die Christen besuchten das Aphroditeheiligtum nicht mehr, dafür entstanden neue Fiktionen – Legenden, Texte, die während des Kirchenjahres zu lesen waren. Die Apostel Paulus und Barnabas brachten den neuen Glauben nach Neu-Paphos. Dabei heisst es von Barnabas, er habe einen Tempelklaven aus dem Aphroditetempel bekehrt. Doch noch Firmicus Maternus ereiferte sich um 343 bis 350 über Kinyras und die schändlichen Mysterien in Alt-Paphos. Das Verbot der heidnischen Kulte unter Kaiser Theodosius I. im Jahre 391 dürfte freilich für das Heiligtum in Alt-Paphos schicksalhaft gewesen sein, obschon noch im 6. Jahrhundert Autoren vom Kult der Venus in Paphos berichten und dessen Unsittlichkeit in Anschlag bringen. Was Theodoret in seiner Kirchengeschichte am Ende seines Kapitels über die Zerstörungen des Serapeions durch Bischof Theophilos verallgemeinernd schreibt, könnte auch für Alt-Paphos gelten: „Überall zu Wasser und zu Lande wurden die Tempel der Dämonen zerstört.“

Hieronymus berichtet um 390/92 in seiner Vita des Mönches Hilarion, dieser habe in der Nähe von Paphos seine Klause bezogen, und man habe dort aus den uralten Ruinen eines Tempels in der Nähe Tag und Nacht die Stimmen so vieler Dämonen gehört, dass man hätte meinen können, es sei ein ganzes Heer. Doch hätten sich davon Hilarion und seine Freunde nicht schrecken lassen. Der Ort, den Hilarion wählte, ist gewiss zu weit weg von Alt-Paphos, als dass sich der Bericht konkret auf das Aphrodite-Heiligtum beziehen kann. Dennoch darf man annehmen, dass Hieronymus dieses gemeint hat, denn kein Tempel war so berühmt wie das Heiligtum der Aphrodite.

Jedenfalls sind Ungenauigkeiten bei der Lokalisierung des berühmten Heiligtums sowie Verwechslungen mit Neu-Paphos in den uns erhaltenen Quellenzeugnissen fortan durchaus geläufig. Manche Behandlung von Alt-Paphos in der Literatur ist nichts anders als phantasievolle Ausschmückung des Wissens von der Mythologie, die sich auf keine Autopsie stützt, so etwa die farbige Schilderung des Palastes der Aphrodite durch Claudian. Nicht in jedem Falle lässt sich sagen, ob wir es mit reiner Erfindung zu tun haben und ob es nicht vielleicht um ein anderes Heiligtum der Aphrodite geht, so im Falle des Berichtes Augustins von unauslöschlichen Leuchten in einem Venusheiligtum. Gut informiert zeigt sich auch der Vergilkommentator Servius über Alt-Paphos.

Nach dem Verlöschen der polytheistischen Kulte blieben die Ruinen des Tempels an

Ort und Stelle, die Reste der Bankethallen, die Statuenbasen und Inschriften, die Mosaik und manche Teile der Architektur. Manches davon wurde neuen Zwecken zugeführt. In der mittelbyzantinischen Zeit war Alt-Paphos kaum mehr als ein unbedeutendes Dorf. Unter den Lusignans wurde Alt-Paphos Sitz eines königlichen Beamten und Verwaltungszentrum. Dank Rohrucker-Plantagen und industriellen Anlagen für die Zuckerproduktion – auch über dem Tempel – blühte es gleichzeitig wirtschaftlich auf. Nach dem Ende der fränkischen Herrschaft blieb es osmanisches Verwaltungszentrum. Die Zuckerproduktion ging in der Frühen Neuzeit zurück. Wichtig wurde die Anpflanzung von Baumwolle.

Zwar verfügen wir über zahlreiche mittelalterliche Berichte von Reisenden auf Zypern: Der erste bekannte Pilger ins Heilige Land war Willibald. Er unternahm seine Reise 721 bis 727. Die *Vita Willibaldi* erwähnt unter anderem einen dreiwöchigen Aufenthalt in Paphos. Zahlreiche weitere mittelalterliche Pilgerberichte lassen sich anfügen. Am ausführlichsten stellt Ende des 15. Jahrhunderts der Dominikanermönch Felix Fabri seinen Aufenthalt auf Zypern dar. Ausführlich geht er auf die antiken Überlieferungen zum Kult der Aphrodite ein. Es scheint durchaus möglich, dass er auch Alt-Paphos besuchte, doch war ihm nicht klar, dass das antike Heiligtum der Aphrodite sich dort, und nicht in Paphos befand. Er – wie viele andere – folgte den alten Schemata der Mythen und Legenden, die überdies durch mittelalterliche Überlieferungen über den Kult der Aphrodite in Paphos ergänzt worden waren. So nahm man an, die Ruinen des fränkischen Kastells Saranda Kolones seien der Ort des einstigen Aphrodite-Tempels.

Offenbar erst wieder im 16. Jahrhundert vermochte man zu verstehen, dass Alt-Paphos – und nicht Paphos – Sitz des antiken Aphrodite-Heiligtums gewesen war. Die ersten Belege dafür sind Stellen aus der Zeit von 1520/21 oder 1540 in der Chronik des Venezianers Francesco Attar sowie in einem auf das Jahr 1519 zurückgehenden Reisebericht des Schweizer Ludwig Tschudi, der 1606 gedruckt wurde. Recht ausführliche Informationen über Alt-Paphos bietet insbesondere die 1573 in Bologna gedruckte *Chronographia et brevis historia universale dell'isola di Cipro* Stephans von Lusignan. Aber bezüglich der Beschreibung der antiken Monumente anschaulich werden die Beschreibungen erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als Joseph von Hammer-Purgstall und Domingo Badia y Leblich (Ali Bey) Alt-Paphos besuchten und davon berichteten. Dies war freilich wiederum nur möglich, weil die Mächte des Westens immer stärker im Osmanischen Reich präsent waren und in Europa das Interesse an einem besonderen Abschnitt der Geschichte, nämlich der Antike, wuchs. Joseph von Hammer-Purgstall kam bezeichnenderweise mit einem britischen Schiff nach Zypern.

Den Berichten dieser beiden Besucher folgten bald Publikationen von Archäologen. 1845 besuchte der deutsche Archäologe Ludwig Ross Alt-Paphos; es folgten französische Forschungen unter Melchior de Vogüé und 1888 eine dreimonatige britische Grabungskampagne unter der Leitung von Ernest Arthur Gardner, dem Direktor der British School at Athens. Bald betrachtete man offenbar auch wieder in Kouklia selbst die Epoche der Antike als eigene und wertvolle Vergangenheit. Wie weit dies heute, wo der Tourismus überbordet und die wirtschaftliche Entwicklung sowie die jüngste Geschichte Zyperns als weit bedeutungsvoller erscheinen, so ist und bleibt, wird sich weisen. Auch da wäre es nicht richtig, von „Diebstahl der Geschichte“ zu sprechen, aber wie immer bewirkt einmal mehr das Fortschreiten in der Geschichte zugleich Verluste und Veränderungen des geschichtlichen Erbes, und auch dieses Mal wird Lokales durch überregionale, ja weltweit wirkende historische Kräfte und Einflüsse überformt. Zu ihnen zählen Griechenland, und hier vor allem Athen, und Rom.

Wie ist die Überformung der Erinnerung der Geschichte Zyperns zu beurteilen, wenn man an der Rekonstruktion der geschichtlichen Vorgänge arbeitet? Nicht zu vergessen ist, dass wir es uns zu einfach machen würden, allein von einer von aussen aufoktroierten Überlieferung zu sprechen. Die Eliten auf Zypern waren an den Vorgängen der Geschichtsbildung und –überlieferung beteiligt, ja nahmen an ihnen mit Interesse teil. Unter den zahlreichen Mächten und Kulturen, an welche sie sich anschliessen konnten, gab man auf Zypern zunächst Athen und den „griechischen Traditionen“ die bedeutendste Stellung. Vieles, was uns „griechisch“ erscheint, ist freilich nicht griechisch. Die Verknüpfungen mit den Einflüssen aus dem Alten Orient und der Levante sind unauflösbar.

Danach wurde am längsten Rom bestimmend. Die Jahrhunderte danach haben alles diese Überformungen und Vermischungen noch einmal uminterpretiert.

So täuschen wir uns leicht und verwechseln rasch. Wir können nur annähernd rekonstruieren, wie die Umdeutungen der Überlieferungen sowie die damals vorgenommenen Privilegierungen in der Zeit des sogenannten Hellenismus, als Zypern zum Ptolemäerreich und dann zum Imperium Romanum kam, sich niedergeschlagen haben.



### 3 Athen, die attische Demokratie und die "Friedenspolitik" des Eubulos

Athen, das für Zypern so wichtig wurde, ist weltgeschichtlich von erstrangiger Bedeutung. Heute gilt Athen zumeist als Sinnbild der ersten Demokratie der Weltgeschichte. Denn wir leben ja in einer Zeit, in der zumindest bei uns, die Demokratie als wertvollste Form für die Verfassung eines Staates gilt. Die Athener hätten diese folgenreiche Erfindung gemacht.

Die athenische Demokratie war freilich Produkt eines Prozesses, und zwar eines Prozesses, in dem noch im 4. Jahrhundert beachtliche Innovationen zustande kamen. Wir haben es also mit ständig wechselnden Konstellationen zu tun. Wir sollten uns von der Vorstellung einer einzigen unveränderlichen attischen Demokratie lösen.

Etwas Ähnliches gilt für den Umgang Athens mit Krieg und Frieden. Eine unserer Vorstellungen sagt uns, dass demokratische Prozesse Frieden sichern könnten. Die Welt müsste also durch Demokratie besser werden. Doch wie war das in Athen?

Im Folgenden geht es um die sogenannte Friedenspolitik des Eubulos, die schon wiederholt als Trugbild entlarvt worden ist, so 1963 von George Law Cawkwell (1919–2019), nachdem angesehene deutsche Altertumswissenschaftler im 19. Jahrhundert die Begriffe der "Friedenspolitik", eines "Friedenssystems" und einer "Friedenspartei" des Eubulos geprägt hatten.<sup>5</sup> Für Eubulos ging es um Politik, um bestimmte Probleme, die er sowohl hinsichtlich von Kriegssituationen wie auch von Situationen im Kriege zu lösen hatte. Er habe, so Cawkwell, zur Verteidigung Griechenlands gegen Philipp von Makedonien die Griechen unter Vorherrschaft Athens zu vereinigen gesucht, ohne Erfolg: Von Pazifismus könne man nicht sprechen. Allerdings brauchte Eubulos dabei Vorstellungen, wie Frieden zu gestalten sei. Es ging nicht um eine Bevorzugung von Frieden als simpler Abwesenheit von Krieg, und dies in einer Welt eines herrschenden Bellizismus, in der die Behauptung im Krieg, wie so oft, in der Geschichte, generell als wichtiger angesehen wurde als die Bewährung im Frieden und das Bewahren dies Friedens als absolute Priorität.

Auch beim Umgang mit der Geschichte des Eubulos und der attischen Demokratie ist geschehen, was wir im Falle der Geschichte Zyperns und seiner Geschichte beobachten

---

<sup>5</sup> Ich gehe im Folgenden – oft in wörtlicher Wiederaufnahme – aus von Beat Näf: "Von Frieden reden – den Krieg meinen? Aspekte der griechischen Friedensvorstellungen und der Politik des Atheners Eubulos", in: *Klio* 79 (1997) 317–340; Beat Näf: "Athen", in: *Der neue Pauly* 13 (1999) 278–291. Zuletzt zu Eubulos: Nicolai Futás: "Eubulos jenseits von Isokrates und Xenophon. Eine Neubewertung im Kontext fiskal- und gesellschaftspolitischer Umbrüche im spätklassischen Athen", in: *Chiron* 51 (2021) 277–323.

konnten. Geschichte wurde überformt von Darstellungen der Geschichte, die aus einer Perspektive geschrieben wurden, die Ursprüngliches nicht mehr so wahrnehmen liess, wie es gewesen war. Gleichwohl finden sich in den Quellen Spuren für das, was sich in Athen ereignete, woran der Politiker Eubulos arbeitete, wenn er, beziehungsweise Intellektuelle aus seinem Umkreis, damals den Begriff "Frieden" verwendeten.

### **a Die Griechen, die Demokratie und die Welt**

Athen und die athenische Demokratie haben eine privilegierte Stellung in der Geschichte erhalten. Dabei gab es demokratische Einrichtungen nicht nur in Athen, sondern ebenso andernorts, etwa in Sparta, auch wenn Sparta als eine Art Militärlager gilt. Aussergriechische Zeugnisse sind gleichfalls vorhanden, auch wenn sie eher nur auf die Möglichkeit des Vorhandenseins demokratischer Einrichtungen denn auf tatsächliches und erst recht längerdauerndes Funktionieren hindeuten. Dass so etwas wie eine angebliche Friedenspolitik des Eubulos nur gerade in Athen zu finden sei, ist trotz allem eher eine unwahrscheinliche Vermutung, obschon Eubulos und die athenische Demokratie bestens zusammenpassen.

Demokratische Kultur schaffte den Rahmen für friedliche Auseinandersetzung. Doch auch Demokratien haben sich in kriegerischen Auseinandersetzungen zu behaupten. Seit der Antike bürgerte sich die Vorstellung ein, Demokratien würden besonders motivierte Bürger haben, welche um die Besonderheiten ihrer Demokratie wüssten und alles für ihre Erhaltung unternehmen würden. Wie haben sie das getan? Mit einem Interesse nur für sich oder auch für Beziehungen ausserhalb des eigenen politischen Systems und für ein Völkerrecht und dessen Ziel, in der Welt zu internationaler Stabilität beizutragen?

### **b Athenische Selbstdarstellung und ihre Kritik**

Athen war mit der Welt verbunden, aber sich selbst sehr wichtig. Zu Selbstbewusstsein und Selbstverständnis der Athener gehörten die Grundideale von Freiheit und Gleichheit sowie die auf Bewahrung bedachte Sorge für das Ideal einer als altüberliefert geltenden Verfassung, eben der Demokratie. Diese Werte waren weit genug, um komplexe Differenzen unter den Athenern auszuhalten, auch ihre Kritik. Kritik zählt geradezu fundamental zur Art und Weise, wie die Athener ihre Demokratie darstellten.

Als klassische Äusserungen gelten seit jeher zu Recht die Worte des Perikles in seiner Rede auf die im ersten Jahr des Peloponnesischen Kriegs gefallenen Männer in Anwesenheit auch der Frauen und Fremden:

*Die Verfassung, nach der wir leben, vergleicht sich mit keiner der fremden, viel eher sind wir für andere ein Vorbild als Nachahmer anderer. Mit Namen heisst sie, weil der Staat nicht auf wenige Bürger, sondern auf die Mehrheit gestellt ist:*

*Demokratie.* (Thuk. 2, 37)

Diese selbstbewusste Benennung der eigenen politischen Ordnung erläutert Perikles in Abgrenzung von der wörtlichen Bedeutung von Demokratie und von Konnotationen, die sich an Pöbelherrschaft knüpfen. Sodann nennt er die Prinzipien politischen Lebens. Die politische Ordnung entspricht dem Ideal der Isonomie, des gleichen Rechtes für alle:

*Es sind aber nach dem Gesetz in privaten Streitigkeiten alle gleich, und der Geltung nach hat in öffentlichen Angelegenheiten derjenige den Vorzug, wer sich irgendwie Ansehen erworben hat, nicht durch blosses Abwechseln in den Ämtern sondern nach seinem Verdienst; und ebenso wird keiner aus Armut durch die Unscheinbarkeit seines Namens verhindert, wenn er für die Stadt etwas leisten könnte. Sondern frei leben wir miteinander im Staat und im gegenseitigen Geltenlassen des alltäglichen Treibens ...* (Thuk. 2, 37)

In Bezug auf solche Ideale wurde fortan regelmässig von der athenischen Demokratie gesprochen, in sie lobendem wie sie kritisierendem Sinne, und wenn kritisierend, so oft die demokratiebeschränkenden Gehalte der perikleischen Äusserungen nutzend.

Der Metöke Lysias blieb ebenso im Kreise solcher Athendarstellung wie Platon, dessen *Menexenos* angeblich 13 Jahre nach der Hinrichtung des Sokrates eine Persiflage der üblichen stolzen Selbstdarstellung bietet. Die einzelnen Grabreden wie der Epitaphios als Gattung sind fortan als Zeugnisse der weltgeschichtlichen Grösse Athens verstanden worden.

Obschon die Worte des Perikles zu einer Totenrede während eines Krieges zählen und klar ist, dass die Gefallenen sich ganz für Athen eingesetzt haben, wird der Krieg nur am Rande behandelt. Als Kriegsrede ist sie dennoch immer wieder verstanden worden. Während des Ersten Weltkrieges sollte sie Briten im Kampfe gegen Deutschland ermuntern und wurde zu diesem Zwecke auf Londoner Busse geschrieben.

Überliefert ist sie bei Thukydides und dessen Werk über den Peloponnesischen Krieg, an dem dieser selbst als Stratege beteiligt war. Als es ihm im Winter 424/23 nicht gelang, einem überraschenden Angriff des charismatischen spartanischen Generals Brasidas auf Amphipolis in Thrakien – der mutmasslichen Heimat des Thukydides – zuvorzukommen, führte dies zu seiner Verbannung oder Flucht aus Athen. Er selbst hatte die positiven wie negativen Seiten der attischen Demokratie persönlich erlebt. Perikles wird bei ihm nicht verherrlicht.

Der Ausbruch der Pest unmittelbar im Anschluss an die Rede des Perikles erscheint denn zugleich wie eine Darstellung einer kranken Gesellschaft. Doch diese Gesellschaft und ihr politisches System haben sich immer wieder verändert. Perikles starb 429 an der Pest, Thukydides überlebte die Krankheit. Nach Perikles, der zuvor noch vom unzufriedenen Demos abgesetzt und verurteilt worden war, ist die attische Politik bestimmt durch Demagogen, darunter am einflussreichsten durch Kleon, der in vielem an moderne Populisten erinnert. Wenn wir danach fragen wie ihre Einstellung zu Frieden und Krieg und ihr Engagement für eine internationale Rechtsordnung gewesen sind, so stossen wir auf unterschiedlichste Verhaltensweisen.

### c Athen in einer Welt des Krieges

Krieg prägte die damalige Welt, soviel ist klar. Das 5. Jahrhundert begann mit den Perserkriegen, und führte nach dem Aufstieg Athens zu einem Seereich und den zunehmenden Spannungen mit Sparta zum Peloponnesischen Krieg.

Kaum war der Peloponnesische Krieg zu Ende, folgten auch schon die nächsten Kriege. Wie Thukydides schreibt, behandelt er als Historiker den Peloponnesischen Krieg in der Erwartung, dieser werde bedeutend werden und denkwürdiger als alle früheren:

*Das erschloss er daraus, dass beide (Athen und Sparta) auf der vollen Höhe ihrer Machtmittel in den Kampf eintragen und dass er das ganze übrige Hellenentum Partei ergreifen sah, teils sofort, teils nach einigem Zögern. Es war bei weitem die gewaltigste Erschütterung für die Hellenen und einen Teil der Barbaren, ja sozusagen unter den Menschen überhaupt. Denn was davor war und noch früher, das war zwar wegen der Länge der Zeit unmöglich genau zu erforschen; aber aus Zeichen, die sich mir bei der Prüfung im grossen ganzen als verlässlich erwiesen, glaube ich, das es nicht erheblich war, weder in Kriegen noch sonst. (Thuk. 1, 1–2)*

Thukydides verfolgt in seinem Werk den Krieg bis zum Jahre 411. Dort bricht das Werk abrupt ab. 421 war es zu einem Frieden gekommen, der fünfzig Jahre hätte dauern sollen, aber gleich wieder gebrochen wurde. Danach hatte Athen auf Sizilien interveniert, verloren, und 411 kam es zu einem oligarchischen Umsturz in Athen.

Die Jahre danach entwickelten sich noch ungünstiger für die Polis der Athene. Sie verlor ihre Flotte, musste die Langen Mauern und die Piräusmauern schleifen und verlor überhaupt den Krieg. Das siegreiche Sparta verlangte von Athen, dass ein Bündnis mit ihm zu seinen Gunsten eingegangen wurde.

Die Kriege im 4. Jahrhundert setzten sich fort. Xenophon, der das Geschichtswerk des Thukydides mit seinen *Hellenika* fortsetzt und diese mit der Schlacht von Mantinea zwischen

den von Theben angeführten Böotern und ihren Verbündeten einerseits und Sparta, Athen und ihren Bundesgenossen andererseits im Jahre 362 beendet, schliesst mit folgenden Fazit:

*Unordnung und Verwirrung wurden nach der Schlacht in Hellas noch grösser als vorher.* (Xen. hell. 7, 5, 27)

War es da nicht angezeigt, eine bessere Ordnung mit Hilfe von Friedensideen anzustreben? Wir kommen in ein Zeitalter, in dem die Vorteile von Frieden auf verschiedene Art und Weise dargestellt und als politisches und ideelles Konzept genutzt werden. Woher kam ein solches Konzept? Aus der Demokratie? Aus der Philosophie, die im Raume der Polis gedieh? Von den Mächtigen und durch Machtkonstellationen? Sicher unter anderem aus dem Konstatieren der Dysfunktionalitäten des Krieges. Allerdings darf man nicht vergessen: Im vierten Jahrhundert lebten mehr Menschen denn je vom Krieg. Man professionalisierte ihn. Doch man wollte auch Befriedung und Stabilisierung. Deshalb begann man, mehr von Frieden zu reden. Doch was wollte man mit der Rede vom Frieden?

#### **d Intellektuelle und Ideen für Befriedung und politische Stabilisierung**

Zum Teil zeugen die Belege für die Rede vom Frieden von der Professionalisierung des Redens und Denkens. Man dachte über die Politik und Verfassungen und die Idealverfassungen nach und kam regelmässig auch auf diesen Punkt. Die Konzepte der Beurteilung von Politik, Verfassungen und Verfassungszuständen halten sich gerne an Tugendvorstellungen. So lassen sie sich nicht wirklich universalisieren, denn Tugenden werden generell nicht eingehalten. Eher wird das möglich in der Ausarbeitung von Konzepten für das Schliessen von Verträgen und Bündnissen und in der Vorstellung einer Hegemonialmacht, welche den Frieden garantierte. Dafür in Frage kam nur eine umfassende Monarchie. Die mächtige persische Monarchie wurde so zum Garanten der *Koine Eirene*, des Allgemeinen Friedens, der zwischen den Mächten gelten sollte. Das monarchische Makedonien und der von ihm abhängige Korinthische Bund brauchten die Idee der *Koine Eirene* gleichfalls.

#### **Eubulos**

Eubulos und seine Politik gelten als noch weniger erfolgreich bei Befriedungs- und Stabilisierungsbemühungen als die persische und makedonische Monarchie. Es sei eine schwache, defaitistische Politik oder eine Politik, welche die Zeichen der Zeit und die Notwendigkeit monarchischer Flächenstaaten nicht gesehen habe. Häufig gab man ihm die Etikette eines Parteipolitikers, der rasch die Fronten wechselte und zu einer Polis ohne Tugend passte, zu einem Athen, das nur egoistisch darauf aus war, den eigenen Bürgern

Unterhaltung und Versorgung zu garantieren. Solche Urteile knüpfen an antiken Urteilen an. Sie finden sich in den attischen Rednern und sind dort kontrovers. Sehr negativ urteilte noch im 4. Jahrhundert der Historiker Theopomp, günstig indes der in der frühen Kaiserzeit lebende griechische Autor Plutarch.

Eubulos wurde einflussreich, weil er das *Theorikon* leitete, die Kasse der Schaugelder. Mit ihr finanzierte man den Festbesuch der Bürger. Zugleich war sie ein zentrales Kontrollinstrument der Staatsfinanzen. Die *hoi epi to theorikón* wurden deshalb wie die militärischen und einige wenige weitere zivile Amtsträger gewählt und nicht nur erlost. Sie übten ihre Funktion während vier Jahren aus. In der Zeit des Eubulos leitete vielleicht ein einziger Beamter das *Theorikon* und kontrollierte in dieser Stellung sowohl die öffentlichen Einnahmen als auch weitgehend die Weitergabe von Mitteln, und wohl nicht nur der Mittel, die ins *Theorikon* flössen. Zudem war er für die Aufsicht über die Schiffswerften verantwortlich sowie für den Bau von Skeuothek (Flottenarsenal) und Strassen.

Wer das *Theorikon* leitete, musste über erhebliche technische Kenntnisse verfügen, nicht nur des Finanzwesens, sondern auch des attischen Staates und seiner Verwaltung. Notwendig war aber ebenso politisches Geschick, um sich im komplizierten System von *checks and balances* in Athen durchzusetzen.

Seine Stellung könnte Eubulos bewogen haben, eine Politik zu vertreten, welche Krieg mit Philipp von Makedonien vermied. Dies kann durchaus aus einer militärisch-strategischen Perspektive heraus geschehen sei. Wie bereits erwähnt, gehörten in den Aufgabenkreis des Eubulos Aufgaben, welche die militärische Infrastruktur betrafen, nämlich Wege und Kriegshafen, vielleicht auch die Stadtmauern.

Schliesslich hat sich Eubulos keineswegs konsequent gegen militärische Interventionen ausgesprochen. Auch er wog in allen Konflikten Vor- und Nachteile für Athen ab. Es gibt keinen Beleg dafür, dass Eubulos generell zum Schluss gekommen wäre, der Einsatz militärischer Mittel sei für Athen unvorteilhaft gewesen. Leider wissen wir aber über die Rolle des Eubulos selbst in den meisten Konflikten zu wenig, um Rückschlüsse auf eine grundsätzliche Position zu ziehen.

Allzuoft gründen die antiken und modernen Urteile auf der Annahme, Verwandte und Freunde des Eubulos hätten dessen aussenpolitische Überzeugungen geteilt, ja aus der athenischen Aussenpolitik könne die Politik des Eubulos herausgelesen werden. Beides ist methodisch unzulässig. Immerhin sind im Falle der militärischen Intervention Athens auf Euböa von 349/48 die Beziehungen des Eubulos zu einigen – aber nicht allen – Beteiligten so stark, dass diese wichtige Episode doch erwähnt werden soll. Wenn der Eubulos so

nahestehende Meidias die militärische Unterstützung des offenbar makedonenfeindlichen eretrischen Tyrannen Plutarchos auf Euböa durchsetzen half, kann Eubulos solchen Plänen schwerlich entgegengestanden haben. Die Initiative seines Vetters, des Strategen Hegesileos, zugunsten des Plutarchos, wurde von Eubulos nicht verhindert. Freilich hat sich Eubulos aber auch nicht für Hegesileos eingesetzt, als dieser vor Gericht gezogen wurde. Zu diesem Zeitpunkt indes war es aber bereits offensichtlich, dass ein Ende des Konfliktes mit den euböischen Poleis für Athen angezeigt und von Vorteil war, wie es Demosthenes in seiner Friedensrede schon immer gesehen haben will.

Im Falle der Intervention auf Euböa hat Eubulos also mit einiger Wahrscheinlichkeit eine aggressive Politik unterstützt, mit Sicherheit aber nicht als Hauptverantwortlicher. Ähnlich erscheint seine Rolle in den ausgehenden vierziger Jahren. Mehr und mehr wurde es in Athen deutlich, dass die Aussenpolitik nicht mehr von der Basis des Philokratesfriedens aus dem Jahre 346 ausgehen konnte und es eines entschiedeneren Vorgehens gegen Philipp bedurfte. Dieser Beurteilung der Lage schloss sich denn auch Eubulos an, wie wir aus der Kranzrede des Demosthenes erfahren. Demosthenes rechtfertigt hier seine Politik gegenüber den Vorwürfen des Aischines, indem er auf ein Dekret des Eubulos verweist, in welchem gegen die Einnahme athenischer Festungen in Thrakien durch Philipp protestiert wird.

Alles in allem erscheint die Politik des Eubulos als realistische Politik, welche sich den Verhältnissen anpasste, gegen Philipp gerichtet war, auf militärische Stärke setzte, diplomatische Mittel berücksichtigte, 346 gegen einen Krieg plädierte und dabei in Athen teils Zustimmung, teils Ablehnung erfuhr. Eubulos war bei weitem nicht der einzige, der auf Grund solch machtpolitischer Berechnung je nach Situation für Krieg oder Frieden eintrat.

### ***Wie spricht man über Krieg und Frieden? Philipp von Makedonien, Eubulos, Demosthenes und Aristoteles***

Es ist allgemein bekannt, dass in der Politik häufig von Frieden gesprochen, aber Krieg gemeint ist. Auch soll die Vorbereitung des Krieges das sicherste Mittel zur Garantierung des Friedens sein (*Si vis pacem, para bellum!*). Die Relativierung der Begriffe Krieg und Frieden spiegelt sich auch in den angeblichen Worten Philipps von Makedonien, diejenigen, welche mit dem politischen System Athens vertraut seien, würden sagen, den Rednern sei Frieden Krieg und Krieg Frieden.

Die Muster des Argumentierens sind noch vielfältiger, als es das geflügelte Wort Philipps impliziert. Eubulos drohte den Athenern, Krieg könne ihren Wohlstand und die gegenwärtigen günstigen Verhältnisse gefährden. Er sprach also letztlich vom Krieg, weil er den Frieden wollte. Die bei Demosthenes auftauchenden Argumente des Eubulos gegen einen

Krieg zeigen aber doch auch, was mit dem Friedenszustand inhaltlich verbunden werden konnte, nämlich eine bestimmte Verwendung der *Theorika*, die Unnötigkeit von Kriegssteuern, ein gutes Verhältnis zu Philipp und den Griechen sowie die Minimalisierung des Militärdienstes der Bürger.

Stärker trifft Philipps Argument Demosthenes (der freilich das Gleiche Philipp vorwarf): Wenn Demosthenes selbst für einen Frieden sprach, redete er ebenfalls primär vom Krieg, nämlich von dem, was ein Krieg verlangte: In der Symmorienrede von 354/53 versuchte er vor allem zu zeigen, dass Athen einem Krieg nicht gewachsen sei und seine Kriegsvorbereitungen unzureichend waren.

Immerhin finden sich auch bei ihm Bestimmungen des Friedenszustandes, etwa dort, wo er in die Kranzrede die Vorteile seiner Politik mit den Worten anpreist:

*Wenn in jedem griechischen Staat nur ein einziger Mann von meiner Art ... aufgetreten wäre, ... so würde ... (niemand) von dem gegenwärtigen Unglück betroffen sein, sondern alle würden sie frei und unabhängig ohne jede Furcht in Sicherheit ein glückliches Leben führen in ihrem Vaterland, und für all diese herrlichen Güter wüssten sie euch und den übrigen Athenern Dank. (Demosth. or. 18 [Cor.] 304 f.*

Demosthenes kalkulierte bei seinen Argumenten für den Frieden wesentlich machtpolitische Vor- und Nachteile. Die grundsätzlichen Vorteile eines Friedenszustandes generell ohne Rücksicht auf Bestimmungen wie Freiheit und Autonomie klingen bei ihm kaum an. Er folgte damit einem Modell, das Aristoteles in seiner Rhetorik folgendermassen charakterisiert:

*Um über Krieg und Frieden raten zu können, muss man die Macht des Staates kennen: wie stark sie gegenwärtig ist und auf welche Stärke sie möglicherweise gebracht werden kann ... (Arist. rhet. 1, 4, 9–10 (1359b–1360a) )*

### ***Timaios, Hermokrates, Thukydides und die Rede von prinzipiellen Vorteilen des Friedens***

Dieses Rezept ist nicht streng befolgt worden, obwohl es natürlich weitere Beispiele für ein solches Verfahren gibt. Zumeist sind weitere Gesichtspunkte einbezogen, etwa derjenige der Gerechtigkeit. Vor allem der in der Mitte des 4. Jahrhunderts geborene westgriechische Historiker Timaios von Tauromenion hat gegen die aristotelischen Regeln verstossen. Das Glanzstück einer Rede, die sich konsequent nur auf die grundsätzlichen Vorteile des Friedens bezieht, ist seine Umgestaltung von Thukydides 4, 59–64, wo der syrakusische Staatsmann Hermokrates 424 zu Gela die Griechen auf Sizilien erfolgreich aufruft, untereinander Frieden zu schliessen, weil ein athenischer Angriff drohe.



Schon bei Thukydides ging es nicht nur um machtpolitisches Abwägen, wenn auch solches ganz klar dominiert. Wiederholt werden grundsätzliche Vorteile von Frieden überhaupt in Rechnung gebracht und auch Eigenschaften des Friedenszustandes angedeutet, ohne dass dies freilich in extenso ausgeführt würde, wie in der Rede selbst bemerkt wird. Freilich war der Gegenstand der Hermokratesrede ein spezieller Frieden, nämlich die Beilegung von Bürgerkrieg, ein Thema, für das Thukydides bekanntlich ein grundsätzliches Interesse besass. Einschränkend ist auch zu erwähnen, dass die Vorteile des Friedens keineswegs verabsolutiert werden. Wir haben es auch bei diesem Zeugnis antiker Friedensvorstellungen nicht entfernt mit pazifistischen Argumenten zu tun: Friedensmahnungen sind dann von Nutzen, wenn Krieg nicht mehr von Vorteil ist. Dennoch formuliert Thukydides Grundsätzliches: Krieg ist eine Last, und: Friede ist das, was alle einstimmig als das Beste betrachten. Frieden hilft bei der Erhaltung des Glücks oder der Suche nach ihm, bietet Ehre, Rettung und Sicherheit, ermöglicht die Durchsetzung von Rechtsansprüchen. Auch wenn Thukydides durchblicken lässt, dass die Entscheidung nicht leicht fällt, ob dies alles vielleicht auch mit Krieg erreicht werden könnte, so haben wir hier doch Aussagen über prinzipielle Friedensinhalte, deren konkrete Gestaltung allerdings offen steht.

Hermokrates sprach vor der Volksversammlung: Während Hermokrates bei Thukydides an die Volksversammlung als ein tatsächliches Leitungsorgan der Politik spricht, appelliert er bei Timaios an die individuellen Zielsetzungen der Bürger. Darauf bezieht sich die Liste gesammelter Friedenstopoi. Alle dieser Topoi konnten sehr wohl ihre Wirkung entfalten. Zwar wissen wir nicht, was Hermokrates gesagt hat, aber wenn Timaios eine Rede für Hermokrates vor der Volksversammlung entworfen hat, so war er jedenfalls darauf bedacht, solche Wirkung zu erzielen.

In unserer bisherigen Untersuchung sind wir auf diese grösstenteils aus der griechischen Literatur stammenden Topoi nicht gestossen: Eubulos und Demosthenes haben nicht auf sie rekurriert. Da Äusserungen über Vor- und Nachteile von Krieg und Frieden indes zum Standardrepertoire der attischen Redner gehörten und in die rhetorische Lehre eingingen, ist nicht ganz auszuschliessen, Timaios habe sich auch von der Erfahrung leiten lassen, dass es verschiedene argumentative Vorgehensweisen gab, Friedensmahnungen vorzutragen.

### *Reden und Schreiben für den Frieden in Athen*

Sieht man von der frühestens ins 3. Jahrhundert gehörenden Rede *Über die zwölf Jahre*, die angeblich von Demades stammt ab, so gibt es hauptsächlich drei überlieferte Texte, in denen ähnlich wie bei Timaios Vorstellungen über den Frieden ausgebreitet werden. Sie alle sind in

der Forschung immer wieder mit der Politik in den Kreisen um Eubulos in Verbindung gebracht worden. Es lässt sich zeigen, dass sie zum Teil ähnliche, aber doch je verschiedene Formen von Friedensrhetorik anwenden, die indes nicht jener Vorgehensweise entsprechen, die Demosthenes Eubulos zugeschrieben hat. Zugleich kann die Breite des Spektrums der Argumentation über Krieg und Frieden im 4. Jahrhundert aufgezeigt werden.

Der erste Text findet sich bei zwei attischen Rednern, bei Andokides 391 und Aischines, der 343 in seiner Rede *Über die Truggesandtschaft* zur Verteidigung gegen Vorwürfe des Demosthenes die Worte des Andokides sowie dessen Verdienste um den Frieden von 391 frei zitierend in Erinnerung rief, um zu zeigen, dass schon fünfzig Jahre zuvor die Vorteile des Friedens für die Demokratie deutlich gemacht worden waren, ja schon damals auf eine lange Tradition verwiesen werden konnte. Die Erhaltung, wenn nicht gar Rettung der Demokratie wird bei Aischines pointiert mit dem Frieden verbunden.

Andokides betonte den gleichberechtigten Interessenausgleich als Charakteristikum der Eirene und wandte sich mit einer historisch wirren Darstellung früherer Friedensschlüsse der Athener mit den Spartanern gegen jene Redner, welche unter dem Schein friedfertiger Gesinnung Krieg anstrebten, indem sie vorgaben, Frieden gefährde die Demokratie. Mitnichten, hielt ihnen Andokides entgegen, gerade die Prosperität der Demokratie sei mit dem Frieden verbunden.

Es soll natürlich keineswegs bestritten werden, dass Aischines die Politik des Eubulos unterstützt hat und Eubulos umgekehrt Aischines. Von daher mögen die inhaltlichen Vorstellungen vom Frieden wie ebenso Argumente für einen Frieden bei beiden die gleichen gewesen sein. Nur haben wir dafür keine Belege, und dies vielleicht deshalb, weil die Politik des Eubulos den Friedensbegriff nicht ins Zentrum gestellt hat. Jedenfalls hat Aischines, wenn er nach Argumenten für den Frieden suchte, nicht Eubulos zitiert, sondern Andokides.



Eirene mit dem Plutosknaben, Glyptothek München (wikimedia).

Es gibt im vierten Jahrhundert nur eine Bewegung, für die *Koine Eirene* ein unerlässliches Zentralwort war, nämlich der von vielen Seiten her mit höchst unterschiedlichen Zielsetzungen betriebene Versuch, die traditionellen völkerrechtlichen Ordnungskonzepte durch das Institut der *Koine Eirene* zu erweitern. Politische Anstrengungen verschiedenster und nicht nur friedliebender Art trafen sich mit der Entwicklung des Völkerrechts sowie einem grundlegenden menschlichen wie gesellschaftlichen Bedürfnis. Ob bei Homer oder bei Aristophanes – in der griechischen Welt ist Friede immer ein positiver Wert gewesen. *Eirene* übte einen tiefen Zauber aus. Die personifizierte *Eirene* hatte schon früh als Segen bringende Gestalt gegolten. Gegen 400 finden wir sie auf attischen Vasen abgebildet, ein Vierteljahrhundert später als mächtige Bronzestatue mit Plutosknaben neben den Standbildern der Eponymen auf der athenischen Agora. Obwohl das Friedensbedürfnis nie so drängend war, dass Krieg geächtet worden wäre, wurde im 4. Jahrhundert die Zielvorstellung einer dauerhaften Befriedigung von Hellas zum politischen Schlagwort. Eine Kette von allgemeinen Friedensschlüssen kam zustande. Inhaltlich zentral war die Garantie der Autonomie der griechischen Staaten, ein Prinzip, das allerdings mit der *Koine Eirene* letztlich nicht verwirklicht werden konnte. Argumente, welche sich auf die Bestimmungen und Gehalte der *Koine Eirene* beziehen, sind zahlreich, müssen aber im Zusammenhang der jeweiligen politischen Konstellationen untersucht

werden. Was die Auseinandersetzungen in der, Zeit des Eubulos betrifft, so sind in der Forschung die möglichen Bezüge zu *Koine-Eirene*-Projekten ausführlich dargestellt worden. Die Quellenbasis gestattet es aber nicht, Äusserungen des Eubulos zu rekonstruieren.

### Isokrates und Xenophon

Sehr viel mehr lässt sich über die Friedenskonzepte in der Friedensrede des Isokrates und den *Poroi* des Xenophon sagen. Sowohl Isokrates als auch Xenophon waren keine aktiven Politiker. Sie haben dennoch beide in der Mitte der fünfziger Jahre eindringlich mit Friedensmahnungen an die politische Klasse Athens appelliert. Immer wieder ist vermutet worden, es bestünden Verbindungen zwischen ihnen und Eubulos.

Persönliche Beziehungen zwischen Isokrates und Eubulos lassen sich nicht nachweisen. Immerhin passt die Friedensrede des Isokrates am Ende des Bundesgenossenkrieges (357—355) von ihren Intentionen zu einer Politik, welche eine Umorientierung bisheriger Zielsetzungen verfolgte. An die Umsetzung des vorrangigen Ziels des Zweiten Athenischen Seebundes, die Beseitigung der Vorherrschaft Spartas in Griechenland, war realistischweise nicht mehr zu denken. Die Autonomiebestrebungen einzelner grosser Poleis im Seebund mussten ebenso hingenommen werden wie das Schwinden des Einflusses im Norden der Agäis. Die Bundesstaaten waren auf den Schutz Athens nicht mehr angewiesen, und die Kräfte Athens reichten angesichts des Einflusses der Mächte im Norden wie im Osten für eine ambitionierte Politik im Norden je länger desto weniger aus.

Das Einlenken der Volksversammlung im Streit mit den Bundesgenossen muss als geradezu zwangsläufig beurteilt werden. Eubulos war damals zweifellos so einsichtig wie Isokrates, aber weder Isokrates noch Eubulos haben nachweisbaren Einfluss auf die Beendigung des Bundesgenossenkrieges, welcher zur Unrecht immer wieder als "Eubulosfrieden" bezeichnet worden ist.

Xenophon soll einer Nachricht des Istros zufolge insofern mit Eubulos in Verbindung zu bringen sein, als Xenophon auf dessen Anträge hin sowohl verbannt worden sei als auch wieder habe zurückkehren können. Wenn diese Information stimmt, so könnte sie auf ein eher zwiespältiges Verhältnis zwischen Eubulos und Xenophon hindeuten. Jedoch lagen die Ereignisse einiges zurück, als Xenophon wenig nach der Friedensrede des Isokrates seine *Vorschläge zur Beschaffung von Geldmitteln* verfasste.

Wir wissen allerdings nicht, ob sie überhaupt von Politikern je zur Kenntnis genommen wurde. Vielleicht war sie dazu nicht einmal bestimmt. Antike Sachliteratur entstand zwar vielfach im Zusammenhang mit der Ausübung praktischer Tätigkeiten, aber

nicht in der Zeit des Aktivseins, sondern in den Perioden der *Musse*. Sie ist in vielen, wenn nicht gar den meisten Fällen kein Zeugnis für den Kenntnisstand, der bei der Ausübung einer Aufgabe, etwas eines öffentlichen Amtes, massgebend war. Während bei Isokrates die Friedensrede unbestreitbar nicht in die Volksversammlung gehörte, bleiben wir bei Xenophons *Poroi* stärker im Bereiche der Vermutungen. Handelte Xenophon als offizieller Antragsteller? Von den behandelten Themen her hätte sich Xenophon an den Rat der 500 richten müssen. Weder die Volksversammlung noch Eubulos als Vorsteher der *Theorika* wären in der Lage gewesen, auf die Anliegen der Schrift im Sinne des Verfassers einzugehen. Nichts deutet aber darauf hin, dass Xenophon sich tatsächlich an die *Boule* gewendet hat. Es kommt hinzu, dass es im Athen des 4. Jahrhunderts nicht üblich war, Denkschriften einzureichen. Plausibler ist von daher die Annahme, Xenophon habe sich in einer Situation der *Musse* mit konkreten Fragen auf einem grundsätzlichen Hintergrund auseinandergesetzt, nämlich dem der Gestaltung von Verfassungen sowie der Wirtschaft – allgemeiner: der Leitungstätigkeit.

Von der Materie her liegen immerhin die *Poroi* der Finanzpolitik des Eubulos näher als die isokratische Rede, ja es lässt sich auf diesem Gebiet eine Reihe von Übereinstimmungen angeben. Überdies finden wir bei Isokrates Vorschläge, welche die fällig gewordene Neuorientierung der athenischen Aussenpolitik begrüßen.

Xenophon und Isokrates gemeinsam sind im Grossen und Ganzen die konkreten Empfehlungen für die Aussenpolitik Athens. Unterschiede lassen sich zum Teil daraus erklären, dass Xenophon später schrieb und für ihn die Beendigung des Bundesgenossenkriegs kaum mehr von Bedeutung war. Sowohl Isokrates als auch Xenophon raten, auf ein friedliches Verhältnis zu den Mitgliedern des Seebundes zu achten. Isokrates plädiert für einen Frieden im Bundesgenossenkrieg sowie für Achtung der Autonomie der Bundesangehörigen. Xenophon macht Vorschläge, wie Athen aus eigenen Mitteln, ohne die Bundesmitglieder zu belasten, seine Finanzsituation verbessern könnte.

Beide Autoren teilen die Überzeugung, dass die *Koine Eirene* das Fundament der Politik sein müsse. Beide empfehlen Athen eine Tätigkeit als Vermittler in den bestehenden Konflikten. Xenophon liegt hier vor allem der dritte Heilige Krieg am Herzen. Beide sind sie davon überzeugt, dass eine Politik, welche momentan auf militärische Interventionen verzichtet, auch eine günstige Haltung der übrigen Griechen sowie der Makedonen und Thraker bewirken könne, so dass Athens Interessen an seinen Gebieten und seinem Handel in der Agäis und vor allem auf dem Weg zu den Dardanellen und ins Schwarze Meer weiterhin gesichert wären.

Generell wird man sagen können, dass das aussenpolitische Konzept des Isokrates und des Xenophon in jener Zeit den Absichten eines Eubulos hätte entsprechen können. Wie steht es mit den Argumenten für die Vorteile des Friedens?

Den Frieden zu wollen, bedeutet sowohl für Isokrates als auch für Xenophon primär eine Politik, welche das Wohl der Polis gewährleistet und sich dabei an den Idealen der Gerechtigkeit sowie einer gemässigten Demokratie orientiert, in welcher die „Besten“ die politischen Leitlinien festlegen.

Zwar tritt Xenophon ein für die Versorgung des Volkes durch Diäten und eine von ihm neu vorgeschlagene tägliche Zahlung dreier Obolen. Aber er denkt ebenso an die Schonung der Reichen. Den in der athenischen Politik so einflussreichen Rhetoren steht er kritisch gegenüber: Gleich zu Beginn der *Poroi* wird ihre Bedeutung hervorgehoben, um daraufhin diejenigen von ihnen in die Schranken zu weisen, welche behaupten würden, sie seien durch die Armut der Menge gezwungen, ungerecht gegenüber den Verbündeten zu sein, obschon sie gleichzeitig den Anspruch erhöhen, das Recht zu kennen. Die neuen Einkünfte, die Triebelie und die Einhaltung des Friedens geben eine Handlungsfreiheit zurück, die eine wirklich gerechte Politik ermöglichen. Die Forschung ist sich heute einig, dass die *Poroi* kein radikaldemokratisches Programm enthalten, das den Bürgern vorrangig ein arbeits- und sorgenfreies Leben hätte sichern sollen.

Um die Auffassungen des Isokrates zu charakterisieren, muss auch der wohl zeitgleiche *Areopagitikos* mitberücksichtigt werden. Zwar nennt Isokrates zu Beginn des *Areopagitikos* Stimmen, die von Frieden und einer unerschütterten athenischen Macht sprechen. Damit ist aber nicht gesagt, wir seien in der Zeit vor dem Bundesgenossenkrieg. Es sind Leute, die Isokrates zitiert, und ihre Aussagen werden daraufhin so stark relativiert, dass Zeitgleichheit mit der Friedensrede anzunehmen ist. Isokrates macht wie Xenophon Reformvorschläge; im *Areopagitikos* geht es um die innere Verfassung, in der Friedensrede um die Aussenpolitik. Beides hängt indes wie bei Xenophon miteinander zusammen, und dabei geht die Tendenz der Vorschläge in eine ähnliche Richtung.

Das Wohl der Polis und die Abwendung künftiger Gefahren will Isokrates mit der Rückkehr zur idealisierten Verfassung Solons, des "grössten Volksfreundes", verwirklichen. Wie bei Xenophon wird einem konservativen Vorschlag ein demokratisches Gewand umgelegt. Isokrates geht es um die Stärkung des Areopags, in dem er einen Garanten einer beständigen und gerechten Demokratie unter der Leitung der Fühigsten sieht.

Mit Xenophon vergleichbar kritisiert Isokrates Rhetoren, welche offenbar für eine andere Politik eingetreten sind. Im *Areopagitikos* dominiert das Plädoyer für eine Stärkung

des Einflusses der „guten“ Politiker; in der Friedensrede wird polemisiert gegen einen feindseligen Stand von skrupellosen Rednern und Volksführern, die einerseits gegen den Frieden seien und andererseits von nichts mehr profitieren würden als von bedürftigen Bürgern.

Isokrates wie Xenophon sind keine Pazifisten, ihre militärpolitischen Anliegen unterscheiden sich dabei aber. Der einstige Offizier Xenophon gibt in den *Poroi* verschiedene Ratschläge für die Verbesserung des Wehrwesens, unter anderem auch der Flotte und der Kavallerie, was zu dem passt, was wir von der Wirkung der Politik des Eubulos zu wissen glauben. Isokrates hingegen hat den Gedanken einer gemeingriechischen Kriegführung nicht aufgegeben. In der Friedensrede wie im *Areopagitikos* geht er wiederholt auf die aktuelle militärische Schlagkraft ein. Er plädiert für ihre Stärkung, wünscht sich kriegstüchtige Bürger mit grösserer Bereitschaft zu aggressiven Unternehmungen und wettet gegen das Söldnerwesen – in diesem Punkte verglichen etwa auch mit Demosthenes reichlich anachronistisch und ohne Sinn für damals längst nicht mehr aufhebbare strategische Zwänge.

Dennoch gibt es bei Isokrates und Xenophon Vorstellungen über Inhalte des Friedenszustandes. Für beide Autoren tragen die verschiedenen Aspekte des Friedens ihrerseits wiederum zur Verwirklichung des Friedens bei. Sie sind sowohl Resultat wie Voraussetzung des Friedens. Beispielsweise bewirkt eine friedliche Politik Ansehen unter den Griechen, das Ansehen unter den Griechen wiederum ermöglicht eine friedliche Politik. Innenpolitisch bedingen sich eine Politik des Ausgleichs und eine beständige, gerechte Demokratie. Schliesslich steht der aussenpolitische Frieden mit dem innenpolitischen Zustand der Eintracht in einem Verhältnis gegenseitiger Verstärkung.

Mit dem Friedensbegriff verbunden sind eine ganze Reihe von klassischen Wertbegriffen der philosophisch gebildeten Oberschichten, welche auch in die Sprache der Politik und des Völkerrechts eingingen: Ruhe, Gerechtigkeit, Glück oder Wohlstand. Von der Art des Textes her sind solche Begriffe – sowie auch entsprechende Negativbegriffe – wesentlich zahlreicher bei Isokrates.

Beide Autoren orientieren sich immer wieder am Kriterium des Ansehens unter den Griechen. Gemeinsam ist auch der Versuch, einen Zustand der Verwirrung zu analysieren und zu überwinden, wie ihn insbesondere Xenophon in einer berühmten Stelle am Ende seiner *Hellenika* schon für die Zeit nach 362 charakterisiert hatte. Isokrates wie Xenophon wenden sich dabei wie erwähnt gegen Redner, die für Krieg eintreten. Das Vorgehen des Isokrates hebt sich in vielen Besonderheiten von demjenigen des viel stärker auf konkrete Vorschläge gerichteten Xenophon ab, stimmt aber in den Grundzügen mit ihm überein. Isokrates zufolge

sind es die Tugenden der Redner und Anführer des Volkes, welche für die Tugend der Polis massgebend sind. Nicht von der Qualität des Friedens her denkt er. Frieden ist zweitrangig. Hauptsache ist der Umgang mit der Macht. Wenn er sagt, das Thema der Rede sei der Friede, so ist dies nur ein Wort, ein Titel der Rede. Der Inhalt ist die Rede über die Macht, vor allem die Hegemonialmacht Athens. Solche Macht gleiche dem Wesen der Hetären: Sie korrumpiere – wer sie schätze, gerate in Verwirrung. Die Antwort des Isokrates ist nicht die Friedensmahnung, sondern der Appell, mit der Macht innen- und aussenpolitisch anders umzugehen. Frieden und Krieg sind letztlich das Gleiche: Bewährung der Tugend, Bewährung der Polis. Der Erfolg in dieser Bewährungsprobe zeigt sich im guten Ruf. Ein auffälliger Unterschied ist der nur von Xenophon vertretene Vorschlag, *eirenophylakes* einzuführen. Diese Beamten zur Aufrechterhaltung des Friedens gehören in einen Abschnitt, in dem es um den Frieden im Inneren der Polis geht.

Xenophon beschränkt er sich aber nicht auf die Innenpolitik. Er empfiehlt gleichzeitig eine aktive Aussenpolitik des Friedens. Durch das Zusammenwirken von Innen- und Aussenpolitik soll Athen zum Vorbild des Friedens werden und so auch die anderen Poleis zu einer Politik des Friedens bewegen, welche dann ihrerseits das Wohl Athens sichert:

*Wenn ihr euch darüber hinaus sichtbar dafür einsetzen würdet, dass überall zu Wasser und zu Lande Frieden herrscht, dann dürften, so glaube ich, alle am meisten das Wohl Athens gleich nach dem ihrer eigenen Heimatstädte wünschen. (Xen. vect. 5, 10)*

Xenophon will aber nicht einen Frieden um jeden Preis. Ein guter Ruf unter den Griechen könnte nicht zustanden kommen, wenn Athen Ungerechtigkeiten um des Friedens willen hinnehmen würde. Letztlich geht es somit nur um die Bewährung in einer bestimmten politischen Situation.

Auch Isokrates denkt ähnlich. Bei ihm gibt es ein Gegenstück zur Friedensrede in einer Rede für den Krieg, in der Isokrates für den jungen Spartaner Archidamos spricht. Wenn in der Friedensrede nicht vom Krieg abgesehen wird, so in der – freilich älteren (ca. 366) – Kriegsrede nicht vom Frieden. Friede hängt ab von der Bewährung im Krieg, und an den Festversammlungen geniesst man nicht nur des Gottesfriedens, sondern auch der Anerkennung kriegerischer Tapferkeit und ihrer Früchte. Friedensschlüsse sind deshalb zweck- und nutzorientiert, sie sind wie der Krieg ein Mittel der Politik, zu dem gegriffen wird, wenn es vorteilhaft erscheint. Gerade in der Friedensrede ruft deshalb Isokrates auf, kriegstüchtig zu bleiben.



Die Vorteile des Friedens haben Isokrates und Xenophon sehr konkret angegeben. Besonders eingängig sowie zusammenhängend formuliert sind zentrale inhaltliche Aspekte des Friedens bei Isokrates in den Kapiteln 19—21, welche ich hier gekürzt wiedergebe :

*Könnte es uns also genügen, wenn wir sicher in unserer Polis wohnen würden, wenn wir alles, was es zum Leben braucht, reichlicher hätten, wenn wir unter uns selbst in Eintracht leben und bei den Griechen in gutem Ruf stehen würden? ... Der Krieg hat uns alles Genannten beraubt ... 20 Wenn wir aber Frieden machen und uns so betragen, wie es die gemeinsamen Verträge festlegen, so werden wir in grosser Sicherheit die Polis bewohnen, frei von Kriegen und Gefahren und verworrenen Verhältnissen, in welchem wir uns nun befinden. Wir werden jeden Tag zu grösserem Wohlstand gelangen, erlöst von den Eisphorai und den Trierarchien sowie von den anderen Liturgien für den Krieg. Wer werden ohne Gefahr das Land bebauen und das Meer befahren und die übrigen Tätigkeiten betreiben ... 21 Wir werden sehen, dass die Polis doppelt so viele Einkünfte als jetzt einnimmt und sich mit Kaufleuten, Fremden und Metöken füllt ... Das wichtigste aber ist: Wir werden alle Menschen als Bundesgenossen haben ...*

Isokrates beginnt mit der rhetorischen Frage, ob es genügen könnte, sicherer in der Polis zu wohnen, alles, was es zum Leben brauche, reichlicher zu haben, in Eintracht zu leben und guten Ruf unter den Griechen zu geniessen. In der Antwort darauf zeigt Isokrates zunächst, dass im Krieg all das, wonach er fragt, fehlt. Der Friede dagegen erfüllt alle Wünsche eines vernünftigen Bürgers. Vier vorteilhafte Aspekte sind mit dem Frieden verbunden: 1) Friede bedeutet Sicherheit. 2) In ökonomischer Hinsicht bedeutet Friede, das zum Leben Erforderliche in reichlichem Masse zur Verfügung zu haben; Landwirtschaft, Handel und Handwerk betreiben zu können und nicht unter dem Druck von Kriegssteuern zu leiden. Für die Polis bedeutet Friede eine blühende Wirtschaft, die Anwesenheit von Kaufleuten, Fremden und Metöken sowie mehr Einkünfte. Das Ökonomische betrifft auch den innenpolitischen Zustand. 3) Friede hat einen weiteren innenpolitischen Aspekt. Er ist verknüpft mit der Eintracht in der Polis, weil der Streit über die Aussenpolitik hinfällig geworden ist. Zudem, das macht Isokrates ausserhalb des zitierten Zusammenhanges explizit deutlich, sichert Frieden das Bestehen der Demokratie, denn in Friedenszeiten sei es der Demokratie immer am besten gegangen. 4) Friede garantiert das Ansehen unter den Griechen und eine griechische Einheit. Ebenso konkret äussert sich Xenophon:

*Wenn also in der Tat von diesen Vorschlägen keiner undurchführbar, ja nicht einmal schwierig ist, und wenn wir bei ihrer Verwirklichung bei den Griechen*

*beliebter werden, in grösserer Sicherheit leben und berühmter sein werden und wenn auf der einen Seite das Volk mit Lebensunterhalt reichlich versorgt sein wird, auf der anderen Seite die Reichen von den Aufwendungen für den Krieg befreit sein werden, und wenn aufgrund grossen Überflusses wir noch grossartiger als jetzt Feste feiern, wir Heiligtümer wieder instand setzen und Mauern und Hafenanlagen wieder aufbauen werden und den Priestern, dem Rat, den Beamten und den Reitern die herkömmlichen Zuwendungen gewähren werden: wie sollte es sich da nicht lohnen, dies so schnell wie möglich in Angriff zu nehmen, damit wir noch zu unseren Lebzeiten sehen können, wie die Stadt in Sicherheit blüht? (Xen. vect. 6, 1)*

Eine Reihe von Übereinstimmungen und Differenzen zu den Vorschlägen des Isokrates ist bereits erörtert worden: Sie betreffen Innen- und Aussenpolitik, die Gestaltung der Demokratie, politische Ideale, die Kritik an anderen Rhetoren, militärpolitische Anliegen sowie die Stellung des Friedensbegriffes innerhalb ihrer Überlegungen. Aus den beiden zitierten Passagen lässt sich der Vergleich noch einmal vertiefen, aber auch weiterführen. Gemeinsam ist Xenophon die Auffassung, der Friede solle verwirklicht werden. Dies wegen den folgenden drei Punkten: 1) Friede bedeutet Sicherheit. 2) Friede bedeutet Berühmtheit unter den Griechen. 3) Friede hat eine ökonomische und innenpolitische Seite. Eine Besonderheit bei diesem dritten Punkt sind – neben der Anregung, *Eirenophylakes* einzuführen – nun aber die konkreten Vorschläge Xenophons.

Isokrates hat die von Xenophon offenbar begrüsst grossartige Durchführung von Festen abgelehnt. Im *Areopagitikos* kritisiert Isokrates die ausschweifenden Feste der Gegenwart, welche die Menschen in die Stadt ziehen: Nicht angebracht zu sein scheinen ihm Prozessionen mit dreihundert Rindern, die Feier fremder, eingeführter Feste mit Gelagen sowie die Geringschätzung tradierter Bräuche. In der Friedensrede beklagt er die Dummheit der Vorfahren, welche beschlossen hatten, den Gewinn aus den Abgaben der Bundesgenossen nach Talenten aufzuteilen und in die Orchestra zu bringen, wenn das Theater voll war. Um die Sache noch schlimmer zu machen, hätten sie gleichzeitig die Kriegswaisen ins Theater gebracht und so das Scheitern ihrer Politik dokumentiert. Zwar ist dies ein Argument aus der Geschichte, das aber doch auf ein im Vergleich zu Xenophon kritisches Verhältnis des Isokrates zur Feier der grossen religiösen Feste hindeutet.

Die Instandsetzung von Heiligtümern sowie der Aufbau von Mauern und Hafenanlagen erwähnt Isokrates nicht. Den Besoldungen für Volksversammlung, Gerichte und Militärdienst steht er anders als Xenophon ablehnend gegenüber, wobei dieser freilich auch noch Priester, Rat und Beamte sowie spezieller als den Militärdienst nur die Reiter er-

wähnt, dafür aber Volksversammlung und Gerichte beiseite lässt. Dieses Argument ist verbunden mit einer Kritik an der Ämterverlosung. Areopagitikos wie Friedensrede enthalten sehr verschiedene Äusserungen. Isokrates erhoffte sich von diesen Vorschlägen eine Stärkung der konservativen Politiker und setzte ganz auf den alten Areopag, dessen Mitglieder ohne Tagegelder auskamen. Auf die *Theorika* wird weder von Isokrates noch Xenophon eingegangen.

Genauer besehen bestehen zwischen Isokrates und Xenophon Differenzen, die es nahelegen, die beiden nicht als Publizisten im Dienste einer Gruppe von Politikern um Eubulos zu betrachten. Xenophon steht zwar dem näher, was man als Programm des Eubulos betrachtet, und die Position des Isokrates mag man gar in einzelnen Punkten als Kritik an diesem Programm deuten. Da wir überdies dieses Programm im einzelnen gar nicht kennen, wäre es angebracht, die von Isokrates und Xenophon publizierten Vorschläge nicht mit der Politik des Eubulos in eins zu setzen.

Methodisch ist die grundlegende Schwierigkeit der mangelnden Quellen zur Politik des Eubulos nicht zu überwinden. Indes sind die bei Isokrates und Xenophon entwickelten Vorstellungen über den Frieden deutliche Hinweise auf vorhandene Möglichkeiten, vom Frieden zu sprechen. Wir stossen auf zahlreiche Dimensionen: Innenpolitik und Ordnung von Gesellschaft und Staat, Aussenpolitik, Völkerrecht, Wirtschaft, Alltag, Moral und individuelle wie kollektive Verhaltensweisen. Von Friedensphantasien zu sprechen wäre weit übertrieben. Die alte These, Frieden sei nur als Abwesenheit von Krieg verstanden worden, beibehalten zu wollen, wäre aber mindestens zu unfruchtbar.

Die Argumente für den Frieden sind in den untersuchten Fällen zwar nur Argumente gegen einen bestimmten Krieg. Dennoch enthalten sie sowohl in den rhetorischen Topoi als auch in den stärker ausgeprägten Vorstellungen Charakterisierungen dessen, was man unter Frieden verstand. Gewiss, für den Krieg hat man sich stärker interessiert. Es ist kein Zufall, dass uns eine recht umfangreiche militärtechnische Fachliteratur überliefert ist, aber kein Werk über den Frieden.

Letzteres darf nicht überbewertet werden. Auch das Phänomen Krieg als solches intellektuell zu durchdringen wurde kaum unternommen. Die Auseinandersetzung von Historikern und Philosophen bewegt sich in engen Grenzen. Die Analyse der Kriegsursachen erhält einige Aufmerksamkeit in der Historiographie, konzentriert sich aber dann doch wesentlich nur auf das Kriegsgeschehen. Berücksichtigt wird Krieg bei der Untersuchung von Verfassungsfragen – einem erstrangigen Anliegen –, bei der Behandlung des Problems der

Stasis sowie dann, wenn nach der Gerechtigkeit eines Krieges und der Korrektheit der Kriegführung sowie nach der richtigen Paideia gefragt wird.

Die antike Rezeption der Argumente für den Frieden beschränkte sich – wie seltsamerweise dann sogar auch die moderne – darauf, die Inhalte der Argumente für den Frieden weitgehend auszublenden. Augustin freilich widmete ihnen im 19. Buch seines Werks *De civitate Dei* volle Aufmerksamkeit. Die Friedensordnung war von erstrangiger Bedeutung. Eintreffen werde sie freilich erst am Ende aller Zeiten.

Die Anforderungen der Behauptung eines Staatswesens in kriegerischen Auseinandersetzungen kommen eben zuerst. So gesehen gilt das Wort Heraklits, wonach der Krieg, nicht der Frieden, der Vater aller Dinge sei. In der ersten weltgeschichtlichen Demokratie empfanden dies etliche Intellektuellen so, doch geben die Quellen ein breites Spektrum von Auffassungen. Sie faszinieren bis heute.



Ruinen der Bergfestung Phyle im Parnes-Gebirge in Attika (wikimedia).

#### **4 Rom und die Griechen: auf dem Weg zum Imperium Romanum und zur Romidee**

Wenn wir von der Griechischen zur Römischen Geschichte wechseln, so bleiben Kriege zentral. Fragen nach dem Verhältnis von Krieg und Frieden zur Form eines politischen Gemeinwesens stellten sich in den folgenden Jahrhunderten noch stärker. Mit dem Untergang des Persischen Reiches, dem Siegeszug Alexanders und der Epoche des Hellenismus kam es, wie der im 19. Jahrhundert entstandene und durch Johann Gustav Droysen berühmt gewordene Epochenbegriff es andeutet, zu einer dominanten Ausbreitung griechischer Sprache und Kultur in Teilen Europas sowie in Nordafrika und Asien bis Indien. Zur bedeutendsten Macht stieg freilich Rom auf.

#### **a Polybios und die Analyse des Aufstiegs Roms zum Weltreich**

Eine ingenüose und eine der besten und klarsten Antworten, welche diesen Vorgang beschreibt und erklärt, verdanken wir dem Historiker Polybios. Polybios kannte die Geschichte aus ureigensten Erfahrungen. Er war Stratege im Achäischen Bund gewesen und kam als Geisel nach Rom. Dort schilderte er im Kreise der römischen Nobilität römische Geschichte in griechischer Sprache. Rom habe es fertiggebracht, schneller und erfolgreicher Herrschaft zu begründen als zuvor die Perser, die Spartaner und die Makedonen.

Polybios schreibt pragmatische Geschichtsschreibung. So nennt er sie. Damit meint er eine Geschichtsschreibung, welche die wichtigen Vorgänge behandelt, die politische Geschichte.

Ernst Howald kam das Werk des Polybios als wahr und direkt vor. Dieses Urteil findet sich in einem 1944 im Verlag R. Oldenbourg (München und Berlin) erschienenen Buch mit dem Titel *Vom Geist antike Geschichtsschreibung*. Howald war Gräzist in Zürich und dort über viele Jahre sehr einflussreich. Er hat viel publiziert und sich dabei auch für die Kulturgeschichte und die Rolle der Kunst interessiert. Kunst sei für die Gesellschaft ähnlich wertvoll wie die humanistische Tradition. Bei Polybios gebe es keine Rätsel. Alles sei klar.

Polybios war ein Lehrer, jemand der erklärte, die Prinzipien von Geschichtsforschung und Geschichtsdarstellung offenlegte. Da konnte und kann man lernen, was Geschichte ist und wie sie sich entwickelt. Dieses Lernen ist komplex. Denn Geschichte, so sieht es Polybios, verläuft kontingent. Die Dinge richten sich immer wieder gerade nicht nach dem, was beabsichtigt worden ist. Intentionen überkreuzen sich. Akteure müssen ohnmächtig erleben, was sie nicht wollten.

Rom, so Polybios, war zum vierten, grössten und stärksten Weltreich geworden, weil seine gesellschaftliche und politische Verfassung denjenigen konkurrierender und älterer politischer Systeme überlegen war. Insbesondere im sechsten Buch seines Geschichtswerkes

führt er dies aus. Rom verfügte über eine stabile Mischverfassung mit Elementen der Alleinherrschaft, der Regierung der Nobilität und des Volkes, und dies weitaus erfolgreicher als in Sparta oder Karthago. Sie war in der Gesellschaft umfassend verwurzelt, in der Werteorientierung, in Totenkult und Religiosität, der Pflege der Erinnerung, der gesellschaftlichen Ordnung.

Vieles von dem erscheint römisch, verdankt sich indes den Einflüssen zahlreicher Kulturen, mehr und mehr mit Sicherheit der griechischen Kultur. Das Imperium Romanum gründete auf einer starken griechischen Prägung und auf der Zugehörigkeit des griechischen Ostens zum Imperium.

Als Polybios schrieb, übernahmen die Römer zuerst in griechischer Sprache die Techniken der Geschichtsschreibung und des Lernens aus der Geschichte. Der alte Cato zwar warnte zwar vor griechischem Einfluss und folgte ihm dennoch, sogar dort, wo er in seiner eigenen Sprache schrieb.

### **b Die römischen Eliten, die griechische Kultur und die Rechtfertigung römischer Herrschaft**

Schon Romulus habe auf dem Kapitol ein griechisches Asyl konzipiert, das alle aufnahm. So berichtet Livius (1, 9). Im Süden, in der Magna Graecia und auf Sizilien, waren die Römer mit griechischer Kultur bekanntgeworden. Durch den Warlord Pyrrhos und auf Sizilien hatten sie die Techniken hellenistischer Kriegführung kennengelernt. Die römischen Eliten begannen Griechisch zu lernen. Im Zuge der Punischen Kriege wurden sie in die Auseinandersetzungen im Osten verwickelt und intervenierten dort bald vielfach und recht erfolgreich. Sie eroberten diese Gebiete. Der Kontakt mit dem militärisch niedergedrungenen Griechenland habe indes, so Horaz, dem rohen und unkultivierten Sieger überhaupt erst Kultur gebracht. Er umschrieb dies in seinem Brief an Augustus mit den Worten:

*Graecia capta ferum victorem cepit et artis  
intulit agresti Latio.*

*Griechisch Land ward erobert, erobernd den rauhen Besieger, führt' es die Kunst in  
Latium ein.*

(Hor. epist. 2, 1, 156 f.)

In der *Ars poetica* verlangte er dementsprechend:

*vos exemplaria Graeca  
nocturna versate manu, versate diurna.*

*Rollt nur die griechischen Muster auf mit fleissiger Hand bei Tag und bei Nacht!*

(Hor. ars 268 f.)

Wenn grosse römische Politiker starben, so heisst es mehrfach von ihnen, ihre letzten Worte seien griechisch gewesen. Der jüngere Cato las vor seinem Freitod Platons *Phaidon*.

Cicero lernte griechische Kultur zunächst in Rom kennen. Homer zitierte er sein Leben lang. Er habe sein Lebensmotto, „alle zu übertreffen und immer der erste zu sein, und sich auszuzeichnen vor allen“, in der Ilias in der Mahnung der Väter an ihre Söhne Glaukon und Achilles gefunden (Ilias 6, 208; 11, 784 zitiert in ad Q. fr. 3, 5, 4). Anfangs 88 v. Chr. kam Philon von Larissa, der Leiter der platonischen Akademie, nach Rom.

Hintergrund war der Krieg mit König Mithridates VI. von Pontos. Dessen erfolgreiche Kriegführung bewegte die Athener sich von Rom abzuwenden und Mithridates zu unterstützen. Dies führte zu innenpolitischen Veränderungen in Athen und zum Exil mehrerer Philosophen. In Athen hatte mit Unterstützung des Königs Mithridates der Peripatetiker Athenion die Demokratie wieder eingeführt.

In Italien schloss sich Cicero an Philon an. Für kürzere Zeit kam auch einer der führenden Epikureer, Phaidros, nach Rom. Diese beiden und der Stoiker Diodotos haben Cicero stark beeinflusst. Philon blieb sein Leben lang für Cicero wichtig. In den kommenden Jahren entschied er sich dann aber doch für eine Reise und ein Studium in Griechenland und Kleinasien, wobei dies alles einerseits sehr viel mit der Politik und dem Zeitgeschehen zu tun hat, konkret mit Auswirkungen der Gewaltherrschaft Sullas, andererseits mit dem Verlauf von Ciceros Karriere.

Sulla hatte zunächst als Konsul den Krieg gegen Mithridates geführt und damit auch Athen gemassregelt, und zwar auf eine durchaus brutale Art und Weise. Doch in vielem respektierte er Athen. Dessen Kulturmacht war zu wichtig. So wurde er in die Mysterien von Eleusis eingeweiht. Er liess Säulen vom Tempel des olympischen Zeus für das Kapitol nach Rom transportieren und nahm die Bibliotheken des Aristoteles und des Theophrast nach Hause. In Rom führte Sulla eine konservative Revolution mit Terror und blutigen Proskriptionen durch.

Cicero war in diesen Jahren sehr engagiert und erschöpfte sich dabei auch sehr. 79 v. Chr. reiste Cicero für zwei Jahre nach Athen, Rhodos und Kleinasien und studierte dort während zwei Jahren. Begleitet wurde er unter anderem von seinem Bruder Quintus sowie seinem Freund Titus Pomponius, den man wegen seiner Liebe zu Athen *Atticus* nannte, wie ähnlich auch Cicero als *Graecus* galt. Zunächst verbrachte Cicero ein halbes Jahr in der Akademie in Athen, deren Schulhaupt damals Antiochos von Askalon war.

Nach seiner Rückkehr nach Rom setzte Cicero seine Karriere fort. Reden, Anwaltstätigkeit, Politik, Philosophie und persönliches Leben blieben bis zu seinem Tode

engstens miteinander verknüpft. Darüber hat er denn auch ständig geschrieben. Von keinem anderen Menschen aus dem griechisch-römischen Altertum nebst Augustin wissen wir so viel.

Als Höhepunkt seiner Laufbahn sah er das Konsulat des Jahres 63. Für einen Angehörigen der Nobilität wäre dieser Werdegang nicht ungewöhnlich gewesen. Doch Cicero war ein Neuling von ritterlicher Herkunft aus der Landstadt Arpinum, einem Ort, aus dem auch der *homo novus* Marius stammte. Der Stolz auf seinen Aufstieg und seine Erfolge sind für sein Selbstverständnis elementar. Man hat das oft Eitelkeit genannt. Der Hang zur stolzen Selbstinszenierung zeigt sich immer wieder, aber dahinter steht eigentlich eine in Spannungsverhältnissen entstandene schwer erarbeitete Überzeugung. Anders als Marius handelte Cicero politisch als Optimate. Der Senat schien ihm der beste Garant für die Schaffung und Erhaltung einer guten Rechtsordnung zu sein. Umso grösser war für ihn die Enttäuschung durch das Exil und den Misserfolg der Optimaten im Zusammenhang des Aufstiegs Caesars und der Folgen des Bürgerkrieges. Hinzu kamen persönliche Krisen.

Cicero pflegte sich in solchen Situationen mit Philosophie und Erinnerungen zu trösten. Seine Worte und Gedanken waren dabei indes weit mehr. Sie sollten für eine wirkliche, unerschütterliche Rechtsordnung sorgen. Dazu benutzte er die intellektuellen Autoritäten aus der griechischen Kultur auf eine originelle und neue Art und Weise.

Eines dieser Werke, an denen dies gezeigt werden kann, ist *De finibus bonorum et malorum* (Über die Ziele des menschlichen Handelns). Der Mensch hat die Ziele zu setzen. Doch wohin führen sie? Was ist das höchste Gut, was das grösste Übel? Welche Prinzipien geben die Philosophenschulen vor? Solche des menschlichen Willens, der menschlichen Willkür und Lust? Oder sollte man Tradition und Tugendvorstellungen folgen, oder den Regeln der Natur und des Rechts, und wenn des Rechts, was für eines und woher begründeten Rechts?

Über die Entstehung des Werkes gibt es eine Reihe von Selbstzeugnissen. Cicero fragte sich, welche Möglichkeiten und Ziele politischen Handelns es noch gebe. Caesar hatte Pompeius und die letzten Vertreter der alten Aristokratenrepublik besiegt – die Siege von Pharsalus und Thapsus im Jahre 46 sowie bei Munda im Jahre 45 machten klar, dass es für politisches Engagement wie bisher keinen Raum mehr gab. Caesar herrschte, durchaus geschickt und mit Charme, aber fest entschlossen zu tun, was er allein wollte. Hoffnung auf einen Umschwung gab es kaum mehr. Hinzu kam die persönliche Situation Ciceros, das Unglück seiner Familiensituation. Mit Terentia hatte er sich schon lange entzweit. Seine zweite Ehe ging auch wieder in Brüche, und vor allem war seine geliebte Tochter Tullia bei der Geburt des letzten Kindes aus ihrer kurz zuvor geschiedenen dritten Ehe verstorben.



Cicero suchte die Tröstungen der Philosophie und verband die Zuwendung zu ihr sowohl mit Erinnerungen als auch mit dem Anspruch, die Römer mit der griechischen Philosophie umfassend bekannt zu machen. Wegen der Meinungsstreitigkeiten der Schulen keine leichte Aufgabe. So folgte er kritischer, skeptischer Prüfung und Beurteilung, blieb aber auf feste ideelle Prinzipien und Ideen, wie er sie in Schule der Akademie und Stoiker kennengelernt hatte, ausgerichtet und entwickelte dabei innovativ Vorstellungen eines übergreifenden höchsten Rechts, wie es aus dem Naturrecht hergeleitet werden konnte. Man kann seine Vorstellung vielleicht als eine Idee von Grundrechten oder noch besser von einer Verfassung bezeichnen, von einem höchsten Recht, das generell galt. Diese sind unabhängig von Bürgertugenden und Willkür einer Demokratie; sie stehen über diesen. Benjamin Straumann hat solche Thesen ausgearbeitet und formuliert.

Zu Beginn des fünften Buches von *De finibus bonorum et malorum* (wie auch an weiteren Stellen in seinem Werk) legt er dar, wie er und seine Gefährten im Jahre 79 in Athen das Philosophieren erlernt hatten, in Erinnerung an die Geschichte und die Philosophiegeschichte und die bedeutenden Menschen, an jenen Stätten, welche durch Sulla während des Krieges gegen Mithridates zerstört worden waren. Doch die Einsicht in das Richtige sei nicht zerstörbar.

Wir sind hier bei diesem Respekt vor den griechischen Leistungen bei den Wurzeln des Humanismus. Die Aneignung der griechischen Entdeckungen und ihre Weiterentwicklung ist als *humanitas* zentral für alle Römer, die nun freilich, beispielsweise als römische Statthalter im griechischen Osten amtieren. Dies legt Cicero in einem ausführlichen Brief an Quintus dar.

Wenn Cicero mit seinen Werken die griechische Kultur für die Römer erschliessen wollte, so zielte er damit auf eine fundamentale und originelle Verbesserung der politischen Zustände. Insbesondere in seinen Werken *De officiis*, *De re publica* und *De legibus* erklärt er die Prinzipien: So im *Somnium Scipionis*: Im Anschluss an einen platonischen Mythos erzählt er in Form einer Traumerzählung von der Belohnung eines führenden guter Politikers, eines *princeps*, im Jenseits (der ältere Scipio Africanus). Die Geschichte war durchaus geeignet, im republikanischen Rom der Bürgerkriege und des Aberglaubens aber auch in späteren Zeiten Menschen für jene Prinzipien zu gewinnen, die allen die gleichen und unveräusserlichen Rechte in einem auf Recht begründeten politischen System zugestehen sollten.

Rom sollte – so offenkundig das Ziel Ciceros – auf verfassungsmässigen Rechtsprinzipien gründen. Die Griechen hatten erlebt, dass Rom dagegen verstieß. Im Jahre 156/55 traf denn eine athenische Gesandtschaft bestehend aus den Häuptionen der

Philosophenschulen in Rom ein, um sich für athenische Anliegen einzusetzen. Karneades erklärte den Römern, dass die von Rom beanspruchte Gerechtigkeit sich nicht von derjenigen eines Räuberstaates unterschied. Er lieferte freilich auch Argumente für eine wahre Gerechtigkeit. Im Anschluss an solche Argumente und Debatten entwickelte Cicero Vorstellungen für eine fundamentale Rechtsordnung. Laktanz und Augustin haben sie später zwar als unzureichend kritisiert, weil sie nur von einer weltlichen Macht und nicht von Gott ausgehen würden, aber an und für sich entsprechen die Begründungen Ciceros durchaus den Anforderungen des metaphysischen Denkens der beiden Christen. Nicht Willkür, sondern naturrechtliche Prinzipien unabhängig von weltlicher Willkür bilden ihre Grundlage.

Durchgesetzt hat sich in Rom in den langen Bürgerkriegen und im Streit um eine Verfassung ein Politiker, der sich als *princeps* ausgab, der Adoptivsohn Caesars, jenes Caesars, der auch im Osten gelernt hatte, im Kriege gegen Mithridates sowie bei Milo auf Rhodos. Und auch Augustus lernte von den Griechen. Er wurde zum grossen Mäzen – und eliminierte brutal die alten römischen Eliten.

### c Das Imperium Romanum und der griechische Osten<sup>6</sup>

Plutarch und die kaiserzeitlichen Intellektuellen im Westen wie im Osten – so prominent Ailios Aristeides – sahen in Rom einen Garanten des Friedens, des Rechts und der Städte mit einer blühenden Wirtschaft. Sie akzeptierten die Kaiser.

Die Kaiser brauchen umgekehrt – so Hadrian oder Mark Aurel als Beispiele – die Einrichtungen des hellenistischen Herrscherkultes, um ihre Legitimität und Akzeptanz in der Konkurrenz um die Macht zu sichern. Kaum jemand störte sich daran. Allerdings sind die Konflikte mit den religiösen Minderheiten der Juden und Christen mehrfach eskaliert. Der Heide Pausanias schätzte entsprechend den Mehrheitsmeinungen die kultische Präsenz Hadrians in Athens.

Dieser Weg des Verhältnisses zwischen Rom und dem griechischen Osten liesse sich dann auch weiter in der Spätantike verfolgen. Die Idee des römischen Reiches als Ordnungsvorstellung blieb erhalten. Das Herrscherzeremoniell verfestigte sich. Der Osten blieb der reichere mächtigere Part. So wurde denn auch Konstantinopel als neue

---

<sup>6</sup> Ich nehme mehr oder weniger wörtlich auf: Beat Näf: "Die attische Demokratie in der römischen Kaiserzeit. Zu einem Aspekt des Athenbildes und seiner Rezeption", in: Imperium Romanum. Studien zu Geschichte und Rezeption. Festschrift für Karl Christ zum 75. Geburtstag, hrsg. von Peter Kneissl und Volker Losemann 352–570. Dort finden sich auch detailliertere Quellen- und Literaturbelege.

Reichshauptstadt Rom zur Seite gestellt. Unter Theodosius und seiner Dynastie erreichte das Imperium Romanum unter Theodosius II. noch einmal Jahre der Stärke. Der Stabilität diente das Herrscherzeremoniell, das nun christliche Ausprägungen annahm. Byzanz blieb lange mächtiger als das alte Rom.

Das schwächere Rom und die römischen poströmischen Reiche beanspruchten gleichwohl die römische Nachfolge. Und Byzanz verlor seine Vormacht dann doch, weil es nicht stark genug war, um der Macht der Osmanen und des Islams zu widerstehen. So ist für das römische Erbe eben doch auch der Westen wichtig geblieben. Und das griechische Imperium Romanum wurde lateinisch, westlich.

### *Alexander und der Herrscherkult*

Östliches spielt gleichwohl eine wichtige Rolle. Die Formen des Herrscherkultes gehen zurück auf die Epoche des Hellenismus und auf Alexander. Für Alexander hatte man sich schon immer auch im Westen interessiert. In Pompeji findet sich denn das Alexandermosaik. Der kaiserzeitliche Historiker Arrian sah in Alexander ein Vorbild. Er war für ihn gewissermassen ein Philosoph – sein Handeln Recht. Die Römer hätten eine Gesandtschaft an ihn geschickt.

### *Hadrian, Mark Aurel und Athen*

Ein römischer Kaiser, der sich gerade auch im Osten verehren liess und davon profitierte, war Hadrian. Er kümmerte sich unter anderem stark um Athen. Athen ist Inbegriff des Griechischen und berühmt als Wiege der Demokratie und der Kultur. Die Rezeption rechtlicher und politischer Vorstellungen, wie sie in der ersten Demokratie in Athen entstanden sind, steht in einem eigenartigen Spannungsverhältnis zur monarchischen Ausgestaltung in Rom. Das soll im Folgenden ausgeführt werden.

In Athen trat Hadrian in machtvoll in Erscheinung, so auch als Gesetzgeber. Dies hob zeitlich am nächsten zu Hadrian bereits der Historiker Cassius Dio hervor (69, 16, 1–3). Euseb brachte Hadrian deshalb mit den berühmten athenischen Gesetzgebern in Verbindung. In seiner von Hieronymus latinisierten und erweiterten Chronik heisst es unter der 225. Olympiade und dem 6. Regierungsjahr Hadrians: "Hadrian ordnete auf Antrag der Athener das Recht, indem er sich auf die Bücher Drakons, Solons und anderer stützte." Es gab auch weitere historische Parallelisierungen: Die Inschrift auf dem Hadriansbogen in Athen erinnert an die Inschrift, welche Theseus auf dem Isthmos aufstellte, und stellt eine Parallele zwischen Hadrian und dem Stadtgründer Theseus her.

Eine weitere hadrianische Inschrift dokumentiert das Auftreten des Gesetzgebers Hadrian: Während Solon einst den Export des athenischen Öls untersagt hatte, verschärfte Hadrian – als athenischer Nomothet auftretend – bestehende Regelungen, um die Versorgung Athens mit Öl zu verbessern (IG II<sup>2</sup>, 1100). Die Inschrift steht noch heute beim Eingang auf die römische Agora. Freilich ist es unwahrscheinlich, dass die Eintretenden, wenn sie auf die Inschrift blickten, vielleicht nicht noch mehr daran dachten, dass hier Hadrian doch auch gleichzeitig in der Tradition der Kaiser stand: eines Caesar und Augustus, welche die Agora gestiftet hatten oder eines Domitian, der gegen die angeblich drohende Tyrannis des Tiberius Claudius Hipparchos, des Grossvaters des Herodes Atticus, dessen Güter konfisziert hatte, eine Handlung mit deren Folgen sich das Ölgesetz noch immer auseinandersetzen musste.

Kein Indiz für die Assoziation Hadrians mit den alten athenischen Gesetzgebern geben die hadrianischen Münzen. Es fällt auf, dass es Hadrian grundsätzlich um das Wohl aller Provinzen ging. In diesem Zusammenhang machte er, der fast alle seiner Provinzen bereiste, Propaganda für sich als *restitutor Aethiopiae* – aber nicht als Gesetzgeber in den Fussstapfen der alten Griechen.

Die Verfassungseinrichtungen Athens, dies geht aus dem Ölgesetz deutlich hervor, liess Hadrian im Wesentlichen weiterbestehen: Areopag, Boule, Volksversammlung, Magistraten. Wenn Hadrian indes Regeln für die im Zusammenhang mit dem Ölgesetz stehende Arbeit dieser wichtigsten Staatsorgane inschriftlich festhielt, so sanktionierte er die athenische Verfassung in der damaligen Form.

Die Verfassung Athens ist unter Hadrian freilich auch weiterentwickelt worden. In der Hauptsache scheint auch hier die Initiative von den Athenern ausgegangen zu sein, aber diese Initiative deckte sich mit den kaiserlichen Intentionen. Die Verfassung Athens wurde durch diese Änderungen zu einem eigentlichen Denkmal für Hadrian und zu einem Garant des Kaiserkults. Von grundlegender Bedeutung ist die Einführung der neuen Phyle Hadrians. Die Athener waren sich wohl bewusst, dass Kleisthenes die attische Phylenordnung eingerichtet hatte und diese ein Pfeiler des demokratischen Systems war. Die Phylenordnung garantierte nämlich die Rotation bei der Besetzung der attischen Staatsorgane. Freilich hatten sich die Athener bereits daran gewöhnt, die Phylenordnung als Einrichtung zu betrachten, die geändert werden konnte, wenn es galt, einzelne Herrscher zu ehren. Dies kam nicht häufig vor, aber Hadrian war doch bereits der fünfte Herrscher, dem zu Ehren neu eine Phyle benannt wurde. Die Einführung der dreizehnten Phyle mit dem Namen Hadrians führte nicht nur zu einer Neugestaltung des Kalenders, sondern auch zu einer neuen Festsetzung der Zahl der Bouleuten auf vermutlich 520.

Eine der wichtigsten Neuerungen war das Panhellenion, eine Organisation von griechischen Städten, so weit wir wissen gegen 30 Poleis aus nicht weniger als fünf Provinzen, nämlich Achaias, Makedoniens, Thrakiens, Kreta-und-Cyrenes sowie Asiens. Die jeweils für ein Jahr gewählten Delegierten der Städte, die *panhellenes*, versammelten sich alle vier Jahre in Athen, der panhellenischen Hauptstadt, wo der für vier Jahre bestimmte Archon residierte. Dieser Archon war meist auch Priester für den Kaiserkult des Hadrianos Panhellenios sowie Agonothet des von Hadrian gestifteten panhellenischen Festes.

Mit der panhellenischen Liga entstand in Athen neben den traditionellen Staatseinrichtungen ein zusätzliches politisches Gebilde, das sich auch mit athenischen Angelegenheiten befasste, und bei dessen Rekrutierung athenische Gepflogenheiten mitspielten. Hadrian war aber nicht an einer Politisierung der griechischen Welt und Athens interessiert. Das Panhellenion verbesserte die Kommunikation mit dem Kaiser und sollte stabilisierend wirken. Bezeichnenderweise erinnerte denn Pausanias auch bei der Beschreibung des Olympieions und der dort aufgestellten Isokratesstatue daran, dass es die grösste Leistung dieses grossen Vertreters der panhellenischen Idee gewesen sei, sich stets von der Politik fernzuhalten und sich um die Staatsangelegenheiten nicht zu kümmern.

Die hadrianischen Reformen haben einiges verändert, auch wenn sie Bestehendes in die neuen Strukturen integrierten. Obwohl die kaiserliche Politik über den Polisrahmen hinaus zielte, hatte sie auf die athenischen Staatseinrichtungen mit ihrem im Vergleich dazu bescheidenen Aufgabenkreis eine belebende Wirkung.

Auch unter Mark Aurel blieb einiges im Fluss. Dieser Kaiser führte offenbar eine 400 Mitglieder umfassende Gerousia ein, vermutlich um die Finanzierung von Kaiserkult und Festlichkeiten sicherzustellen. Nach wie vor spielten Differenzen innerhalb der athenischen Oligarchie bei kaiserlichen Interventionen mit. Zu Diskussionen Anlass gab die Besetzung von Areopag, panhellenischem Synhedrion und Boule. Davon zeugt ein Brief Mark Aurels von 174/75. Wiederum handelt es sich um eine Inschrift von der römischen Agora. Sie trifft Entscheidungen im Appellationsverfahren und regelt die Zulassung zum Areopag, zur Boule sowie zum panhellenischen Synhedrion. Die Panhellenen, die gewählt wurden – wahrscheinlich vom Volk –, sollten zuvor ein hohes Staatsamt innegehabt haben. Von Areopagiten und Panhellenen hatte Mark Aurel ursprünglich die Trigonie verlangt, die Erfordernis freier Geburt bis zum Großvater zurück, doch gestand er nun Ausnahmen und Erleichterungen zu. Für die Boule sollte es genügen, frei geboren zu sein.

Trotz solchen Entgegenkommens bedeutete insbesondere die Bestätigung der starken Stellung des Areopags nichts anderes als eine Zementierung des oligarchischen Charakters

der Verfassung. Von daher konnte Mark Aurel seine Massnahmen zu Recht als Wiederherstellung der alten Würde Athens verstehen, einer Würde, die mit Demokratie wenig gemeinsam hatte.

### *Pausanias und das Athen der Kaiserzeit*

Als der Perieget Pausanias, ein kleinasiatischer Grieche, um 170/180 minutiös diktierte, was er bei seinem touristischen Besuch in Athen gesehen und erfahren hatte, hielt er fest:

*Athen, das durch den Krieg der Römer verwüstet wurde, blühte unter der Regierung Hadrians wieder auf.* (Paus. 1, 20, 7)

Was verstand Pausanias unter Aufblühen? Dachte er dabei auch an die Verfassungszustände? Einerseits beobachtete er wohl eine gewisse wirtschaftliche Erholung, ohne dass er allerdings auf die hadrianische Förderung kommunaler Projekte der Wasserversorgung, der Kanalisation und des Verkehrs eingeht. Dennoch dürfen wir uns unter der wirtschaftlichen Erholung nicht allzuviel vorstellen. Pausanias selbst macht einschränkende Bemerkungen, und ein Blick etwa auf die bescheidene Qualität attischer Tonlampen ist geeignet, hochfliegende Vorstellungen auf den Boden zurückzuholen. In höherem Masse dachte Pausanias an die Bauten, und hier hat Hadrian Athen zweifellos entscheidend gefördert. Immer wieder erwähnt Pausanias Hadrian in seinem Bericht über Athen und Attika, am ausführlichsten aber bei der Beschreibung des Olympieions. Die Baupolitik Hadrians ist mehr als nur Verschönerung der Stadt und Mittel kaiserlicher Selbstdarstellung. Sie nimmt Bezug auf die Organisation Athens und gestaltet diese auf neue Art und Weise. Damit ist sie durchaus in Parallele zum Gesetzgebungswerk zu sehen.

Das Olympieion ist zweifellos das Prunkstück hadrianischer Bautätigkeit. Der Kaiser vollendete einen Bau, den einst der Tyrann Peisistratos begonnen hatte und von dem es hiess, der Stammvater des aktuellen Menschengeschlechts, Deukalion, habe dort den ersten Tempel errichtet. Wenn ein römischer Kaiser fortsetzte, was die Demokratie nach der Tyrannis nicht vollendete, so sind wir mitten in jenem Diskurs, den die Betrachter mit den hadrianischen Bauten seit jeher führten. Sein Inhalt ist ein Spiel mit historischen und mythologischen Assoziationen, sein Resultat damals ein Beitrag zur Versöhnung zwischen Griechen und Römern sowie zwischen den verschiedenen griechischen Poleis. Pausanias sagt als erstes, dass wir es mit einem Heiligtum des olympischen Zeus zu tun haben. Abgesehen vom kolossalen Zeuskultbild habe es im Olympieion nebst verschiedenen Altertümern und einer Statue des Isokrates eine grosse Anzahl von Statuen Hadrians gegeben, Stiftungen der Athener und der Städte des panhellenischen Bundes.

Das Olympieion liegt in einem neuen Stadtteil Athens, den man durch das Hadrianstor betritt. Eine Inschrift bezeichnete die Stadt, die man verliess als Stadt des Theseus, das Gebiet, das man betrat als Stadt Hadrians. Pausanias ist dies nicht aufgefallen, und die Neustadt Hadrians entspricht in der Tat mehr einer Idee als gebauter Wirklichkeit. Eine in den *Ethnika* des Stephanos von Byzanz erhaltene Notiz Phlegons, eines Freigelassenen Hadrians, stellt den Zusammenhang zur hadrianischen Reform der Phylenordnung her. Danach befindet sich das Olympieion in einem neuen Demos der neuen Phyle mit dem Namen Hadrians.

Pausanias hat sich darüber gestört, dass die Athener Theseus mit der Einführung der Demokratie in Zusammenhang brachten (Paus. 1, 3, 2). Theseus, korrigierte er entschieden, sei König gewesen, und ebenso seine Nachkommen bis in die vierte Generation. Überhaupt schien es ihm, das Volk der Athener lasse sich in geschichtlichen Dingen genauso wie in politischen täuschen (Paus. 1, 20, 5). Seine vielzitierte Äußerung, er kenne kein anderes Volk als die Athener, das durch die Demokratie glücklich geworden sei (Paus. 4, 35, 5), ist weniger ein Beleg für seine Sympathien zur Demokratie als vielmehr eine Beurteilung der Athener, und zwar bei aller Achtung vor ihren Leistungen eine recht kritische.

Es passt in dieses Bild, dass Lokalitäten, welche für die demokratischen Einrichtungen der Gegenwart eine Rolle spielten, von Pausanias nicht erwähnt werden. Wir erfahren nichts über die Pnyx, wir wissen nicht, wo in seiner Zeit Rat und Areopag zusammenkamen.

Obwohl zur Provinzstadt geworden, stand Athen in der Kaiserzeit noch immer im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der Gebildeten. Es war Inbegriff der Kultur, der Philanthropie, der Religion, des Griechentums. Solche Aspekte sind häufig thematisiert worden. Dabei erinnerte man sich auch regelmäßig an den Zusammenhang zwischen der einstigen Demokratie, der durch sie gewährleisteten Freiheit und den Leistungen der Stadt, wobei hier die Demokratie freilich bereits regelmäßig ins Zwielflicht rückte.

## 5 SPQR und kein Ende?

Bei der Rezeption der Geschichte des Altertums wandte man sich zumeist vorrangig der politischen Geschichte zu. Von den mächtigen Reichen, von Politik, hingen, so die Priorisierung, Kultur, Gesellschaft, Wirtschaft und Religion ab. Grundfragen der Politik wie die Frage nach der Gerechtigkeit, nach dem Wesen von Verfassungen oder nach der Dauerhaftigkeit von Reichen und politischen Strukturen oder der Eigenart politischer Strukturen oder mächtiger Persönlichkeiten erhielten dabei vorrangige Aufmerksamkeit.

Eine solche Fokussierung und eine solche Aufmerksamkeit wurden im Kreise gesellschaftlicher und politischer Eliten gepflegt. Zu diesen zählen die Angehörigen des traditionsreichen *ordo amplissimus* mit dem institutionellen Zentrum im Senat. Verschiedene soziale Kriterien bestimmten die Zugehörigkeit zu diesen Eliten, am wichtigsten gewiss Besitz und Macht. Wichtig war indes zugleich die Anforderung, dass Angehörige der Eliten gut zu reden wussten. *Vir bonus dicendi peritus* lautet eine dafür geprägte und immer wieder verwendete alte Formel. Inschriften und Statuen veranschaulichen häufig solche Werte und loben die Fähigkeit zur Rede.

Zur Wirksamkeit kam dieses Ideal in den Städten des Imperium Romanum und in dem zahlreichen Versammlungen, die es weitherum gab, in Residenzen von Kaisern und im Umkreis von Magistraten sowie in den Kreisen der Oberschichten und der Gebildeten, und gewiss auch in den Rhetorenschulen. Alle diese Einrichtungen haben sich verändert, aber sie blieben auf das ausgerichtet, was für den Namen Roms stand, den Senat und das Römische Volk (SPQR) sowie auf das Kaisertum, das dann im Namen von Senat und Römischen Volk sprach. Zu den fundamentalen Vorstellungen zählt auch eine religiös überhöhte Idee Roms als ewiges Rom, dann als christliches Rom. Die poströmischen Staaten haben das alles in vielem übernommen. Im heutigen Zeitalter der Demokratie, in dem wir auf Politik angewiesen sind, werden wir von der römischen Epoche als einer Epoche einer Republik reden wollen, einer gemeinsamen Sache, welche durch eine Beteiligung an der Politik zustande kommt, in vielfältigen Formen, die zum Teil auch durchaus undemokratisch wirken.

Wir haben es mit einem Prozess des Wertewandels und der ständigen Neudefinition von Eliten zu tun. Doch die Ausrichtung auf ein Bild des Altertums, in dem sich ausgehend vom Politischen alles andere ergibt, bleibt strukturell bestimmend. Anschaulich machen möchte ich dies an der Geschichte des römischen Senats. Er ist die zentrale Einrichtung für die imperiale Anerkennung von Adel, der ja von mehreren Kriterien abhängt, insbesondere von Familie und Besitz.



Als der römische Senat seine imperiale Bedeutung verlor und nur noch als stadtrömische Einrichtung übrigblieb, sind Monarchie und christliche Kirche zum wichtigsten Element der politischen Romrezeption und Wirkung Roms geworden. Das Nachleben des Senats ist gleichwohl reich. So ist die Versammlung der Kardinäle als Senat verstanden worden, und in politischen Systemen und Universitäten gibt es gleichfalls Senate.

### **a Der römische Senat**

Der Senat, der Rat der *senes*, der Alten, war ursprünglich der Rat der römischen Könige. Nach Abschaffung der Monarchie um 510 v. Chr. blieb er bestehen. Ihm gehörten 300 Mitglieder an. Sulla, vor allem Caesar, aber auch Augustus haben diese Zahl erhöht. Im Senat sassen Adlige, welche Ämter, Magistraturen ausgeübt hatten. Aufgrund seiner Funktionen und seiner Permanenz galt der Senat geradezu als Staatsoberhaupt, auch wenn die konkrete Leitung den Konsuln und in Ausnahmefällen einem Diktator vorbehalten war. Der Senat bereitete Gesetzesvorschläge vor, die dann der Volksversammlung vorgelegt wurden, und seine Beschlüsse (*decreta* oder *senatus consulta*) waren gewissermassen praktisch bindend. Durch sein Recht, Sondergerichte einzusetzen, nahm der Senat richterliche Befugnisse wahr. Der Senat verwaltete die Finanzen, wies den Provinzen Magistrate zu und war zuständig für die Aussenpolitik. Er überwachte auch die Ausübung der Staatsreligion.

Die prinzipielle, rechtliche Bedeutung dieses Senats möchte ich im Folgenden für die Spätzeit skizzieren. Ich lasse die Entwicklung in den langen Jahrhunderten der Kaiserzeit beiseite und fasse sie mit den Worten zusammen: Der Senat büsste zwar an Macht ein, doch behielt er wichtige Funktionen. Diese Einsicht ist immer wieder durch die spätere Rezeption verstellt worden. Das späte Rom war ja eine Monarchie und galt als Monarchie, der Senat als eine dekadente und unwichtige Einrichtung.

### **b Edward Gibbon und der Senat in der Spätantike (Burckhardt wäre sehr positiv!)**

Gehen wir in die Spätantike! Geben wir zunächst dem wohl berühmtesten Historiker der Epoche der Spätantike, Edward Gibbon, das Wort, einem Mann, der übrigens einige Zeit seines Lebens in der Schweiz verbracht hat. Sein Ende des 18. Jahrhunderts entstandenes glänzendes Werk, das noch immer mit Genuss und Gewinn gelesen werden kann, trägt den Titel: *History of the Decline and Fall of the Roman Empire*. Trotz seines Glanzes enthält es ein Urteil, welches wörtlich genommen, nicht ganz richtig ist, aber immerhin doch so wesentliche Aspekte umfasst, dass ich es für lohnend halte, es zu zitieren:

*The name of the senate was mentioned with honor till the last period of the empire; the vanity of its members was still flattered with honorary distinctions; but the*

*assembly, which had so long been the source, and so long the instrument of power, was respectfully suffered to sink into oblivion. The senate of Rome, losing all connexion with the Imperial court and the actual constitution, was left a venerable but useless monument of antiquity on the Capitoline hill.*<sup>7</sup>

*Der Name des Senats wurde bis zum Ende des Römischen Reiches mit Respekt erwähnt und der Eitelkeit seiner Mitglieder weiterhin mit ehrenvollen Auszeichnungen geschmeichelt, aber die Versammlung selbst, die so lange die Quelle, so lange auch das Werkzeug der Macht gewesen war, liess man respektvoll in Vergessenheit sinken. Der Senat von Rom verlor jede Verbindung mit dem kaiserlichen Hof und der aktuellen Staatsverfassung und blieb ein ehrwürdiges, doch nutzloses Denkmal des Altertums auf dem Kapitolinischen Hügel.*

Zwar hat Gibbon nicht ganz unrecht, wenn er den Senat im späten Rom als ein *venerable but useless monument of antiquity on the Capitoline hill* bezeichnet, aber dennoch trifft er damit nicht den Kern der Sache. Der Senat wurde sehr wohl gebraucht, und die Verehrung, welche ihm entgegengebracht wurde, gründete auf der Verwendung des Senats für die Zwecke des *princeps* wie auch der diesen unterstützenden Eliten. Die bedeutende Darstellung Jacob Burckhardts *Die Zeit Constantins des Grossen* (1852) hat die Bedeutung des Senats im Zehnten Abschnitt als "achtungswertheste Versammlung und Gesellschaft des Reiches" denn auch treffend hervorgehoben und negative Urteile des spätantiken Historikers und Zeitzeugen Ammianus Marcellinus relativiert. Obschon auch Burckhardt von Dekadenz sprach, so dünkten ihn doch die heidnischen Eliten und ihre politische Versammlung als respektabel, ganz anders als etwa Kardinal Rampolla del Tindaro oder F. Homes Dudden in ihren Sittenbildern.

1) Gehen wir aus von dem Ort, an welchem der Senat zusammenkam. Es gibt mehrere Versammlungsorte. Besonders wichtig aber war die Curia auf dem Forum Romanum. Sie bildete ein symbolisches wie tatsächliches Zentrum der Senatoren. Noch immer bei Kaiserbesuchen gehörte es zum guten Ton, das Volk auf den Comitien und den Senat in der Curia anzusprechen. Doch zur Zeit Gibbons, wie wir gleich noch sehen werden, war nicht mehr bekannt, wo sich die einstige Curia befand.

2) Dass der Senat bereits in spätrömischer Zeit vergessen worden wäre, trifft allein schon hinsichtlich der eben erwähnten Kaiserbesuche in Rom keineswegs zu. Das Erlöschen

---

<sup>7</sup> Edward Gibbon: *The History of the Decline and Fall of the Roman Empire*, ed. by David Womersley, London u. a. 1994, 387 (chap. XIII).

des weströmischen Senats gehört erst in die Zeit nach der byzantinischen Wiedereroberung Italiens.

In der Folge konnte dann auch zu Beginn des 7. Jahrhunderts die Kurie in die Kirche Sant'Adriano umgewandelt werden. Diese Umfunktionierung eines Gebäudes, das zu 283 unter Carinus beziehungsweise Diocletian wieder aufgebaut worden war, wurde dann in der Zeit des Faschismus rückgängig gemacht. Bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte vor allem der Archäologe Rodolfo Lanciani nachgewiesen, dass die Kirche Sant'Adriano mit der Curia identisch war und der spätrömische Senat dort in einem Gebäude getagt hatte. Giacomo Boni erforschte damals mit Ausgrabungen die Comitien. 1923 erwarb der italienische und nun faschistische Staat den Komplex. Unter Leitung von Alfonso Bartoli wurden die Kirche und der Konvent zerstört und die *Curia Iulia* – sie geht auf Caesar zurück – in ihrer spätrömischen Form restauriert.

Trotz einigen Unsicherheiten in der Forschung ist es angebracht, zwischen Senat und Senatorenstand zu unterscheiden, und zwar deutlicher, als es Gibbon in der zitierten Stelle tut. Senatoren im späten Rom waren in die Rangklassen der *clarissimi*, *spectabiles* und *illustres* gegliedert. Noch der spanische Bischof Isidor von Sevilla hielt dies zu Beginn des 7. Jahrhunderts in seinen *Etymologiae*, einem Handbuch des zeitgenössischen antiquarischen Wissens, fest (9, 4, 12). Obwohl für Isidor Wissen möglichst altes Wissen war und er sich also viel stärker auf die Republik als auf die Kaiserzeit bezog, war die Einteilung des Standes, des *ordo amplissimus*, in die drei *ordines* der *clarissimi*, *spectabiles* und *illustres* kanonisch geworden. Als selbstverständlich galt auch die Tatsache, dass nicht alle Senatoren regelmässig im Senat tagten. Einmal waren die Senatoren längst nicht immer in Rom, und noch weniger in Konstantinopel, ja zogen es vor, in ihren Heimatprovinzen zu bleiben, in den dortigen Städten oder auf den Landgütern. Zum andern erforderte die Zugehörigkeit zur eigentlichen Standesversammlung das Absolvieren eines Teiles der senatorischen Karriere.

4) Die Angehörigen des *ordo amplissimus* waren zweifellos eitel, wobei diese Eitelkeit sich oft im Gewande der Selbstbescheidung wie auch einer gelehrten Rückwärtsgerichtetheit manifestiert hat. Die Werte, welche im Verhalten der Senatoren eine Rolle spielten, sind mindestens so entscheidend für die Definition des Senatorenstandes wie die rechtlichen Bestimmungen. Es ist die Perspektive des Niederganges, die Behauptung einer Dekadenz gerade der Oberschichten, welche von Montesquieu bis weit ins 20. Jahrhundert den Blick auf spätrömische Mentalitäten und Verhältnisse getrübt hat.

5) Weder Senat noch Senatorenstand verloren die Beziehung zum Hof. Es trifft nicht zu, dass der politische Einfluss des Senats gering war. Deshalb und aus weiteren Gründen

waren Senat und Senatorenstand auf den Kaiser ausgerichtet und suchten die Verbindung zu ihm. Umgekehrt haben die Herrscher auf diese Beziehungen sehr viel Wert gelegt.

Alle die genannten Urteile haben lange Zeit auch das Bild des Senates bereits in den ersten drei Jahrhunderten bestimmt, bis 1984 Richard Talbert in einer Monographie gezeigt hat, wie der Senat in der frühen Kaiserzeit arbeitete. Unter anderem gibt er eine revidierte Liste der *senatus consulta*. Bezeichnenderweise finden sich diese in den wichtigen Sammlungen zum Römischen Recht nur annähernd vollständig zusammengestellt. Doch auch Talbert spricht von einem Niedergang des Einflusses in den ersten Jahrhunderten. Von daher ist denn oft extrapoliert worden, in den darauffolgenden Jahrhunderten stünde es um den Senat noch einmal schlechter. Doch auch da gilt das, was Talbert eigentlich klar herausgearbeitet hat: Der Senat bleibt Symbol und Garant der *res publica*; er ist eine Institution, deren rechtsbegründende Legitimität für die Macht der Herrscher unerlässlich blieb und der man es zugetraut hat, die Kontinuität, Geltung und Akzeptanz des Römischen Staates von den Wurzeln in der Republik her zu garantieren. Das Jahr 238 ist diesbezüglich kein Ende einer Ära, wie es Talbert am Schluss seines Buches sieht.

### **c Die Bedeutung des Senats bei der spätrömischen Rechtsetzung**

Der Senat hat für die Begründung und Anwendung der Prinzipien des Rechts in spätrömischer Zeit seine Bedeutung behalten. Ins Zentrum der Thematik führen uns Texte in den grossen spätrömischen Rechtskodifikationen. Was der Senat für die Rechtssetzung, Rechtskodifikation und Rechtsanwendung noch immer bedeutete, wird hier bei allen Problemen im Einzelnen mindestens von der Tendenz her sehr deutlich.

Das Verhältnis der spätrömischen Rechtskodifikationen zur rechtlichen Tradition ist geprägt durch den Willen, diese zu erhalten wie zu gestalten. Der Vergangenheit, der *vetustas* und *antiquitas* als solcher wie auch der *consuetudo*, der Gewohnheit und dem Gewohnheitsrecht, Verhältnisse weiterzuführen, müssten deshalb Achtung gebühren, weil die von ihnen überlieferten Inhalte der Nachahmung würdig seien. Die Freiheit der Gestaltung des Vorhandenen durch den Kaiser oder im Namen des Kaisers ist dabei zunehmend grösser geworden. Dieser Prozess verläuft nicht linear, erreicht indes doch seinen Höhepunkt in der Zeit Justinians. Sinnfällig ist beispielsweise die Formulierung in Justinians *Constitutio Imperatoriam*, man müsse nun nicht mehr die Anfangsgründe des Rechts aus veralteten Geschichten erlernen – ab *antiquis fabulis discere* –, sondern vom kaiserlichen Glanz her erreichen: *sed ab imperiali splendore appetere*. In der *Constitutio Tanta* erklärt Justinian, wie sehr die Gegenwart die Vergangenheit übertreffe, so sehr, dass nur noch die Gesetze der

Gegenwart zu befolgen seien, und alles ältere Recht verstummen solle, ja nicht einmal mehr zu Vergleichszwecken studiert werden dürfe (19).

Dieses Verhältnis zur Tradition zeigt sich auch in den Rechtsquellenkatalogen, in jenen Äusserungen in den Rechtstexten also, in denen die Frage untersucht wird, wer in Rom Recht setzt. Welches ist die Stellung des Gewohnheitsrechtes? Ist es das römische Volk als Souverän, das letztlich für die Gesetze zuständig ist? Wie steht es mit dem durch die Magistraten geformtem Recht? Wie mit dem Juristenrecht? Wie mit der Kaisergesetzgebung? Und eben: wie mit den Senatsbeschlüssen?

Auch in den Rechtsquellenkatalogen bezieht man sich auf Tradition; diese wird aber zu etwas Neuem. Was die Senatsbeschlüsse betrifft, so bezieht man sich auf die republikanischen Verhältnisse, zitiert die Juristen der klassischen Zeit und passt deren Interpretation den spätrömischen Verhältnissen an.

Das *Enchiridion* des Pomponius, stammt aus dem 2. Jahrhundert, und erscheint in den Digesten unter dem Titel "Über den Ursprung des Rechts, aller Magistraten und über die Genealogie der Rechtsgelehrten". Bereits Pomponius befasste sich mit der veränderten Stellung des Senates und der Senatsbeschlüsse in seiner Zeit. Er war der Auffassung, der Senat habe die Gesetzgebungskompetenz des Volkes übernommen. Für das Volk sei es allmählich schwierig geworden, sich zu versammeln. Daraufhin sei der Senat tätig geworden:

*Ita coepit senatus se interponere et quidquid constituisset observabatur, idque ius appellabatur senatus consultum. (9)*

*So begann der Senat hier tätig zu werden; was immer er bestimmte, wurde befolgt, und dieses Recht nannte man Senatsbeschluss.*

Noch in seiner Zeit, so die Zusammenfassung in 12, gehörten denn die Senatsbeschlüsse zu den Rechtsquellen.

Ähnlich wird dies in den *Institutionen* gesehen:

*Ein Senatsbeschluss ist, was der Senat verordnet und beschliesst. Denn als das römische Volk so gross geworden war, dass es schwierig wurde, es zur Verabschiedung von Gesetzen an einen Ort zusammenzurufen, da erschien es angemessen, den Senat anstelle des Volkes damit zu befassen. (Inst. 1, 5)*

Dass der Senat in spätrömischer Auffassung Gesetze geben konnte, geht weiter hervor aus dem *principium* D. 1, 1, 7 Papinian, der zum Titel "Über Gerechtigkeit und Recht" gehört:

*Zivilrecht jedoch ist das Recht, das aus Gesetzen, Plebisziten, Senatsbeschlüssen, Kaisererlassen und der Autorität der Rechtsgelehrten hervorgeht.*

Folgerichtig heisst es im Titel "Über die Gesetze, die Senatsbeschlüsse und das Gewohnheitsrecht" D. 1, 3, 9:

*Es wird nicht daran gezweifelt, dass der Senat Recht setzen kann.*

So Ulpian im 3. Buch zu Sabinus.

Gewiss deuten solche Formulierungen darauf hin, dass die klassischen Juristen sich mit dem Zweifel, ja dem Widerspruch auseinanderzusetzen hatten, dass der Senat Gesetze geben könne. Auch eine Antwort des Gaius in seinen *Institutionen* (1, 4; s. auch 1, 83, 84) untermauert dies. Es gibt streng rechtlich gesehen ja auch durchaus Indizien, welche sogar schon den Senat der republikanischen Zeit als kein gesetzgebendes, sondern allein als ein beratendes Organ erscheinen lassen. So ist denn auch Auffassung vertreten worden, der Senat habe technisch gesehen nicht die rechtliche Autorität besessen, Gesetze zu erlassen. Jedenfalls war dieser Punkt schon in der republikanischen Zeit umstritten, haben doch die Popularen die dem Senat in der Verfassungspraxis zugewachsene Macht – man denke vor allem an das *senatus consultum ultimum* – bestritten. Cicero in den *Topica* 5, 28 freilich sieht die Senatsbeschlüsse als Quelle des *ius civile*. Die Diskussion scheint in der Kaiserzeit fortgesetzt worden zu sein, hält doch Gaius in der eben zitierten Reaktion auf Einwände fest, dass ein *senatus consultum* den Platz eines Gesetzes (*legis vicem*) habe.

Die Macht der Verhältnisse jedenfalls hat dem Senat in der Realität ein Gesetzgebungsrecht erteilt. Vor allem für das Privatrecht, nämlich das Personen- und Erbrecht, sind wichtige *senatus consulta* zu nennen.

Zweifellos hat von der Stellung des Senats als Rechtsquelle der Kaiser profitiert. Ähnlich hatte sich Augustus auf die Volksgesetzgebung gestützt.

Zurück zu Dig. 1, 2: Ganz in diesem Sinne ordnet auch Pomponius die Senatsbeschlüsse unter die verschiedenen Rechtsquellen ein, und seine Formulierung passte noch für die Zustände des 6. Jahrhunderts (12):

*In unserem Gemeinwesen wird daher entweder nach dem geschriebenen Recht entschieden, das heisst nach dem Zwölftafelgesetz, oder es gilt das eigentliche Zivilrecht, das als ungeschriebenes Recht allein auf der Auslegung der Rechtsgelehrten beruht, oder es gelten die Legisaktionen, die Klagformen enthalten, oder die Plebiszite, die ohne Zustimmung des Senats beschlossen werden, oder es gelten die Edikte der Magistrate, aus denen das Amtsrecht entsteht, oder die Senatsbeschlüsse, die allein durch Entscheidung des Senats ohne Gesetzesbeschluss der Volksversammlung herbeigeführt werden, oder die kaiserlichen Konstitutionen; dies bedeutet, dass das, was der Kaiser bestimmt, wie ein Gesetz beachtet wird.*

Wenn in den Lehrbüchern immer wieder Bedenken gegen die Gesetzgebungskompetenz des Senats formuliert worden sind, so zeigt sich die Hinfälligkeit dieses Argumentes darin, dass es ja auch für den Kaiser technisch gesehen hätte gelten müssen.

Anders als beim Senat hat man sowohl in der Kaiserzeit als auch noch in der Spätantike diesen Vorbehalt ja auch formuliert, natürlich nicht im Sinne eines echten Vorbehaltes, sondern nur, um die Legitimität der kaiserlichen Entscheidungen noch zu unterstreichen. Dennoch ist es wesentlich der Kaiser gewesen, der Recht gesetzt hat. Die Rechtssetzung, natürlich (so die Propaganda) die gute, fürsorgliche Rechtssetzung, die verbunden ist etwa mit *humanitas* und *civilitas*, sie ist es, welche als zentraler Bestandteil zur monarchischen Repräsentation gehört. Im Zusammenhang kaiserlicher Verlautbarungen finden wir denn die spätrömischen *senatus consulta*. Dennoch bleiben sie in der kaiserzeitlichen und spätantiken Theorie sowie in der Folge auch in den Rechtskodifikationen durchaus als selbständige Rechtsquelle berücksichtigt.

Freilich zeigt der Vergleich des effektiven Anteils des Senats an der Rechtsetzung, dass die *senatus consulta* eine untergeordnete Rolle einnahmen. Deshalb sollte man nun allerdings die Beteiligung des Senats an der Rechtsetzung nicht überhaupt bestreiten. Doch wenden wir uns diesem Problem zu!

#### d Spätrömische Kaiserkonstitutionen

Die kaiserlichen Verlautbarungen, welche in der Spätantike allgemeinverbindliche Gesetze erlassen haben, begegnen in dreierlei Gestalt: zumeist in der Form von Schreiben – *epistulae* –, weniger häufig als *edicta* und sehr selten als *orationes ad senatum*, wobei zu bemerken ist, dass es bei dieser dritten Form nicht korrekt wäre, die *orationes* einfach mit den *senatus consulta* gleichzusetzen.

Eine der spätrömischen Konstitutionen, in der von einem Senatsbeschluss die Rede ist, stammt vom 25. Juli 384 und besteht aus zwei Fragmenten, die uns nur unvollständig einerseits im *Codex Iustinianus* und andererseits im *Codex Theodosianus* erhalten sind. Es handelt sich um eine in Herakleia, also in der östlichen Reichshälfte, wohl von Theodosius I. an den Senat gerichtete *oratio*, auf die mit einiger Wahrscheinlichkeit auch die *relatio* 8 des römischen Stadtpräfekten Symmachus Bezug nimmt. Das erste Fragment im *Codex Iustinianus* 1, 16 erscheint unter dem Titel *De senatus consultis*. Obwohl ihm also offenbar eine grundsätzliche Bedeutung zugeschrieben wurde und im Fragment die *perpetua firmitas* der *senatus consulta* bestätigt wird, bezieht sich der Text auf einen recht eingeschränkten Sachverhalt. Wir haben es zu tun mit einer Bestimmung gegen *ambitus*, gegen Erschleichung von Ämtern:

*Obwohl ein Senatusconsultum durch sich selbst ewige Geltung erhalten soll, verfolgen wir mit unseren Gesetzen auch dasselbe, indem wir anfügen, dass, wenn jemand durch eine eigene Bitte versuchen sollte, ein Reskript zu erhalten, damit er die festgelegten Regeln übergangen könnte, er mit einem Drittel seines Gutes zu bestrafen ist und die verfluchte Erschleichung von Ehren als Verbrechen verdammt sein soll.*

Das Thema dieses Gesetzes sind die Ausgaben für die Spiele, wie sie zu Beginn der senatorischen Karriere übernommen werden mussten, um die ersten senatorischen Ämter auszufüllen und dadurch in den Senat zu gelangen. Einerseits gab es eine grosse Konkurrenz in der Durchführung solcher Aufgaben, andererseits klagten die Senatoren über die mit den Spielen verbundenen Lasten.

Deutlich wird das Thema im *Codex Theodosianus* 15, 9, 1:

*Keiner Privatperson soll es erlaubt sein, Seidenkleidung bei irgendeiner Aufführung zu verschenken. Dies bestätigen wir nämlich in einer Konstitution, dass ausgenommen die ordentlichen Konsuln, überhaupt niemand sonst die Erlaubnis haben soll, goldene Geschenke oder Elfenbeindiptychen zu verteilen. u.s.w.*

Die *Relatio 8* des Stadtpräfekten behandelt zwei Themen: Erstens die Einschränkung einer *foeda iactatio*, einer abscheulichen Prahlerei, sowie auch die Wiederherstellung der alten *mores* durch die Beschränkung der Ausgaben bei den Spielen. Ganz offensichtlich haben wir es hier mit dem Gegenstand der kaiserlichen Konstitution des gleichen Jahres zu tun. Das zweite Thema ist mit diesem ersten verknüpft: Offenbar hatte es sich im Senat eingebürgert, von der überlieferten Ordnung beim Sprechen – der *vetus dicendarum sententiarum forma* – abzuweichen, und anstatt dass man allein auf Rang und Dienstalter geachtet hätte, berücksichtigte man neu die für Spiele aufgewendeten Summen. Bei beiden Themen haben sowohl Senat als auch Kaiser rechtlich interveniert. Den Ablauf wird man sich so vorstellen müssen, dass der Kaiser auf den Missstand aufmerksam gemacht wurde. Daraufhin erreichte den Senat ein kaiserliches Gesetz, wohl in Form einer *oratio*, mit dem Auftrag, dieses zu beraten und ein entsprechendes *senatus consultum* zu fassen, das dann seinerseits wiederum der kaiserlichen Bestätigung (*lex augusta, oraculum*) bedurfte.

Dieses Verfahren blieb noch lange in Kraft. Es zeigt, dass die Kompetenzen des Senats gering waren, dass der Senat jedoch in Angelegenheiten, die ihn betrafen, mit dem Kaiser kommunizierte. Die effektiven rechtlichen Bestimmungen wurden zwar vom Kaiser in Kraft gesetzt. Dennoch gestand man weiterhin den *senatus consulta* die Stellung einer Rechtsquelle zu. Gewiss hatte dies vor allem symbolische Bedeutung. Was den Einfluss auf



die Inhalte betrifft, so ist bei diesem Verfahren aber doch anzunehmen, dass es senatorische Kreise waren, welche den betreffenden Gesetzen ihr Gesicht gaben. Im oben behandelten Fall ist zu vermuten, dass Symmachus eine wichtige Rolle spielte.

### **e An den spätrömischen Senat gerichtete Gesetze**

Wenn man beurteilen will, in welchen Bereichen *senatus consulta* zustande gekommen sind, so kann man Schlüsse aus allen jenen Gesetzestexten ziehen, die an den Senat gerichtet sind. Ich trete hier auf dieses Thema nur kurz ein. Es zeigt sich, dass *senatus consulta* hauptsächlich Gegenstände betreffen, welche den Senat und den Senatorenstand angehen. Diese Themen haben aber eine über den Senat und den Senatorenstand hinausgehende Bedeutung. Beispielsweise betreffen die zahlreichen Bestimmungen zu Fragen des Eintrittes in den Senatorenstand und der Steuern auch die Kurialen, welche den Aufstieg in den *ordo reverendus* suchten. Die Regelung der Leistungen für die Spiele war ähnlich nicht nur für die Senatoren von Interesse, sondern ebenso für die Bevölkerung der beiden Reichsstädte.

### **f Mitwirkung des spätrömischen Senats bei kaiserlichen Konstitutionen**

Ebenfalls im 1. Buch des *Codex Iustinianus* unter dem Titel *De legibus et constitutionibus principum et edictis* sind uns zwei Fragmente von Konstitutionen überliefert, welche die Mitwirkung des Senats in der kaiserlichen Gesetzgebung behandeln. Das erste Gesetz 1, 14, 3 ist Teil einer grossen auf die beiden Codices verteilten *oratio*, zu der auch das Zitiergesetz gehört. Es stammt vom 7.11. 426 und hält in Ravenna an den Senat gerichtet fest, dass Gesetze unter anderem durch eine an den Senat gerichteten *oratio* erlassen werden können:

*Als allgemeines Gesetz soll in Zukunft von allen gleichermassen verfolgt werden, was entweder in der Form einer an den Senat gerichteten oratio erlassen oder in seinem Text durch das Wort edictum bezeichnet wird.*

*Codex Iustinianus* 1, 14, 8 vom 17.10. 446 erläutert ein solches Verfahren – wohl vorrangig für den Osten entwickelt – weiter: Offenbar lassen sich bei einer Legislation die folgenden Stufen unterscheiden: 1) Vorschlag. 2) Diskussion vor dem Consistorium und dem Senat 3) der Quaestor diktiert das Gesetz 4) erneute Diskussion in Consistorium und Senat 5) Behandlung im Consistorium und 6) Bestätigung durch den Kaiser.

Wenn ich von Diskussion spreche, fragt sich, ob es sich um eine wirkliche Diskussion handelte. Geläufig in spätrömischen Versammlungen waren Akklamationen, das heisst: Zurufe, Beifall. Sie sind in Quellen unterschiedlichster Art recht ausführlich bezeugt.

Eines dieser Zeugnisse hat für unsere Fragestellung eine besondere Bedeutung. Es ist das einzig erhaltene Protokoll einer Senatsversammlung. Ich meine die *Gesta Senatus*, welche

in den neueren Ausgaben des *Codex Theodosianus* seit der Entdeckung des Manuskripts um 1820 diesem vorangestellt sind, ohne aber Bestandteil der Kodifikation zu sein. In der Tat finden sich in diesem Dokument unzählige Akklamationen, das heisst weit über 800. So befremdend das wirken mag, wo doch viele geneigt sind, im römischen Senat die Mutter des modernen Parlamentbetriebes sehen zu wollen, so sollte man doch nicht gleich zum Schluss kommen, die Senatsversammlung sei nichts anderes gewesen als reines Zeremoniell im Dienste kaiserlicher Herrschaftsrechtfertigung.

Nicht übersehen werden darf, dass das Protokoll keineswegs einen *tractatus*, so die Bezeichnung für den Geschäftsteil einer Senatsversammlung, wiedergibt, sondern allein die feierliche Inkraftsetzung des *Codex Theodosianus* im Westen. Diesbezüglich gelangt die Versammlung denn auch zu konkreten Beschlüssen. Sie legt nämlich bis hinein in Einzelheiten fest, wie für die Verbreitung des Textes gesorgt werden soll.

Eine Analyse der Akklamationen ergibt, dass in ihnen durchaus unterschiedliche Meinungen zum Ausdruck kamen. Wir finden in ihnen nicht nur die Bekräftigung des Konsenses etwa in der Akklamation, der *Codex Theodosianus* sei Ausdruck gemeinsamer Interessen von Volk, Senat und Kaiser. Nein, auch Differenzen werden spürbar: Auf *preces*, auf Bitten hin, so rufen die Senatoren 21mal, sollen keine Gesetze verordnet werden. Der Kaiser freilich kam diesem Wunsche kaum entgegen. Schauen wir nur, wie er in der vorher besprochenen Stelle im *Codex Iustinianus* 1, 14, 3 festhalten lässt, es solle den Rang eines Gesetzes haben, was er auf Gesuch von Interessierten – *sive precatio* – hin verfüge.

527, als das Gesetzgebungswerk Justinians in Kraft gesetzt wurde, trat der Kaiser noch viel selbstsicherer auf. Der Geist der eben zitierten *oratio* von 426 wird von Justinian abgelehnt. In *Codex Iustinianus* 1, 12 finden wir einen klaren Hinweis auf die kaiserliche Stellung. Nichts steht über ihr. Justinian lacht über die *vana subtilitas* Kaiser Valentinians im 4. Jahrhundert und hält fest, dass kaiserliche Entscheidungen in einer bestimmten Sache durchaus verallgemeinert werden könnten. Kein Wunder haben wir keine Berichte über die Reaktionen des Senats in Konstantinopel aus dem Jahre 527, wenn sich auch Justinian immerhin noch an ihn gewandt hat.

Dass wir vom Senat in Rom nichts hören, hängt indes mit anderen Gründen zusammen. Italien war in der Zwischenzeit ostgotisch geworden.

### **g Der Senat im Ostgotenreich**

Ich vertrete die Auffassung, dass der römische Senat im Ostgotenreich ursprünglicher geblieben ist als derjenige in Byzanz. Aus dem Jahre 530 datiert das letzte uns bekannte *Senatus consultum*. Sie sind durch zwei Schreiben aus den *Variae* des Cassiodors

dokumentiert, einer Sammlung amtlicher Schriftstücke vom Hofe der Ostgotenherrscher, die Cassiodor mit hohem literarischem Anspruch publiziert hat.

Der Nachfolger des Ostgotenherrschers Theoderich war Athalarich. Von ihm überliefert Cassiodor (*Variae* 9, 15) ein Schreiben an den römischen Bischof Johannes II., Papst von 533–35. In Rom waren Papstwahlen schon längere Zeit zu einem Politicum ersten Ranges geworden, nicht anders ebenso die Wahlen von Bischöfen in anderen italienischen Städten. Im Jahre 530 war es wieder einmal zu einer Doppelwahl in Rom, und damit auch zu einem kurzen Schisma gekommen. In dieser Zeit entstand ein Senatsbeschluss, in dem die adelsbewusste Standesversammlung Massnahmen vorsah, um den Einsatz von finanziellen Mitteln bei der Wahlbestechung zu beschränken.

Der Ostgotenkönig Athalarich gibt im Jahre 533 ebenfalls Regeln, welche den Stimmenkauf bei Bischofswahlen generell beschränken und bezieht sich dabei auf den Senatsbeschluss. Er legt dabei fest, dass sowohl sein Edikt als auch der Senatsbeschluss öffentlich bekannt gemacht werden sollen, und zwar sowohl in Kirche wie Staat. In einem Schreiben an den Stadtpräfekten wird denn auch festgelegt, dass sein Edikt und das *senatus consultum* auf Marmortafeln vor dem Atrium von St. Peter aufgestellt werden sollten (Cassiodor, *Variae* 9, 16, 3).

Wir haben es hier offenbar noch immer mit der Koppelung von kaiserlicher und senatorischer Rechtsetzung zu tun, und noch immer wird der Senat als Rechtsquelle akzeptiert. Das Akzeptieren des Senats als Rechtsquelle noch im sechsten Jahrhundert stützte die Autorität des Ostgotenherrschers, dessen Stellung zweifellos durch dieses Bekenntnis zu den römischen Rechtstraditionen legitimiert werden konnte, wobei ich allerdings der Meinung bin, wichtiger als die staatsrechtliche Theorie seien damals konkrete politischen Absichten — gerichtet gegen den antigotischen Johannes II. — gewesen.

Die Rolle des Senats in der ostgotischen Zeit ist immerhin erstens im Vergleich zum fünften Jahrhundert sehr gut dokumentiert und zweitens wahrscheinlich auch wichtiger. Mit der Gesetzgebungskompetenz ist es zwar nicht weit her. Im Formular für die Ernennung der Stadtpräfekten in den *Variae* Cassiodors wird zwar von ihr gesprochen, aber dann heisst es, die Senatoren würden sich an die Gesetze halten, von denen sie wüssten, dass sie sie hätten machen können – *potuisse* – es war einmal so (6, 4, 2). Die Bereiche, in denen der Senat aktiv gewesen ist, würden sich indes durchaus mit Beispielen illustrieren lassen: Regelungen, die den Stand betreffen; Bestimmung hinsichtlich der römischen Stadtverwaltung; Diplomatie; Steuerwesen; Standesgerichtsbarkeit.

## h Der spätrömische Senat als Standesgericht

Zum letzten Punkt muss ich noch einmal über die ostgotische Zeit hinaus auf die vorangegangenen Jahrhunderte zurückblicken. Ein wichtiger Aspekt im Verhältnis zwischen Recht und Senat ist die Bedeutung des Senates als Standesgericht. Auch dies ein schwieriges Thema, bei dem ich nur thesenhaft formulieren kann. Was die ostgotische Zeit betrifft, wäre vom Prozess gegen den Philosophen Boethius zu sprechen, in dem meines Erachtens das Gremium des Senats, das für Hochverrat zuständig war, eingesetzt wurde: die *quinqueviri*.

Das am besten bekannte Beispiel eines solchen Prozesses gehört aber in das Jahr 469. Hier haben wir einen Brief (1, 7) des ehemaligen römischen Stadtpräfekten und späteren Bischofs, des Galliers Sidonius Apollinaris. Ich sehe in ihm den Bericht über einen *senatus frequens*, eine Sitzung des römischen Senats also, an der die Senatoren obligatorisch teilnehmen mussten, und zwar über einen *senatus frequens*, in dem in einer Hochverratsache der Antrag der *quinqueviri* behandelt wurde. Von daher meine ich, dass der Senat in einem staatsrechtlich hochsensiblen Gebiet ähnlich wie in der Gesetzgebung seine grundsätzlichen Kompetenzen bewahren konnte, so lange es im Westen überhaupt noch römisch bestimmte Strukturen gab, das heisst bis zur Eroberung Italiens durch Justinian.

## Schluss

Ich komme zum Schluss: Ich habe den Titel meiner Überlegungen in einem durchaus engen, konkreten Sinne verstanden als Frage hauptsächlich nach der Bedeutung des Senates bei der Rechtssetzung und schliesslich – nur noch sehr kurz – auch in der Gerichtsbarkeit. Bei beiden Themen lässt sich erkennen, dass die Stellung des Senats in der spätrömischen Zeit von den Zeitgenossen auf dem Hintergrund der bis in die Republik zurückreichenden Strukturen gesehen worden ist, der Senat aber dennoch in jeder Phase der römischen Geschichte eigene Züge trägt.

In meinem Buch *Senatorisches Standesbewusstsein in spätrömischer Zeit* (1995) habe ich gezeigt, dass dem Senatorenstand in den behandelten Jahrhunderten grosse Bedeutung zukam und er seine Werte in Ausrichtung auf das Christentum grundlegend neu ausrichtete. Das Verhältnis zwischen Senatorenstand und Recht bildet ein Element. Auch hier ist zu sehen, dass die rechtlichen Bestimmungen zwar an den Traditionen anknüpften, aber noch in viel stärkerem Masse etwas Neues geschaffen haben, ein monarchisches politisches System mit christlichen Grundlagen und neuen Eliten. Ich habe es angedeutet: Der in *clarissimi*, *spectabiles* und *illustres* geordnete *ordo amplissimus* ist eine spezifisch spätrömische Einrichtung, die sich von Constantin bis Justinian stark verändert hat. Zu dieser Einrichtung gehört auf alle Fälle der Einfluss der Senatoren auf das Recht – seien sie nun Aristokraten am

Hofe, Aristokraten in den Provinzen oder Aristokraten in der römischen *curia*. Detlef Liebs hat 1987 der *Jurisprudenz im spätantiken Italien 260 bis 640* ein eigenes Buch gewidmet, das Einblick in dieses Phänomen bietet. Senatoren waren nicht nur Angehörige der Senatsversammlung, sie waren Magistraten, die Recht anwandten, sie gehörten zur Bildungselite, welche das Recht kannten und sie waren einflussreiche Juristen, deren Einfluss auf die Gesetzgebung übrigens in den letzten Jahrzehnten teilweise auch untersucht worden ist. Vieles wissen wir aber noch nicht. Ich nenne nur das umfangreiche und für uns vielfach hermetische Corpus des italienischen Bischofs Ennodius von Pavia um 500, das sich wegen einer überspitzten, übergelehrten und selbstgefälligen Rhetorik nur sehr schwer verstehen lässt und von dem es bessere modernen Übersetzungen mit Erläuterungen und Kommentaren bräuchte.

## 6 Das griechisch-römische Altertum im frühen Mittelalter und die Frage nach den Wurzeln Europas

Wenn von heute her die Epoche des frühen Mittelalters behandelt wird, das heisst die Jahrhunderte nach dem Ende des weströmischen Reiches (476) bis ans Ende des ersten Millenniums, so geschieht dies vielfach im Hinblick auf die Existenz des modernen Europa. Der Raum des ehemaligen Imperium Romanum beziehungsweise der Barbaren- oder poströmischen Reiche wird denn als Raum des heutigen Kontinents gesehen. Der Begriff "Europa" ist freilich unscharf: So gibt es unterschiedliche Zugehörigkeiten zu Europa. Der "europäische Raum" ist gegliedert und nicht gleichförmig "europäisch". Staaten, welche zum europäischen Kontinent gehören, zählen nicht zwingend zur Europäischen Union oder zu weiteren europäischen Organisationen. Russland gar steht weitgehend ausserhalb Europas. Hinzu kommt, dass der Begriff „Europa“ durch moderne Vorstellungen geprägt ist.

Zwar gab es das Wort im Altertum, wie wir schon in der Einleitung gesehen haben, aber es bezog sich nicht auf eine kulturelle und politische Einheit. Es gab keine antike Europaidee, und der Gegensatz zwischen Griechen und Persern in der klassischen Zeit – so bei Herodot oder Isokrates – ist nicht im modernen Sinne gezeichnet worden. Erst in zwei Briefen des irischen Wandermönchs Columban an Päpste in Rom findet sich die Bezeichnung „Europa“ im politischen Sinn. Es war dann Karl der Grosse, der das Reich der Franken im damals weitgehend islamischen Mittelmeerraum zu einem europäischen Reich machte. Damals ist Karl einmal gar als "Vater Europas" bezeichnet worden. Dabei dachte man zugleich an Rom. Karls Hauptresidenz Aachen sei ein "zweites Rom", schreibt der Dichter des Hexameterepos *De Karolo rege et Leone papa* (König Karl und Papst Leo). Von diesem Werk ist ein Fragment in einer einzigen Handschrift erhalten. Entstanden ist der Text im Kloster St. Gallen. Aufbewahrt wird er in der Zentralbibliothek Zürich. Das Epos rühmt Karl in der Tradition klassischer Herrscherpanegyrik. Karl sei *pater Europae* und in Rom mit Leo, dem "obersten Hirten auf Erden", zusammengekommen.

Rom soll im Jahre 476 mit der Absetzung Kindkaisers Romulus Augustulus in der westlichen Reichshälfte untergegangen sein. Doch war es damit mit Rom zu Ende? Die Rede von Untergang Roms spielte zunächst kaum eine Rolle. Formulierungen, die ein Ende des weströmischen Reiches (so die oströmische Sicht) beziehungsweise gar des ursprünglichen Imperium Romanum konstatieren, finden sich erst Jahrzehnte nachher. Etliche Quellen halten das Ereignis einfach nur fest. Doch geben sie nicht zu erkennen, dass sie es für ein Ende römischer Kontinuität halten würden.

Man darf die Welt der nachrömischen germanischen Staaten in vielerlei Hinsicht als eine im Kern römische Schöpfung bezeichnen, auch wenn sie ungewollt entstand. Die Römer hatten Germanen als Verträge als Foederaten angesiedelt, sie hatten sie als Soldaten verwendet und ihnen führende Funktionen in der römischen Armee gegeben. Später, als im Westen keine römischen Kaiser mehr erhoben werden konnten, sahen sich die Germanenkönige als Generäle des oströmischen Reiches. Die Völker (*gentes*) pflegten überdies ihre Geschichte mit Hilfe römischer Kategorien darzustellen. Sie übernahmen römische Einrichtungen. Romanen und Germanen lebten in den Germanenstaaten zusammen, zahlreiche Angehörige der römischen Oberschichten hatten in ihnen grossen Einfluss. Manche von ihnen waren am Hof. Viele amtierten als Bischöfe und übten in dieser Funktion Macht aus. In der Hand der Eliten waren ein Grossteil des Grundbesitzes, die katholische Kirche und zahlreiche kulturelle Kompetenzen.

Der Erfolg römischer Integrationstechniken verdankt sich einer starken und relativ kohärenten Herrschaftsideologie und Kultur. Rechtsprinzipien, rechtliche und religiöse Begründung der Legitimität von Herrschaft sind in ihnen fundamental. Unterschieden wird zwischen *Barbaricum* und römischer Welt. Roms Bestimmung seien Sieghaftigkeit und Herrschaft. Der Macht dienten Latein und einfache hierarchische Organisationsprinzipien aus der römischen Tradition. Alles hat seine Ordnung. Garant dieser Ordnung ist der Princeps, der Kaiser, zusammen mit seinem Hof und seiner Residenz, getragen von den Einrichtungen und Regeln der *res publica*, in welcher der Senat, der Senatorenstand, das Heer und die Städte die wichtigsten anerkannten Machtfaktoren sind. Dieses den Mittelmeerraum umspannende Ordnung begleitete und beeinflusste regionale Entwicklungen. Ähnliche Grundprinzipien wurden vor Ort umgesetzt, so insbesondere in der mit Britannien, der Iberischen Halbinsel und Italien verknüpften Francia mit der Hauptstadt Trier beziehungsweise Arles. Deshalb gab es dort eine Art Renaissance römischer Antike.

Von der römischen Ideologie und Kultur her öffnet sich der Weg zur Rezeptionsgeschichte. Sie setzt mit der Übernahme in den nachrömischen Staaten ein und führt zu den Geschichtsdeutungen neuzeitlicher Staaten. Diese konnten an der Geschichte der germanischen Reiche wie auch am Imperium Romanum anknüpfen. Beides war fundamental. So verstand sich das russische Reich als drittes Rom in der Nachfolge von Byzanz, dem zweiten Rom. Das Heilige Römische Reich deutscher Nation leitete sich gleichfalls vom Imperium Romanum ab. Das British Empire oder das faschistische Kolonialreich Italiens sind als Erneuerungen Roms verstanden worden. Ebenso hat man aber die Geschichte Frankreichs oder Deutschlands mit germanischen Staatsbildungen beginnen lassen. Mit der Taufe

Chlodwigs beginne nicht nur die Geschichte des christlichen Frankenreichs, sondern auch diejenige des katholischen Frankreichs. Deutsche Geschichtsmythen wiederum galten dem Ostgotenkönig Theoderich: Für Hitler ging deutsche Geschichte auf ihn zurück.

Gerne hat man das auch immer mit Europa verbunden. Damit wurde auch der Anspruch auf Führung in Europa erhoben.

Ein besonders interessantes und komplexes Beispiel bieten die Burgunder und das zweite Burgunderreich (443–532). An Burgund kann kein moderner Staat direkt anknüpfen. Dennoch spielt die Erinnerung an Burgund eine wichtige Rolle in der Geschichte. So wurde der heilige Mauritius, der legendäre Kommandant der Thebäischen Legion, dessen ursprünglicher und hauptsächlicher Gedenkort ein gegen 400 gegründetes Kloster ist, das zum wichtigsten burgundischen Sakralort wurde, Reichspatron der Karolinger, Ottonen und Habsburger.

Als Soldaten Roms wurden die Burgunder schon im 4. Jahrhundert wichtig. Man zog sie den Alemannen vor. Sie sahen sich, wie der Historiker Ammianus Marcellinus festhält, denn auch als Abkömmlinge der Römer. Ihren Namen leitete man von den Befestigungen der Römer gegen die Barbaren, den *burgi*, her. Der römische Heermeister Aëtius zerstörte zwar zusammen mit den Hunnen das erste burgundische Reich, doch siedelte er das Volk dann wiederum zum Schutze Roms im südlichen Teil der spätrömischen Provinz *Maxima Sequanorum* an. Ein zweites burgundisches Reich entstand. Der burgundische König war zugleich römischer Heermeister. Er wirkte als Kaisermacher. Die römische Aristokratie fand sich recht schnell mit den Burgundern zurecht. Römische Tradition blieb hier wichtig, Burgund und die Bezugnahme auf Burgundisches galten als Argument für eine Herrschaftslegitimation, die einen Anschluss an das Imperium Romanum bewies.

Als Inbegriff weitgehend geglückter Integration von Römern und Barbaren gilt zumeist und zu Recht das Ostgotenreich. Recht lange regierte König Theoderich mit viel Glück zur Zufriedenheit der meisten, insbesondere auch der einflussreichen senatorischen Oberschichten. Cassiodors *Variae*, eine zwölfbändige Sammlung offizieller Briefe, Bestallungsurkunden und Musterformularen geben einen hervorragenden Einblick in die Verhältnisse. Dann freilich geriet die gotische Herrschaft aus dem Gleichgewicht. Ein Anfang war der Prozess gegen Boethius, der zum Tode des grossen Gelehrten und Senators führten. Verheerend war der Angriff des Herrschers in Byzanz, Justinians. Das Ostgotenreich ging unter. Krieg und Pest plagten Italien im 6. Jahrhundert. Der oströmische Historiker Prokop legte Vergleiche der Leistungen der Ostgoten mit denjenigen Justinians vor.



Die Vorgänge im Vandalenreich sind gleichfalls durch Prokop sowie weiter vor allem durch Dracontius und Victor von Vita lebendig geblieben. Dracontius in Afrika kam ähnlich wie Boethius in Italien ins Gefängnis, Victor schildert die Christenverfolgungen unter den arianischen Vandalen. Zwar gab es auch im Vandalenreich ein Zusammenleben von Römern und Barbaren, aber es fällt im Vergleich mit den günstigen Verhältnisse unter Theoderich ab, weil es konfliktiver war. Alle die genannten Autoren überlieferten nicht nur Vorgänge in ihrer Gegenwart, sondern kannten auch die Geschichte des Altertums, in der Hauptsache natürlich Römische Geschichte. Diese blieb ein zentraler Massstab der Orientierung und der Bewertung.

### **a Bücher, Bibliotheken und Neustrukturierungen des Wissens: Kodifizierung des Rechts und bedeutende Autoren der Epoche (Cassiodor, Gregor von Tours, Gregor der Grosse, Isidor, Columban, Beda)**

Lebendig und wirksam war die Geschichte des Altertums, weil Bücher und Bibliotheken zur Verfügung standen. Man ordnete sie damals neu. Die Systeme der Ordnung wurden damals stark verändert. Sie wurden effizienter im Sinne der Epoche als einer Konzentration auf christliche Deutungsmuster.

Effizienz bei der Benutzung von Texten war auch durch eine wichtige spätrömische Innovation gefördert worden: Seit spätrömischer Zeit standen Texte in Form von Codices zur Verfügung. Ein Codex ist weitaus einfacher zu benutzen als eine Buchrolle. Man kann sich in ihm besser orientieren und findet gesuchte Informationen einfacher.

Das war eine grosse Hilfe, und sie kam sozusagen zur rechten Zeit, denn die Zahl der Bücher hatte sich massiv vergrössert. Hauptsächlich zugenommen hatte die christliche Literatur. Zahlreiche neue Literaturgattungen waren entstanden.

Eine zentrale Hilfe war dies auch bei der Kodifizierung des Rechtes. Die grössten und erfolgreichsten Anstrengungen gingen von Justinian aus. In den germanischen Staaten entstanden gleichfalls bedeutende Rechtskodifikationen, wenn auch in einem weitaus kleineren Umfang. Zur Rhetorik dieser Sammlungen gehören Begründungen des Rechts. So beruft man sich auf die Geschichte, die Tradition Roms. Justinian sieht sein neues Recht in der Tradition der Römischen Republik. Das Westgotenrecht beruft sich auf die *antiquitas*. Der Status der Menschen als Bürger ist wichtig. Justinian wie vor ihm die römischen Kaiser reden gerne von ihrer *humanitas*, auch dies eine Umformung einer zentralen Vorstellung in Rom, die mit dessen Geschichte eng verküpft ist.

Für den Umgang mit den traditionellen vorchristlichen Texten entwickelte man neue Regeln. Man legte überdies Prioritäten fest, hierarchisierte und schuf einen neuen Kanon der

Literatur, wie ihn etwa Cassiodors Werk *Einführung in die geistlichen und weltlichen Wissenschaften* spiegelt. Es wurde folgenreich festgelegt, was zuerst und in der Hauptsache studiert werden sollte. Christliche Ideen waren dabei leitend.

Cassiodor kam spätestens 490 auf die Welt. Sein Vater war Prätorianerpräfekt. Die Familie zählte seit mindestens drei Generationen zum senatorischen Adel. Cassiodor fiel dem Ostgotenkönig Theoderich unter anderem durch ein Lehrgedicht auf, das Cassiodor für ihn verfasst hatte. Er öffnete ihm die Ämterlaufbahn. Cassiodor wurde sein Quästor. In dieser Funktion entstanden die oben erwähnten *Variae*.

Nach der Jahrhundertmitte verfasste Cassiodor eine Studienordnung für die Gemeinschaft der von ihm auf Familienbesitz gegründeten klösterlichen Anlage bei Squillace unweit von Catanzaro, dem nach den Fischbecken in den umgebenden Felsen benannten *Vivarium*. Das Werk ist Ausdruck eines Lebenswegs hin zu einer immer zunehmend konsequenteren christlichen Lebensführung, einer *conversio*, einer Umkehr, einer lernenden und immer höheren Ausrichtung des Lebens auf Christus. Dies soll sich in der Studienordnung gleichfalls zeigen. Wie der biblische Jakob in seinem Traumgesichte auf der Himmelsleiter aufstieg, so die "Rekruten Christi" bei der Lektüre der Psalmen und der Heiligen Schrift. Anzufangen war mit den Psalmen.

Die Umkehr ergab sich nicht zuletzt aus Notwendigkeiten der Lebens- und Zeitumstände, nämlich dem Scheitern und Untergang des Ostgotenreiches und den Kriegen. Ein christliches Studienprogramm und eine christliche Schule in Rom waren unmöglich geworden:

*Da indes die Kriegsfurien und das übermässige Kampfgetümmel im italischen Königreich die Erfüllung meines Wunsches endgültig zunichte machten – in stürmischen Zeiten hat bekanntlich die Sache des Friedens keine Heimstatt –, sehe ich mich von der göttlichen Liebe (divina caritate) gedrängt, mit Hilfe des Herrn an Lehrers statt (ad vicem magistri) diese für euch bestimmten Bücher zu verfassen. Sie sollen euch – so mein Konzept zum einen die festgefügte Ordnung der Heiligen Schriften, zum anderen Grundkenntnisse in den weltlichen Wissenschaften mit Beistand des Herrn vermitteln (scripturarum divinarum series et saecularium litterarum compendiosa notitia Domini munere panderetur). Sie mögen stilistisch nicht besonders elegant sein ... doch liegt ihr Nutzen auf der Hand: Durch sie lässt sich nämlich erlernen, wem man den Ursprung des Seelenheils und der weltlichen Bildung darlegt. Nicht eigene Lehre unterbreite ich in diesen Büchern, sondern das von den Alten Gesagte (priscorum dicta commendo).*

(Institutiones 1, praef. 1)

Höchstes Ziel des Studiums war das Verständnis der Heiligen Schrift. Dem Verständnis der Bibel dienen die Erklärungen früherer Autoren, der Kirchenväter, wie man allmählich zu sagen begann. Zu ihnen zählen: Hilarius, Cyprian, Ambrosius, Augustin und andere, um der Reihenfolge bei Cassiodor zu folgen. Auch die weltlichen Wissenschaften helfen. Bevor Cassiodor sich zu all diesen Autoren und Texten äussert, geht er indes auf die Geschichtsschreibung ein, die Historiker.

*Da sie von den Geschicken der Kirche berichten und Wechselfälle beschreiben, wie sie zuzeiten vorkommen, ergibt es sich zwangsläufig, dass sie den Leser stets über himmlische Dinge belehren. Denn ihre Absicht ist ja, nichts dem Zufall und nichts der kraftlosen Götterherrschaft zuzuschreiben, wie es Brauch war unter den Heiden, sondern alles in Wahrhaftigkeit dem Willen des Schöpfers zu überlassen.*

(Institutiones 1, 17, 1)

In der Geschichte offenbart sich der Wille Gottes, der vollkommen freilich erst am Ende aller Zeiten für Menschen augenscheinlich und verstehbar wird. Was die kunstvolle und behutsame Darstellung der Zeitläufte in der Historiographie angeht – und die Erfüllung dieser Stilanforderungen ist unerlässlich –, so bietet Geschichtsschreibung passende Unterweisung im Hinblick auf göttliche Offenbarung. Cassiodor hebt als Autor zunächst Josephus hervor, "fast ein zweiter Livius", danach Euseb und weitere Kirchenhistoriker und Chronisten. Chroniken haben ein grosses Gewicht; Werke also, welche die Welt- und Schöpfungsgeschichte anschaulich machen. Wichtig sind insbesondere auch die Werke des Hieronymus und Gennadius *Von berühmten Männern (De viris illustribus)*, kurze Geschichten der Literatur im Hinblick auf universale und theologisch verstandene Geschichte mit deutlichen Hierarchisierungen und Kanonisierungen von Büchern.

Geschichte liege in der Hand Gottes. Die Menschen würden Gott am Ende der Zeiten sehen. Dann enthülle sich im Gericht alles. Am Ende seines Werkes spricht Cassiodor in einer *Conclusio* über diese letzten Dinge, das Aufsteigen zum Himmel, das wahre Verstehen, die Schau Gottes. Weder Astronomie noch Astrologie vermögen das zu vollends zu erklären. Die Astronomie hatte Cassiodor als letzte weltliche Wissenschaft behandelt. Die weltlichen Wissenschaften sollen, so Cassiodor im expliziten Anschluss an Augustin, nicht verachtet werden. Doch es braucht mehr, nämlich die Lektüre der Offenbarung. Daraus wird klar:

*dass die Welt von der Macht Gottes regiert wird und am Ende der Zeiten nach seinem Willen zum Besseren gewandelt wird. Dann werden beim Schall der Engelsposaunen die Toten auferstehen, und das Menschengeschlecht, das so lange*

*Zeit begraben lag, wird zu neuem Leben erweckt werden. Und dann wird er kommen, schrecklich und furchteinflössend, und nachdem Blitz und Donner vor ihm hergezogen, wird er den Sohn der Sünde vernichten und die Welt richten. Und seine Herrlichkeit wird er offenbaren ...*

(Institutiones 2, conclusio 1, 4)

Geschichtsphilosophie und Theologie im Anschluss vor allem auch an Augustin, der alle diese Fragen so meisterhaft behandelt hat und nicht zuletzt das Phänomen der Zeit in den *Confessiones* erklärt hat. Die Zeit gehört zur menschlichen Wahrnehmung der Welt, wie sie von Gott geschaffen wurde. Sie ist gewissermassen eine transzendente Anschauungsform menschlicher Subjektivität. Gott selbst ist unwandelbar und ewig, das heisst über der Zeit stehend. Für die Menschen kann er deshalb erst am Ende der Zeiten vollkommen verstanden werden.

Theologie, Geschichtsphilosophie und Geschichtsdeutung fallen zusammen. Die gesellschaftlichen und politischen Folgen der Zuwendung zu dem so verstandenen christlichen Gott, der die Macht schlechthin ist, sind folgenreich und vielfältig. Die Vorstellungen des Hineinreichens göttlicher Transzendenz in die weltliche Immanenz führten zu vielfältigen Gleichsetzungen weltlicher Mächte als heiliger, böser oder von Bösem und Heiligem gemischter Mächte, die von Menschen je nachdem anerkannt oder abgelehnt werden und mit denen sie sich mehr oder minder identifizieren.

Für Cassiodor wurden offensichtlich das Vivarium und die Kirche wichtiger als Byzanz, das römische Reich, geworden. Das Ostgotenreich war ohnehin gefallen. Für die Zugehörigkeit zu diesen Institutionen ist der Glaube entscheidend, denn nach christlichem Verständnis, verbindet der Glaube mit der höchsten Macht, mit Gott. Allein so lassen sich die menschlichen Unzulänglichkeiten kompensieren. Der Glaube erhöht die Macht des Einzelnen, gewissermassen als wäre er durch einen in der Folge des Glaubens erhaltenen Kredit (*creditum*) Gottes zu einem Reichen und Mächtigen geworden.

Was wir bei Cassiodor finden, steht nicht allein da. Es zeigt sich bei weiteren grossen Intellektuellen der Zeit. Die Neuordnung und Neukanonisierung der Bücher, Bibliotheken und des Wissens unter christlichen Vorzeichen angesichts der zeitgeschichtlichen Entwicklungen geschah dabei unter Anwendung von Theologie, christlicher Rhetorik und christlicher Hermeneutik, wie sie die Kirchenväter und unter ihnen vor allem Augustin dargelegt hatten. Eine fundamentale Rolle spielten ebenso die Regeln des korrekten Umganges mit Sprache, wie sie die Grammatiker vermittelten.

Die neuen verbindlich werdenden Formen des Umganges mit dem Erbe wurden innovativ mit Herrschaft verbunden. Sakrale Vorstellungen und Politik gingen Hand in Hand. Solche Phänomene könnten auch beim Umgang mit dem Talmud und dem Koran verfolgt werden.

Im Merowingerreich hat Gregor von Tours die Tradition der antiken Geschichtsschreibung in den Dienst von Kirche und Merowingerkönigen gestellt. Seine Werke sind tief von Geschichtstheologie geprägt. Gott wirke in der Geschichte. Zu sehen ist das in der Kraft des Heiligen und der Heiligen. Sie zeigt sich in Kirche und Staat, wenn auch nicht alleine, denn das Böse ist immer auch da. Gregor hat mit unermüdlicher Energie das Leben von Heiligen geschildert. In seinen *Zehn Büchern Geschichten* stellt er die Geschichte der Welt von ihrer Schöpfung an bis in die Gegenwart dar. Besonders wichtig sind die Bischöfe. Im letzten Buch seines Werkes bietet er die Liste der Bischöfe von Tours, denen er selbst auch angehört, so wie vor ihm der heilige Martin. Die Kirche ist verstanden als eschatologische Einrichtung, geschaffen von Christus und Symbol seiner Person, repräsentiert durch Bischöfe, vollkommen als Körper Christi und als Gemeinschaft der Heiligen und vollends vollkommen dann am Ende aller Zeiten, denn der Kampf zwischen Gut und Böse in der Gegenwart ist auch in der Kirche als weltlicher Einrichtung zu finden. Gregor wünscht sich, dass seine Werke dieser wahren Kirche zugutekommen. Deshalb sollen sie auch unverändert überliefert werden. Seine Schlussbetrachtungen seiner *Zehn Büchern Geschichten* halten in einem grossen Bogen seine Geschichtsauffassungen noch einmal fest: Ein Blick auf 5792 Jahre von Adam und Eva bis hin zu seinem Episkopat im fünften Jahr des Pontifikats Papstes Gregors des Grossen in Rom, im einunddreissigsten der Regierungszeit König Gunthrams beziehungsweise im neunzehnten derjenigen des Königs Childebert II.

Auch Papst Gregor der Grosse legte immer wieder ähnliche geschichtsphilosophische Deutungen vor. Die Bedrohungen der Stadt Rom und der alten Einrichtungen, der römisch-christlichen Kultur, ja ihr Untergang, so des Senats, sind ihm Zeichen der Endzeit. Langobarden und Byzantiner im zerrissenen Italien vermochten keine wirkliche Friedensordnung zu schaffen. So kümmerte sich Gregor als Bischof von Rom und Papst selbst sogar um die militärische Verteidigung Roms. Er suchte indes immer wieder den Kontakt zu den Langobarden, zum byzantinischen Kaiser und zu weiteren germanischen Königen. Insbesondere in der Auslegung der Bibel, so in seinen die Bücher Hiob und Ezechiel auslegenden Kommentaren und Predigten, hat er seine Einschätzungen der Zeitverhältnisse ausgeführt. Diese werden indes auch in seinen Gesprächen über Heilige, in den *Dialogi*, deutlich. Zugleich findet sich dort und überhaupt immer wieder die Gewissheit auf das

Wirken Gottes, die Kraft des Heiligen und der Heiligen, *virtus*, die sich in Wundern zu zeigen vermag und Menschen immer wieder hilft.

Gregor hat sein Wirken als Papst mit einer Pastoralregel und mit seinen zahlreichen Briefen (*Registrum epistolarum*) ausgezeichnet dokumentiert. Die Begründungen für sein Wirken sind Begründungen pastoralen Wirkens. Im Dienste des Christentums handelt er mit einer *humanitas*, welche christlich verstanden ist. Sie dient der Herstellung von Frieden und Gerechtigkeit schon im Diesseits. So ermahnt Gregor Langobarden, Byzantiner und Bischöfe und kümmert sich um die Missionierung Britanniens.

Ein Meister der Auslegung des kulturellen Erbes, wie es im Imperium Romanum geformt worden war, findet sich im Westgotenreich: Isidor von Sevilla. Er ragt als Universalgelehrter heraus, insbesondere durch seine Kenntnis der Sprache und als Lehrer einer Lexikographie, die als Sachkunde Worterklärungen und Bibelhermeneutik verknüpft. Isidor war Bischof in Sevilla. Im Bischofsamt gab er sich zugleich der Gelehrsamkeit hin, genauso wie sein Vorgänger, sein Bruder und viele Bischöfe vor ihm.

Isidor verfasste eine Enzyklopädie. Er widmete sie dem Westgotenkönig Sisebut: *Domino et filio Sisebuto Isidorus. En tibi, sicus pollicitus sum, misi opus de origine quarundam rerum ex veteris lectionis recordatione collectum atque ita in quibusdam locis adnotatum, sicut extat conscriptum stilo maiorum.*  
*Siehe, ich habe Dir, wie versprochen, das Werk über den Ursprung verschiedener Dinge geschickt, aus der Lektüre der alten Autoren in der Erinnerung gesammelt und so nach Themen gegliedert, wie es, mit dem Griffel der Vorfahren niedergeschrieben, erhalten ist.*

In der Enzyklopädie widmet sich Buch VII „Gott, den Engeln und den Heiligen“. Die Konzepte der Heiligkeit haben sich verändert. Besonders wichtig waren Märtyrer. Doch auch die Vorstellungen vom Martyrium haben sich entwickelt. Im 7. Jahrhundert zählte die Bewährung im Leben zum Inhalt des Begriffs. Das erwartete man auch von Zeitgenossen. Diese konnten sich durch den Ruf der Heiligkeit Autorität verschaffen.

Sisebut wendete das Konzept der Heiligkeit an und betrieb damit Politik. Er kritisierte das merowingische Königshaus, Brunichild, welche den Bischof Desiderius beseitigt hatte.

An den Kirchenversammlungen wie früher im Senat kamen die neuen Standards zur Geltung. Die Standards für Häresie wurden auch verstärkt. Isidor will nicht, dass Mönche häretische Bücher lesen. Die "richtigen" Glaubensbekenntnisse waren wichtig.

Für "richtigen" Glauben wichtig war auch die Computistik. Kalenderberechnungen sind ja für den Alltag unerlässlich. Der aus Irland auf das Festland gereiste Mönch Columban stritt

um den Ostertermin. Er wandte sich an den Papst, sah in ihm einen Garanten des Glaubens in einem "sinkenden Europa", das durch politische und theologische Streitigkeiten, wie dem Dreikapitelstreit, erschüttert wurde. Zuflucht erhoffte Columban sich in streng geführten Klöstern.

Der angelsächsische Mönch und Gelehrte Beda (672/73–735) machte sich gleichfalls bei der Computistik verdient. Er schrieb auch eine Kirchengeschichte des englischen Volkes. Der Name Bedas wurde zum Inbegriff der northumbrischen Kultur, die irisches Christentum, angelsächsische Tradition und vom Kontinent kommendes römisches Christentum vereint. Beda orientierte sich an der Eschatologie. Auch für ihn sind Geschichtsdenken und Geschichtsdeutung mit den vor allem durch Augustin entwickelten geschichtstheologischen und geschichtsphilosophischen Deutungsmustern engstens verknüpft.

### **b Paulus Diaconus und die Langobarden**

Doch schauen wir wieder auf das Festland. In Wahrheit ist dort eine Vielfalt, die sich nicht angemessen behandelt lässt. Das zeigt sich auch bei den Langobarden. Sie gelten als wild, häretisch, und sind doch katholisch, und auch bei ihnen gibt es sogenannte Antikerennaissance. Nachdem Justinian Italien wieder erobert hatte, waren antike Strukturen zerstört, denn es gab das Ostgotenreich nicht mehr. Hinzu kamen die Pestwellen. Die Langobarden waren viel weiter von römischen Traditionen entfernt. Sie waren ja keine Förderaten und Soldaten Roms gewesen. Sie kamen aus Skandinavien und siedelten in Pannonien. Sie wohnten in Grubenhäusern. Während des Frühjahrs 568 versammelte sie König Alboin. Sein gesamtes Herr setzte sich Richtung Italien in Bewegung. Die dazugehörigen Frauen, Kinder und das Gesinde nahmen die Reise in Familienverbänden in Angriff. Das Land, in dem die Langobarden vier Jahrzehnte gelebt hatten, überliess Alboin den Hunnen.

In jenen Jahren war der Dichter Venantius Fortunatus aus Angst vor den Langobarden von Ravenna und Norditalien an den Hof der Merowinger nach Metz geflohen. Fortan verfasste er seine Werke in Gallien, nicht zuletzt im Kloster seiner Freundin Radegunde. Die Langobarden drangen freilich auch nach Gallien vor. Gregor von Tours berichtet von diesen Vorgängen. Unter anderem erzählt er, wie der Rekluse Hospitius, den Einbruch der Langobarden in Gallien 574 voraussagte. Gregor überliefert mit den Aussagen des übrigen als recht eigenartig charakterisierten Reklusen ein krass ungünstiges Bild der Langobarden als schlimme Barbaren.

Noch schwärzer zeichnet Gregor der Grosse die Langobarden. Ihre Schwerter symbolisieren ihm das Nahen des Weltuntergangs. Feinde schlechthin, Heiden, Anhänger der

Irrlehre des Arianismus und Barbaren seien sie. Allerdings hat Gregor gleichwohl zu den Langobarden gefunden. Langobarden sind zum Teil auch orthodoxe Katholiken geworden.

Die wichtigste Quelle zur Geschichte der Langobarden ist die *Historia Langobardorum* des Paulus Diaconus. Seine Familie migrierte ins Friaul. Paulus Diaconus erzählt selbst, wie sein Ururgrossvater im Frühjahr 568 mit den langobardischen Einwanderern dort ankam und zu den ersten Siedlern gehörte (4, 37). König war damals wie erwähnt Alboin, der freilich von seinem Schildträger schon früh ermordet wurde.

Dahinter stand seine zweite Frau Rosamunde, die Tochter eines Gepidenkönigs, den Alboin umgebracht hatte und dessen Schädel er als Reliquie aufbewahrte. Alboin forderte Rosamunde auf, aus ihm zu trinken (2, 28). Rosamunde empörte sich so sehr, dass sie für das Ende Alboins sorgte. Sie fand Hilfe bei einem Teil der Langobarden, bei ihren Gepiden sowie den Byzantinern. Doch letztlich hielten die Langobarden zu Alboin. Rosamunde kam um.

Die Langobarden in Italien gliederten ihr Reich in mehrere Herzogtümer. Der Nordteil des Reiches, die *Langobardia maior*, war vom Südteil, der *Langobardia minor*, getrennt. Dazwischen lagen byzantinische Gebiete, das Exarchat von Ravenna und der Dukat von Rom.

Paulus Diaconus kam früh an den Hof des Königs Ratchis. Dort erhielt er seine Ausbildung. Ratchis war zuvor wie bereits sein Vater Herzog in Friaul gewesen. An seinem Hof in Pavia sah er denn auch das makabre Requisite des Schädels des Vaters der Rosamunde. Ratchis zeigte es an einem Festtag seinen Gästen. Für den frommen Ratchis waren freilich Reliquien Heiliger noch wichtiger. Vorübergehend war er auch Mönch im Kloster Monte Cassino. Sein Leben beendete er gleichfalls in diesem Kloster.

Paulus Diaconus wurde wohl noch in Pavia Diakon und später Priester. Er übte auch das Amt eines *notarius* am Hof unter König Desiderius aus. Vor allem pflegte er enge Kontakte mit der Tochter des Desiderius, Adelperga, welche mit dem Herzog von Benevent verheiratet war. Er zog denn auch an den Hof nach Benevent und wurde Erzieher und Berater Adelpergas.

Für ihr Geschichtsstudium empfahl er ihr Eutrop. Adelperga fand Eutrop allerdings sehr trocken und verkürzt. Vor allem störte es sie auch, dass er Heide gewesen sei.

Für Adelperga schrieb Paulus wiederholt, so eine Römische Geschichte, welche Ergänzungen im Sinne der Fürstin bot und ausserordentlich breit rezipiert wurde.

*Da du nach dem Vorbild Deines Gatten wissenschaftliche Studien treibst und Dich auch mit weltlicher Geschichte und der des Reiches Gottes beschäftigst, so habe ich Dir den Eutrop als Lektüre überreicht. Das, was Dir beim Durchstudieren missfiel, habe ich beseitigt, indem ich die Geschichte erweiterte und Zusätze aus der heiligen*



*Schrift anfügte. Ich begann die geschichtliche Darstellung ein wenig früher und fügte zu der nur bis Valens reichenden Schilderung noch sechs Bücher bis zur Zeit Justinians. Wenn es Euer Wunsch ist und ich am Leben bleibe, will ich die Geschichte bis auf unsere Zeit fortsetzen.*

Als die Franken das Langobardenreich 774 endgültig eroberten, schleppten die Franken auch seinen Bruder ab. Paulus reiste an den Hof Karls des Grossen in Aachen, um die Freilassung zu erreichen. Er trug dem Kaiser auch weitere Anliegen vor. Karl hatte ein ausgesprochenes Interesse, den Intellektuellen für sich zu gewinnen. Paulus arbeitete denn auch für Karl. So verfasste er Nachrufe auf Hildegard und ihr bald nach der Geburt verstorbenes Töchterchen, und auf Initiative des Erzkaplans Angilram, der zugleich Bischof von Metz war, die *Gesta episcoporum Mettensium*, in denen auch Arnulf als Stammvater der Karolinger gewürdigt wird.

Danach kehrte er nach Italien zurück und lebte auf Monte Cassino. Karl der Grosse besuchte ihn dort.

Die *Historia Langobardorum* behandelt die Geschichte der Langobarden von den mythischen Anfängen über den Zug nach Italien bis zum Tode König Luitprands im Jahr 744 aus langobardischer Sicht.

Die Langobarden, so viel wird klar, werden zu einem Staatsvolk mit Kultur. Einmal hatten sie Monte Cassino zerstört. Doch nun setzte ihnen Paulus von eben diesem Kloster aus den Langobarden ein Denkmal. Er berichtet in seinem Werk auch von den Bauten der langobardischen Könige.

Dazu passen denn auch die archäologischen Zeugnisse aus der Zeit. Die Langobarden bedienten sich der repräsentativen Architektursprache Roms. So finden wir antikisierenden Bauschmuck in der Kirche Santa Maria in Valle in Cividale, die unter dem Namen *tempietto longobardo* bekannt ist. Der Clitumnus-Tempel bei Spoleto zeigt eine Bauform, die an einen antiken Antentempel angelehnt ist. Die korinthischen Kapitelle und Pfeilerkapitelle sind vermutlich flavische oder traianische Versatzstücke, doch gibt es auch neue Bauglieder, die der Antike nachempfunden sind.

### **c Reiche des Glaubens – der Islam**

Die Reiche, in denen katholisches auf ein wiedererstandenes Rom ausgerichtetes Christentum, politische Systeme und Gesellschaft so eng verbunden lagen, standen nicht allein: In Osten soll Herakleios, so eine Geschichtslegende, sich zum Islam konvertiert haben, zur Lehre Mohammeds als Prophet Gottes, mit dem er Austausch gehabt haben soll. In seiner Heimatstadt Mekka hatte Mohammed sie verkündet. Er stiess auf Widerstand. So musste er

Mekka verlassen und zog nach Medina. Islam ist Ergebung in den Willen Gottes. Wie der Prophet sind alle Menschen Werkzeuge Gottes. Das Schicksal ist vorausbestimmt. Überall entstanden islamische Reiche. Der Koran legitimierte seine Ausbreitung. Christus wurde integriert.

Die fünf Säulen boten Orientierung. 1. Das Glaubensbekenntnis: „Es gibt keinen Gott ausser Allah, und Mohammed ist der Gesandte Allahs.“ 2. Das fünfmal täglich zu verrichtende Gebet, das aus vorgeschriebenen Formen besteht, die bei wechselnder Körperhaltung gesprochen werden; die Gebetszeiten gibt der Gebetsrufer (Muezzin) vom Minarett (Menara – Leuchtturm) aus bekannt. 3. Das Almosen, ursprünglich eine freiwillige Spende zugunsten der Armen, später in eine Kopfsteuer umgewandelt. 4. Das Fasten, das heisst Verzicht auf Speise und Trank während des ganzen Monats Ramadan täglich vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne. 5. Die Pilgerfahrt nach Mekka, die wenigstens einmal im Leben ausgeführt werden soll. Hinzu kam die Scharia. Der Koran war auch ein Rechtsbuch. Die Interpretationen dieses Rechts machen die Scharia aus.

Der eigentliche Siegeszug des Islam begann mit den Erfolgen der arabischen Heere des Kalifen Omar. Die Oströmer verloren Syrien, Palästina und Ägypten. In einer einzigen Schlacht brach das Sassanidenreich zusammen. Über Persien hinaus stiessen die Araber durch Afghanistan nach Indien, Ostturkestan und Tibet vor. Afrika fiel unter den Omayyaden in arabische Hände. Der Feldherr Tarik setzte über die Meerenge bei Gibraltar auf die iberische Halbinsel und eroberte 711 das Westgotenreich. Erst bei Tours und Poitiers stoppte im Jahre 732 der fränkische Hausmeier Karl Martell die arabische Expansion.

### **d Karl der Grosse und die Karolingische Renaissance**

Karl Martell war ein fränkischer Hausmeier. Die Hausmeier waren schon lange mächtiger als die merowingischen Könige geworden. Karl Martell stammte aus der Familie der Arnulfinger und Pippiniden aus dem Maas-Mosel-Raum. Wenige Jahre nach dem Tode Karl Martells wurde 751 sein Sohn Pippin (der Jüngere), der seinerseits zunächst Hausmeier war, König der Franken. Sein Bruder Karlmann ging ins Kloster. Papst Zacharias unterstützte ihn.

751 eroberten die Langobarden Ravenna und vertrieben den Exarchen. Papst Stephan II. suchte nun die Unterstützung der Franken.

Sein Sohn Karl wiederum wurde noch erfolgreicher. Zusammen mit seinem Vater und seinem Bruder Karlmann war er 754, damals noch erst siebenjährig, von Papst Stephan II. in der Abtei Saint-Denis zum König gesalbt und zum *patricius Romanorum* ernannt worden. 768 traten die beiden die Nachfolge ihres Vaters in zwei geteilten Reichen an. Karl rivalisierte mit Karlmann, der 771 überraschend starb. Karl übernahm seinen Reichsteil.

Ihm gelang in zahlreichen Kriegen die Unterwerfung eines riesigen Raumes. Bereits nach der Eroberung des Langobardenreiches verglich man sein Reich zunehmend mit dem Imperium Romanum. Er erneuerte damals in Rom die Pippinische Schenkung und übernahm als *patricius Romanorum* die Schutzherrschaft über den Kirchenstaat. Fast gleichzeitig führte er Feldzüge auf der Iberischen Halbinsel gegen die Araber. Der erste verlief erfolglos, und auf dem Rückzug wurde die Nachhut von den christlichen Basken vernichtend geschlagen. Dieses Ereignis hat im Rolandslied ein Echo gefunden. Bis 795 gelang es Karl, mit der Spanischen Mark einen Sicherheitsgürtel südlich der Pyrenäen anzulegen. Über gut drei Jahrzehnte dauerte der Kampf gegen die Sachsen. 788 setzte Karl den Bayernherzog Tassilo III., ab und gliederte das Stammesherzogtum Bayern fest in das fränkische Reich ein. Danach bekriegte er erfolgreich die Avaren in der Pannonischen Tiefebene und richtete dort die Avarische Mark ein. Wie schon die vorangegangenen Kriege sah sich Karl als Kämpfer für die Christianisierung. Im Norden endete ein Zug gegen die Dänen mit der Schaffung der Dänischen Mark.

Gegen innen festigte Karl sein Reich mit Hilfe der Kirche, der Einrichtung von Gauen und *civitates*, an deren Spitze er Grafen stellte. Er berief Reichsversammlungen ein und erliess reichsweite Rechtsbestimmungen in Form von Kapitularien erlassen. Königsboten (*missi*) machten die Regelungen bekannt und kontrollierten sie.

Wie schon bei den Merowingern und im Langobardenreich behielten Hof und Residenzen eine zentrale Funktion. Hier versammelte Karl seine Intellektuellen. Diese orientierten sich an der grossen römischen Vergangenheit und dem christlich-römischen Erbe aus dem Altertum, wie es in den Bibliotheken überliefert wurde.

Einer unter ihnen ist Einhard. Er stellte Karl so dar, wie man die römischen Kaiser dargestellt hatte. Sueton war sein Muster. Er konnte dies tun, weil er am Hof Karls ausgebildet worden war. Dabei mass er sich an der Bildung, an den Alten. In der Einleitung zitiert er ein Wort Ciceros aus den Tuskulanen, das die Wichtigkeit guter Formulierungen heraushebt.

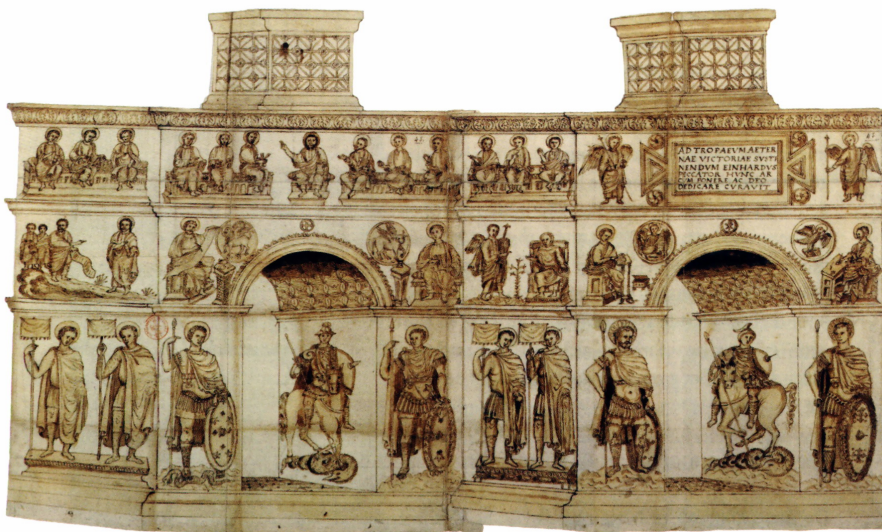
Die Orientierung an den Taten des Altertums zeigt sich auch an einem Fuss für einen Kreuzständer, den man später in Zweitverwendung als Reliquiar benutzte und den Einhard für St. Servatius in Maastricht stiftete, wo er seit 820 Laienabt war. Wir kennen diesen Fuss aus einem Stich des 17. Jahrhunderts, der in den späten 40er Jahren des 20. Jahrhunderts in der *Bibliothèque nationale de France* gefunden wurde (BnF ms. Fr. 10440, fol. 45 r.). Der Fuss ist vermutlich in Aachen entstanden und hat die Form eines römischen Ehrenbogens. Er trägt

in einer Tabula ansata die wohl mit Anklängen an den Sieg Constantins an der Milivischen Brücke formulierte Widmungsinschrift:

*Ad tropaeum aeternae victoriae sustinendum Einhardus peccator hunc arcum  
ponere ac Deo dedicare curavit.*

*Damit er das das Denkmal des ewigen Sieges trage, liess Einhard der Sünder diesen  
Bogen aufstellen und Gott widmen.*

An allen vier Seiten und im Durchgang finden sich figürliche Darstellungen, darunter Kriegerheilige mit Schild und Speer beziehungsweise Feldzeichen tragende Soldaten sowie gerüstete Reiter. Die Darstellung der Krieger erinnert an mittelalterliche und dann auch neuzeitliche Darstellungen des Mauritius, des Kommandanten der Thebäischen Legion. Sie nehmen die spätrömische Ikonographie von Soldaten beziehungsweise des siegreichen Kaisers in militärischer Tracht auf. Auch die Reiter erinnern an siegreiche römische Kaiser, so etwa an Darstellungen Constantins als Barbarensieger auf Münzen. Qualitätsvolle Diptychen, wie sie beliebt waren und für neue Zwecke benutzt wurden, oder auch die Mosaiken in Ravenna zeigen gleichfalls Entsprechendes.



Auch für Karl war die grosse römische Vergangenheit wichtig. Latein habe er wie seine eigene Sprache benutzt, rühmt ihn Einhard. Dennoch sorgte Karl dafür, dass die Monate fränkisch, und nicht wie bisher lateinisch benannt wurden. Einhard berichtet von ihm, beim Essen habe er sich gerne vorlesen lassen. Dabei seien geschichtliche Werke und die Taten der Alten vorgetragen worden. Karl habe auch gerne die Werke des heiligen Augustinus gehört, besonders *De civitate Dei*.

Karl liebte nicht zuletzt ein architektonische Ambiente, in dem an die römischen Meisterwerke erinnert wurde und in dem man Spolien verwende. Zahlreiche Bauten zur

Zierde und zum Nutzen des Reiches habe er begonnen und einige von ihnen auch vollendet, lobt Einhard. Er hebt davon Aachen und die dortige Marienkirche heraus.

Aachen wurde ab 794 Hauptresidenz. Es sei ein „zweites Rom“, schreibt der Dichter des Hexameterpos *De Karolo rege et Leone papa*. Dabei lässt er sich stark von Vergil und dessen Schilderung vom Bau Karthagos inspirieren, dem Bau der Hauptstadt der grossen punischen Konkurrenzmacht Roms. Das Epos handelt im übrigen zur Hauptsache vom Zusammenkommen Karls mit Papst Leo in Rom. Erhalten ist allein ein Fragment in einer einzigen Handschrift, die in St. Gallen entstanden ist und in der Zentralbibliothek Zürich (Ms 78) aufbewahrt wird. Das Epos rühmt Karl in der Tradition klassischer Herrscherpanegyrik. So erscheint er unter anderem als „Vater Europas“, der mit Papst Leo, dem „obersten Hirten auf Erden“, zusammenkomme.

In den Urkunden führte Karl den Titel:

*Karolus serenissimus augustus a Deo coronatus magnus pacificus **imperator Romanorum gubernans imperium**, qui et per misericordiam Dei rex Francorum atque Langobardorum.*

*Karl, allergnädigster, erhabener, von Gott gekrönter, grosser, Friede bringender Kaiser, der das Römische Reich regiert, durch Gottes Barmherzigkeit auch König der Franken und Langobarden.*

Kernstück ist der Kaiser, der das Reich der Römer regiert. Karl knüpfte an die römische Herrschaft an, erneuerte das Reich der Römer im Westen, war ein *princeps* wie Augustus. In seinem Testament sorgte er für die Erhaltung seines Erbes. Zentral war die Kapelle am Hof. Ängstlich sorgten die Intellektuellen für die Erhaltung der Erinnerung an ihn. Allmählich wurde er zum Heiligen, trotz all seiner Sünden; ein *sex maniac* sei er gewesen, und auch dabei in vielem dem grossen König David ähnlich.

### ***Im Banne des Herrschers und Heiligen***

Karl hatte Rom gebraucht. Doch Rom brauchte auch Karl. So wurde er in Rom vom Papst zum Kaiser gekrönt. Auch das schildert Einhard. Nun wurde Karl zum Schutzherr der Kirche. Mehr und mehr stellte man sich den sündigen Herrscher als Heiligen vor, so insbesondere im Gebiet der heutigen Schweiz, diesem Raum zwischen Deutschland und Italien, den Karl wiederholt durchquerte. In Zürich habe er die Heiligen Felix und Regula aufgefunden und das Grossmünster gegründet. Das Kloster Münstair gehe auf ihn zurück. Bis heute findet man dort eine eindrucksvolle Karlsstatue.

Im Wallis förderte Karl die Bischofsherrschaft. Die von Legenden überwucherte Erinnerung daran hat zweifellos diesen historischen Hintergrund. Es ist plausibel, dass Karl

dem Bischof weltliche Rechte übertrug, besass dieser Raum doch bei jedem Alpenübergang zentrale Bedeutung. Altheus (786/88–796/98) war Abt von Saint-Maurice d'Agaune und Bischof von Sitten. In seiner Zeit besuchte Karl der Grosse Saint-Maurice d'Agaune, und Altheus begleitete Karl nach Rom. Ein Reliquiar im Kathedralschatz, das heute im Historischen Museum in der Valeriaburg zu sehen ist, hält die Erinnerung an Karl lebendig. In dieser Zeit wurde die Basilika Saint-Théodule in Sitten umgestaltet. Ihr Patron Theodor, der mit Theodul gleich gesetzt wird, war der erste Bischof in diesem Gebiet. Er hatte den Kult der Thebäischen Legion begründet, dessen Kommandant zu einem der wichtigsten Reichsheiligen aufstieg.

Auch im Kloster St. Gallen ist die Erinnerung an Karl wichtig geblieben. Notker verfasste dort eine Karlsvita.

### e Altertum und Mittelalter

Auf vielfältige Art und Weise bleibt das Altertum im Mittelalter lebendig. Die antiken Mauern in den Städten sind weiter benutzt worden. Man hat sich für bedeutende Inschriften interessiert. Manche von ihnen sind umplatziert worden, damit man sie besser lesen konnte.

Von grosser Bedeutung sind Bibliotheken. Zahlreiche Themenbereiche sind mit ihrer Hilfe befruchtet worden: Enzyklopädien, Geschichtsdarstellungen, Medizin, Theologie, Literatur. Als wertvollste Bücher galten Bibeln. Wichtig waren liturgische Bücher. An jedem Tag erinnerte man sich an Heilige. Die Leben der Heiligen helfen ja beim Verständnis der Bibel. Heilige haben vorgelebt und gezeigt, wie Menschen Christus folgen. Sie wirken deshalb als Vermittler zu Gott, können bei Gott Fürsprache für Menschen einlegen, sind Patroninnen und Patrone.

Wie sahen die gelehrten Grundlagen für den Kult der Heiligen in St. Gallen aus? In welchem Zusammenhang stehen sie? Klosterbibliotheken folgen Aufbaumustern, die sich noch in spätrömischer Zeit entwickelt haben und an denen man sich teilweise orientierte, obschon sie ständig verändert wurden.

Codex Sangallensis 588 aus dem 9. Jahrhundert enthält das zweite Buch der *Institutiones* Cassiodors (um 485–580) mit einer Übersicht über die *artes liberales*. Das Gesamtwerk mit dem ersten Buch zu den geistlichen Wissenschaften ist im Codex Sangallensis 199 aus dem 3. Viertel des 9. Jahrhundert erhalten. Die wichtigsten Bücher im *Vivarium*, dem von ihm auf seinen ererbten Gütern gegründeten Kloster im Süden Italiens (Squillace, Kalabrien), in das er sich nach dem Zusammenbruch des Ostgotenreiches zurückgezogen hatte, so Cassiodor, enthalten die Psalmen und die Bibel. Danach kommen die Werke von Autoren, welche diese Werke erklären. Diese Autoren gelten als Heilige (*sancti*);

so Ambrosius, Augustinus, Hieronymus und eine Reihe griechischer Kirchenväter. Hagiographie als eigene Literaturgattung fehlt. Der Begriff „Hagiographie“ hatte damals noch eine andere Bedeutung und wurde für die Bezeichnung einer Reihe alttestamentlicher Schriften verwendet. Dennoch gibt es in der Bibliothek des *Vivarium* Texte mit Legenden, so die *Kirchengeschichte* des Eusebius von Caesarea.

Als Gallus nach St. Gallen kam und dort seine Eremitenzelle einrichtete, der Anfang des späteren Klosters, hatte er eine Bibel bei sich. Doch Heilige waren ihm gleichfalls wichtig. Er trug Reliquien von Heiligen bei sich, nämlich von Desiderius, Maria und Mauritius. In Bregenz kümmerte er sich zusammen mit Columban um den Kult der heiligen Jungfrau Aurelia.

Mehr über Bücher in St. Gallen erfahren wir erst aus der Zeit ab Mitte des 8. Jahrhunderts. Das *Breviarium librorum* im Codex Sangallensis 728 ist der älteste Bibliothekskatalog. Über 400 Titel sind in ihm verzeichnet, darunter zahlreiche Heiligenlegenden. Hagiographie blühte. Unter den zu Beginn des Katalogs eigens verzeichneten Werken, welche in irischer Sprache geschrieben sind, finden sich unter anderem eine *vita* des Hilarius von Poitiers, eine *passio* des Marcellinus und des Petrus und eine *inventio Stephani*. Zu den darauf folgenden lateinischen Werke zählen berühmte hagiographische Werke des Hieronymus, Gregors von Tours und Gregors des Grossen.

Gut vertreten ist auch der Angelsachse Beda Venerabilis (geb. ca. 672/73–735) aus dem Kloster Wearmouth in Northumbria. Beda war Benediktiner, Theologe und ein äusserst fruchtbarer Gelehrter und Schriftsteller. Als Hagiograph verfasste er unter anderem in Hexametern eine Lebensbeschreibung des heiligen Cuthbert. Der Mönch und Bischof Cuthbert galt als ein besonders wundermächtiger Heiliger (Cod. Sang. 263: Beda, *De miraculis S. Cuthberti*), eine Art zweiter Martin. Beda verdanken wir auch ein wichtiges Martyrologium, von dem auch eine wichtige Handschrift in St. Gallen erhalten ist (Cod. Sang. 451), die allerdings nur die Heiligenfeste bis zum 25. Juli verzeichnet. Sie ist im *Breviarium librorum* verzeichnet.

Es war die grosse Zeit der Martyrologien. Notker Balbulus hat ein Martyrologium in St. Gallen verfasst. Damals entstand auch die Gepflogenheit, aus den Martyrologien zur Prim zu lesen. Die Prim ist die erste Stunde des Stundengebets um 6 Uhr, eine der „kleinen Horen“ (6, 9, 12 und 15 Uhr), die indes wieder abgeschafft wurde. Zuerst wurde drei Psalmen gelesen, dann ein kurzer Text aus der Schrift. Nach einem Responsorium und einer abschliessenden Oration (Gebet) folgte die Lesung aus dem Martyrologium. Martyrologien sind hier nicht nur Kalender, sondern auch liturgische Bücher. Auf der Reichenau hat später



Hermannus Contractus (Hermann der Lahme) im 11. Jahrhundert ein Martyrologium verfasst. Im *Breviarium librorum* seien zu guter Letzt noch die für die Hagiographie einschlägigen Überschriften *De vita sanctorum patrum* (Leben heiliger Väter) sowie *De virtutibus seu passionibus sanctorum* (Wunder und Martyrien Heiliger) hervorgehoben. Sie gelten charakteristischen hagiographischen Gattungen.

Codex Sangallensis 566 ist ein Codex mit hagiographischen Texten mit einem um 900 angelegten Kalender, in den man hinter den Tagesbezeichnungen eingetragen hat, in was für Bänden die Legenden zu finden sind. Dabei hat man verschiedene Passionarien unterschieden, so ein *passionarius maior*, ein *passionarius minor* und so weiter. Der Codex enthält zahlreiche hagiographische Texte des 10.–14. Jahrhunderts. Im 15. Jahrhundert ist auf den vorderen Deckel geschrieben worden: *legende quam plurimorum sanctorum* (Legenden recht vieler Heiliger). Im 9. oder 10. Jahrhundert, als man den Kalender anlegte, wollte man die Legenden ganz bewusst, wie die Einleitung festhält, den entsprechenden Daten für ihr Fest zuordnen.

Hagiographie ist zunehmend wichtiger geworden. Als man seit ausgehenden 15. Jahrhundert die Bibliothek neu ordnete, gab man hagiographischen Texten einen eigenen Platz. *Passionalia sanctorum* lautet der entsprechende Eintrag im Katalog von 1461 (Handschrift 1399 – fehlt in den e-codices).

Die Schätze der Bibliothek haben es ermöglicht, das Kaleidoskop des Erzählens von Heiligen, wenn man so sagen darf, immer wieder zu drehen und so die Lesungen frisch zu gestalten. Heiligenlegenden hatten auch unschöne Wirkungen und förderten eigentlichen Aberglauben. Man begann denn auch an den Heiligen zu zweifeln, ähnlich wie es schon der Manichäer Faustus im Gespräch mit Augustin getan hatte, sah in ihnen Götzen und begann unsägliche Kulte mit magischen Praktiken zu kritisieren und zu verspotten. Boccaccio machte sie über falsche Frömmigkeit, falsche Heilige und Hypokrisie lustig, Erasmus ebenso.

## f Neue Entwicklungen

Alles veränderte sich mit den Fortschritten der Wirtschaft, der Entwicklung der Städte und den dazu gehörigen Lebensweisen. Frische Vorbilder für Schreiben, Lesen und Reden entstanden. Notare hielten Texte fest, deren Autorität faktisch grösser war als die Bibel. Eine neue Literatur entstand. In den *Chansons de geste* wurden Kriege und Heldentaten beschrieben. Die Troiaromane befassten sich mit einem uralten Stoff, den Epen Homers und ihrer Rezeption in Rom, das sich ja von der Geschichte Troias herleitete. Die Troiatthematik spiegelt zugleich Themen der Gegenwart, das Interesse für das Phänomen Stadt und die



Spannungen zwischen Ost und West, wie sie in den Kreuzzügen, den Kriegen mit den Osmanen und dem Schicksal von Byzanz zeigen.

Das, was als Renaissance bezeichnet wird, kündigt sich an, man spricht auch von einer Renaissance schon des 12. Jahrhunderts oder einer byzantinischen Renaissance in dieser Zeit vor der Einnahme Konstantinopels durch die Kreuzfahrer 1204 und dann dem Fall der Stadt 1453, der freilich durch das Exil zahlreicher Griechen dann der westlichen Renaissance wichtige Anstösse gab.

Die Gestalt Dantes steht unter anderem für den Beginn von Renaissance und Humanismus. Dante Alighieri (1265–1321), Politiker, Diplomat, Gelehrter und grosser Dichter, der seine aufblühende, aber politisch und gesellschaftlich zerrissene Heimatstadt aufgrund seiner Verbannung und des Todesurteils gegen ihn und seine Familie verlassen musste und von 1304 an bis zu seinem Tode im Exil lebte, galt Machiavelli als ein Verräter, für Italiener um 1800 war er eine Symbolfigur für einen erträumten Wiederaufstieg, für die Konservativen nach Napoleon ein Seher. In Dantes Werk spiegelt sich sein Leben, die damalige Welt und ihr Wissen, Grundthemen der Menschheit, politische Theorie (seine Sympathie für das Kaisertum) sowie eine meisterhafte Auseinandersetzung mit dem Erbe des griechisch-römischen Altertums. Unter Leitung Vergils steigt Dante hinab in die Unterwelt, wo er unter anderem Aristoteles, Cäsar, Homer und im tiefsten Höllenkreis die drei grössten Verräter Judas, Brutus und Cassius (die Cäsarmörder) trifft, wandert über die Terrassen des Läuterungsberges immer höher empor, muss sich dann von Vergil trennen und steigt dann, nachdem ihm bei Sonnenuntergang seine geliebte Beatrice erschienen ist, ihm seine irdischen Sünden vorgehalten hat, mit Flügeln, die er erhalten hat durch die Himmel. Im Feuerhimmel kann er durch die Gnade der Gottesmutter Maria in das Licht Gottes eintreten und das Geheimnis der Dreifaltigkeit erfühlen. Ein Blitz der Erkenntnis trifft ihn. Seine geistige und geistliche Heilung ist damit vollendet. Noch immer lebt er und kehrt deshalb auf die Erde zurück. In seinem Werk hat er die ganze Welt und ihre Geschichte bis zur Gegenwart beschrieben. Dargestellt sind berühmte Liebende, Heilige, Verbrecher, fromme und böse Herrscher, Päpste, gerade auch schlechte, welche kirchliche Würden gegen Geld verkauften, der Habgier verfielen oder Verwandte begünstigten. Bonifatius VIII. (1235–1303), der in der Bulle *Unam sancta* erklärte, dem Papst komme die *plenitudo potestatis* zu, und allein Gott könne über ihn urteilen, und der einen blutigen Krieg gegen die Familie der Colonna führte, um ihr die Besitztümer wegzunehmen, wird von seinem Vorgänger bereits sehnsüchtig in der Hölle erwartet.

## 7 Renaissance, Humanismus, Frühe Neuzeit und die Umformungen der Geschichtsbilder

Historiker sollten neutral von der Zeit und den Epochen sprechen. Die Rede von Jahrhunderten tut das, auch diejenige von der „Frühen Neuzeit“. Werturteile sind indes in den Bezeichnungen Renaissance und Humanismus verknüpft. Für unser Thema, nämlich die Rezeption der Geschichte des Altertums, sind sie freilich von erstrangiger Bedeutung. Sie werten die Qualität der Kultur in den Jahrhunderten zuvor ab, sind Ausdruck der Zuwendung zur bewunderten Antike und einer erneuerten und veränderten Rezeption der Geschichte des Altertums. Renaissance, die Wiedergeburt des Altertums, Humanismus, eine insbesondere mit Petrarcas Dichterkrönung am 8. April 1341 einsetzende Kulturbewegung. Als Epochenbegriff wurde der Begriff im 19. Jahrhundert durch den Historiker Jules Michelet eingeführt. Die historischen Vertreter der Renaissance beanspruchten, Menschen könnten sich bilden, indem sie die Werke der Antike studieren würden, und sie würden dabei Humanität gewinnen. Als Humanist gelten heute Menschen, welche sich an Idealen des Humanismus orientieren, das heisst an menschlichen Werten, denen ein moralisch positiver Wert zugeschrieben wird. Die Bezeichnung „Humanismus“ kommt im deutschen Bereich erst im Zuge des Neuhumanismus auf (mit Niethammer). In der frühen Neuzeit selbst, erstmals 1490 belegt, war der Humanist zunächst ein Spezialist für Sprache und Reden, und zwar für ein Reden in lateinischer Sprache im Anschluss an das Vorbild Ciceros. Der Humanist lehrte berufsmässig die *studia humanitatis*. Zu ihnen zählten Grammatik, Rhetorik, Poetik, Geschichte und Ethik. Die Kenntnis dieser Gebiete galt als Garantie für vernünftiges, ja weises Handeln, für soziale Kompetenz.

Was Renaissance und Humanismus sind, hat besonders eindrucks- und wirkungsvoll Jacob Burckhardt beschrieben. Sein Werk wurde zum Muster kulturhistorischer Darstellung. Entdeckung der Welt und des Menschen interessieren ihn, das heisst die Ausbildung des modernen Individuums in Welt, Staat, Gesellschaft, Kultur, Sitte und Religion. Behandelt werden Renaissance und Renaissancehumanismus auch in August Bucks Werk „Humanismus“ 1987, einer Problemgeschichte des europäischen Humanismus mit vielen Quellenzitaten. Immer wieder wird man auf Kultur- und Bildungsgeschichten zurückgreifen (so von Notker Hammerstein für den deutschen Sprachraum) oder auf einen von Manfred Landfester herausgegebenen Supplementband des Neuen Pauly. Fokussiert auf die Geschichte der Klassischen Philologie stellt Rudolf Pfeiffer die Bewegung dar. Bernd Roeck unternahm in seinem dicken und lebendig geschriebenen Buch „Der Morgen der Welt“ (2017) den

„Versuch, Lateineuropas Renaissance in eine vergleichende Perspektive zu rücken, um auf diese Weise ihre welthistorische Bedeutung sichtbar werden zu lassen.“ (S. 1178) Es ist ein „bürgerliches“ Unternehmen, selbstbewusst aufgeklärt und freizügig, überzeugt von den Leistungen des Westens, kenntnisreich und beeindruckend farbig, effektiv und verliebt in Effekte im Ganzen wie in den Details. In all diesen Werken findet man weitaus mehr als hier. Ich beschränke mich auf die Darlegung weniger Linien meiner stark vereinfachenden und von vielem absehenden Argumentation.

Die Rezeption der Geschichte des Altertums im Renaissancehumanismus beziehungsweise in der Zeit von etwa 1300 bis 1600 hat sich damals erweitert. Zentral blieb das Imperium Romanum, doch das Imperium und seine Wirkungsgeschichten sind auf eine Weise dargestellt worden, wie es sie bisher nicht gegeben hat. Man zog die Quellen hinzu und analysierte deren Vorgehensweise und Methoden. Zugleich richtete man die eigene Arbeit auf die Erfordernisse der Gegenwart aus: die aufkommenden Stadtstaaten, die wirtschaftliche Entwicklung, die Krise von Kirche und Papsttum, die neuen Verdienstmöglichkeiten für Intellektuelle. Dabei halfen ein weiterer Blick auf die Welt und die Literatur im Hinblick auf die Möglichkeiten von Menschen. Für die Darstellung der Geschichte erachtete man es als grundlegend, methodisch bewusst vorzugehen, eine gute Sprache zu benutzen, und Geschichte so zu präsentieren, dass man aus ihr im Sinne des Konzeptes der *historia magistra vitae* lernen konnte. Quellenorientierung galt als grundlegend. Gerne schaute man auf methodische Vorbilder aus der antiken Geschichtsschreibung, so auf das Werk des Polybios. Kenntnisse der Geographie galten wie schon bei Polybios als Voraussetzung.

Für die aufkommenden Mächte – ob die aufstrebenden Stadtstaaten oder reformierte Kirche oder alteingesessene Mächte – wurde es wichtig, ihre Autorität über die Geschichte zu belegen. Es entwickelte sich ein Wettkampf im Anspruch auf korrekte Rekonstruktion von Geschichte, wie es ihn so noch nie gegeben hatte. In der antiken Historiographie wiederholte man zwar topisch Bekenntnisse zur unparteilichen Darstellung von Geschichte, legte Wert auf gute Darstellung und Verwendung von Quellen und verfasste umfangreiche Werke. Historiographie entstand immer im Wettbewerb. Doch die Dimensionen des Wettbewerbs haben sich nun massiv erweitert: Zu beobachten ist dies beim Sich-Überbieten-Wollen in der Suche nach Quellen und in der Verwendung von Quellen, ebenso in der Konkurrenz um Entlarvung von Irrtümern und Fälschungen sowie bei den Ansprüchen auf autoritative Darstellung von Geschichte in riesigen Geschichtswerken oder Werken im Dienste von Mächten.

## a Aufblühen der italienischen Stadtstaaten – neues Interesse an der Antike und hier vor allem an Rom und an der Römischen Geschichte

Das Aufblühen der italienischen Stadtstaaten führte dazu, dass das antike Erbe neue Bedeutung erhielt. Einen zentralen Platz erhielt Rom. Die Geschichte und Kultur Roms wurde für Zwecke in der Gegenwart eingesetzt.

Doch auch das Interesse an der griechischen Antike wuchs. Der geographische Blick weitete sich. Die Zunahme von Seefahrten gehört zum Aufschwung der italienischen Stadtstaaten. Cyriacus von Ancona kam als Kaufmann nach Griechenland und nach Kleinasien. Die römische Antike kannte er aus der Heimat. So hatte er den Trajansbogen in Ancona untersucht. Nun beobachtete er die Monumente im einstigen griechischen Raum. Vieles hat er gezeichnet, so den Parthenon in Athen. Inschriften hielt er gleichfalls fest. Eine systematische Auswertung unternahm er nicht, gleichwohl sind seine Aufzeichnungen wertvoll und von einer bisher nicht gekannten auf die Empirie abgestützten Präzision. Von den alten Sprachen und der literarischen Überlieferung verstand er wenig. Dennoch konnte er zahlreiche Handschriften antiker Autoren erwerben. Dafür erhielt er von den Medici Geld.

Cola di Rienzo (1313–1354) benutzte die *Lex de imperio Vespasiani*, die er im Lateran entdeckt hatte, als Argument für seine eigenen Ambitionen. 1347 prangerte er die Zustände in Rom an, machten den Adel dafür verantwortlich, nahm mit dem Volk das Kapitol ein, rief die Republik aus und liess sich als Tribun der Freiheit feiern.

Die römischen Altertümer schilderten Poggio Bracciolini (1380–1459) und Flavio Biondo (1392–1463). Poggio begleitete Papst Johannes XXIII. ans Konzil von Konstanz (1415), wo der Papst abgesetzt wurde und man Johannes Hus verbrannte. Poggio gab die Vorgängen Zeit für die Suche nach Manuskripten. Carl Ferdinand Meyer gibt ein Bild davon in seinem *Plautus im Nonnenkloster*. Unter anderem entdeckte Poggio Ammianus Marcellinus. Er reiste auch nach Baden und erfreute sich an den Thermalbädern. Er verglich das Leben dort mit den *Floralia*, aber erinnerte nicht an die römische Geschichte und die römischen Anfänge Badens. Geistreich und witzig schildert er das freizügige Leben und den Genuss der Gegenwart. In seinem Brief, in dem er dies berichtet, Hans Jörg Schweizer hat ihn 2006 in den Badener Neujahrsblättern neu übersetzt, bringt er auch eine Reminiszenz an Herodot (1, 199) und den Kult der Liebes- und Stadtgöttin in Babylon ein: Münzen habe man den Frauen zugeworfen. Eine Stiege als *Scaletta Poggio Bracciolini* in Baden zu bezeichnen, die Anwohnerin, Philosophin und Publizistin Ursula Pia Jauch brachte ein solches Schild bei ihrem Haus dort an, erachtete der Einwohnerrat Badens aus Genderargumenten für ebenso unpassend wie die Erinnerung an einen Besuch Montaignes.

Bei Flavio Biondo geht es zugleich um eine grundsätzliche Sichtweise: Die römische Geschichte als Niedergangsgeschichte. Er war im Umkreis des Florentiner Kanzlers und Humanisten Leonardo Brunis (um 1370–1444) gross geworden, der seinerseits seinen Aufstieg Coluccio Salutati (1331–1406) verdankte, gleichfalls Kanzler wurde und als erster in grossem Rahmen griechische Werke ins Lateinische übersetzte, zumeist Prosa, darunter die *Politik* und die *Ethik* des Aristoteles. Biondos *Historiarum ab inclinatione Romanii imperii Decades* behandeln ausgehend von einer Schilderung der vier letzten Jahrzehnte die Geschichte Italiens von 410 bis 1441 aufgeteilt in 42 Bücher in Anlehnung an das Vorbild Livius. Biondo sieht in der römischen Staatsordnung ein Vorbild für die unstabile Welt der Gegenwart.

Salutati hatte in Bologna studiert und wurde zunächst Kanzler in Todi und Lucca, 1475 bis zu seinem Tode Kanzler in Florenz. Sein grösster politischer Erfolg war die Behauptung gegen den Angriff auf Florenz durch Giangaleazzo Visconti.

Salutati, ein Bewunderer Petrarcas, den er auch noch gekannt hatte, erwarb früh in seinem Leben, wie er erzählte, für wenig Geld die Grammatik Priscians und will zusammen mit Hilfe auch weiterer antiker Werke – Vergil, Horaz, Lukan – weitgehend aus eigener Kraft die Grundlagen für seine humanistische Bildung gelegt haben. Bald begann er Manuskripte zu suchen und zu sammeln. Zu ihnen zählten insbesondere die *Epistulae ad familiares* Ciceros.

## **b Florenz und das Altertum**

Dieses Florenz spielte eine Schlüsselrolle. Voraussetzung waren sein Reichtum und seine Macht. Mit seinen rund 40'000 Einwohnern zählte es zu den grössten Städten Europas. Wolltuchherstellung, Seidenproduktion und ein prosperierendes Bankwesen halfen bei seinem Aufstieg.

Für die florentinischen Führungsschichten wurde es geradezu selbstverständlich, dafür zu sorgen, dass ihre Söhne in antiker Literatur und Historie unterrichtet wurden. Reiche und einflussreiche Angehörige der Eliten beaufsichtigten die Studienordnung und sorgten dafür, dass renommierte Gelehrte wirken konnten. Wie wir am Beispiel des Leonardo Bruni gesehen haben, gewann die Wertschätzung der griechischen Antike massiv an Bedeutung. Nach Florenz kam der Grieche Manuel Chrysolaras (1353–1415) mit vielen mitgebrachten Manuskripten und begeisterte die Intellektuellen dort. 1397 erhielt er einen Griechischlehrstuhl. Der byzantinische Kaiser hatte ihn ein paar Jahre zuvor in diplomatischer Mission in den Westen geschickt. Chrysolaras sollte um Hilfe gegen die Türken werben. Chrysolaras verfasste die erste in Westeuropa gebräuchliche griechische Elementargrammatik (gedruckt dann 1496) und übersetzte Platons *Staat*. Zwar blieb er nur kurz in Florenz und

wechselte dann in andere Städte Italiens und nach Deutschland, er starb am Konzil in Konstanz, seine Wirkung war nachhaltig.

Leonardo Bruni rühmte Florenz im Modus des Perikles und des Ailios Aristeides. Florenz sei Hort der Freiheit, Republik, Feindin aller Tyrannei, weise und erfolgreich. In Wahrheit war das Athen am Arno eine Oligarchie, welche sich mit antiker Rhetorik inszenierte. Brunis *Geschichte des Volkes von Florenz* beschönigte.

Eine Blüte des Platonismus in Florenz gehört in die Zeit Lorenzo de' Medicis, der 1469 bis 1492 in Florenz herrschte. Die Medici waren eine Familie, welche sich als besonders hartnäckig und erfolgreich im Kampf um die Macht erwies. Bezüge auf die Antike und Mäzenatentum halfen ihnen. Cosimo gerierte sich als Herzog Etruriens und benutzte die Herleitung von den Etruskern zur Legitimierung seiner Macht, ebenso aber auch die römische Geschichte und dort insbesondere Augustus.

Cosimo und später Lorenzo förderten Marsilio Ficino (1433–1499). Ficino und sein Freundeskreis sorgten für eine enthusiastische Erneuerung eines Platonismus, den Ficino mit einem christlich-neuplatonischen Metaphysik und viel Mystizismus verband und Sehnsüchte nach Harmonie und Wahrheit zu erfüllen versprach.

Eine bedeutende und glänzende Gestalt in Florenz ist Angelo Poliziano (1454–1494), Dichter und Philologe, dessen philologisches Hauptwerk die *Miscellanorum centuria prima* auf intensiven Handschriftenforschungen mit Vergleichen von Manuskripten, Textkritik, Texterklärung und sorgfältigen Konjekturen beruht. Poliziano war unter anderem Erzieher von Lorenzos Kindern und hielt in Florenz vor grossem Publikum Vorlesungen über lateinische und griechische Literatur. Sein Charme muss unwiderstehlich gewesen sein, seine Meisterschaft beeindruckend.

Dem Goldschmied, Bildhauer, Ingenieur und Architekten Filippo Brunelleschi (1377–1446) verdanken die Florentiner unter anderem die Kuppel des Doms Santa Marie del Fiore. Den Auftrag zu ihrem Bau erhielt er in Konkurrenz unter anderem mit Lorenzo Ghiberti, zu dessen Werk zwei grossartige Portale für das Baptisterium San Giovanni zählen. Für seine Bauten und Konstruktionen studierte Brunelleschi zusammen mit Donatello sorgfältig die Antike.

### **c Petrarca, das Exil und die Chancen des freien und selbstbestimmten Studiums**

Mit Poliziano sind wir, wie Rudolf Pfeiffer zählt, bei der „fünften und letzten Generation der schöpferischen Philologen der italienischen Renaissance“. Der Anfang liege bei Petrarca. Dieser war ähnlich wie der Superpoet Dante aus Florenz verbannt worden. Für diesen hegte Petrarca keine reine Bewunderung. Die *lingua volgare* dünkte ihn zu weit weg von der

Eleganz und Würde des Latein. Mit dem Exil war Petrarca die Möglichkeit des Aktivseins verbaut. Aber er gewann andere Entfaltungsmöglichkeiten.

In der Abgeschiedenheit von Vacluse 1346/47 behandelt er in seiner Schrift *De vita solitaria* die Debatte um die *vita activa* gegenüber einer *vita contemplativa*. Die beiden menschlichen Tätigkeitstypen umfassen den *occupatus* den von Petrarca favorisierten *otiosus*. Für letzteren ist nach Petrarca's Auffassung die Verbindung von *otium* und *solitudo* notwendig. Petrarca orientiert sich unter anderem an den Autoritäten von Cicero und Seneca. Dazu braucht es Bücher:

*15 Equidem solitudo sine literis exilium est, carcer, equuleus; adhibe literas, patria est, libertas, delectatio. Nam de otio illud quidem illud Ciceronis notum: <Quid dulcius otio literato?> [Cic. Tusc. 5, 36, 105]. Contraque non minus Seneca vulgatum: <Otium sine litteris mors est et hominis vivi sepultura> [Sen. epist. 82, 3].*

*Ich jedenfalls vertrete die Ansicht, dass die Einsamkeit ohne Bücher nur Exil, Kerker, Folter bedeutet; nimm Bücher dazu, schon ist sie Heimat, Freiheit, Freude. Denn über die Musse kennen wir den Ausspruch Ciceros: „Was ist süßer als Musse mit Büchern?“ Und als Entsprechung ist jener Ausspruch Senecas nicht weniger verbreitet: „Musse ohne Bücher bedeutet Tod und lebendig begraben sein.“*

Gestützt auf seine antiken Gewährsmänner, vertritt Petrarca ein Lebenskonzept, in dem sich Musse und einsame Zurückgezogenheit mit geistiger Tätigkeit verbinden, die in der Beschäftigung mit Büchern besteht und die Musse als Tätigkeit qualifiziert sowie rechtfertigt. Nur ein *litteratus* vermag diese in ihren Wurzeln mönchische Lebensweise zu führen.

Petrarca's Modell des individuell einsamen Studiums mit Büchern in einem der Musse und den Musen gewidmeten Raum machte geradezu Schule. Noch und noch finden wir Studierstuben, *studioli*, und Hieronymus im Gehäuse mag daran erinnern. Das Studium in solchen Räumen benannten die führenden Florentiner Intellektuellen *studia humanitatis*. Auch die Kirchenväter gehörten zu den geschätzten Lektüren. So schildert Petrarca einen Dialog zwischen Franziskus und Augustin über die sieben Todsünden.

Petrarca's Interessen blieben dabei weit. Ein Schwerpunkt lag bei Rom und bei den lateinischen Texten. In einem Hexameterrepos mit dem Titel *Africa* bewies er, wie gut er auch die Sprache Vergils gelernt hatte. Begonnen hatte er mit Cicero, der schon für seinen Vater, einen Juristen, wichtig gewesen war, und Cicero begleitete ihn ein Leben lang. Auf Grund seines Studiums der dritten Dekade des Geschichtswerkes des Livius schilderte er quellennah den Erfolg des von ihm bewunderten Scipio Africanus.

Petrarcas Sympathien lagen bei Rom, nicht bei Karthago. Und sie lagen ebenso bei den Griechen. So freute er sich unendlich, einen Homer aus Konstantinopel geschenkt zu bekommen.

Ein selbstbestimmtes Studium in der Freiheit der Intellektuellen schuf unter diesen Verbindungen. Man stellte sich vor, es gebe eine europäische Republik der Gelehrten. Dabei bildeten sich aber rasch nationale, weltanschauliche und konfessionelle Unterschiede heraus. Nicht alle schätzten auch die gleichen Autoren. Es gab Gelehrte, die an Hexen glaubten. Aufgeklärte Geister schätzten etwa Lukrez und seinen Materialismus. Anderen stand das Seelenheil an erster Stelle. Gemeinsamkeiten kann man in der Auffassung sehen, Lektüre diene der individuellen und kollektiven Verbesserung.

#### **d Die Epoche der Reformation und Gegenreformation**

Am folgenreichsten für die Beschäftigung mit dem Altertum war eine starke Fokussierung auf die Bibel als Folge der Reformation. Das Studium von Latein, Griechisch und Hebräisch sowie der Literatur in diesen Sprachen machte in der Folge grosse Fortschritte.

Allerdings erschien es der neuen Bewegung noch wichtiger, den richtigen Glauben zu stärken. Wenn auch die Kirchenväter und die frühchristliche Literatur mehr Autorität erhielten, so immer im Hinblick auf ein wahres Christentum. Zwingli war der Auffassung, dass die katholische Kirche die Wahrheit des Glaubens verdorben habe. Die kirchlichen Missstände waren in der Tat offensichtlich, genannt seien der Missbrauch der Kirche für Bereicherung und krude Machtpolitik sogar durch die Päpste selbst, den unsäglichen Ablasshandel oder die Auswüchse des Reliquien- und Heiligenkults. Seit den Konzilien des 15. Jahrhunderts erlosch der Ruf nach Erneuerung nie. Das Christentum des Altertums galt den Reformatoren als ein vom späteren Katholizismus noch unverdorbenener Referenzpunkt. Zwingli beispielsweise schenkte der Überlieferung des frühen und spätrömischen Christentums viel Aufmerksamkeit, so Origenes, Cyprian, Ambrosius, Augustin, Johannes Chrysostomos und Hieronymus.

Zu den Werken des Hieronymus zählt eine polemische Schrift gegen den Gallier Vigilantius, der einst nach Bethlehem reiste und Hieronymus besuchte. Ein folgenreiches Ereignis muss es gewesen sein, als Vigilantius eines Nachts von einem Erdbeben aufgeschreckt wurde und nackt im Kloster gesehen wurde. Er kehrte dann früher als vorgesehen in seine Heimat zurück und bezichtigte Hieronymus des Origenismus. Als Hieronymus hörte, Vigilantius würde den Reliquien- und Heiligenkult angreifen, verfasste er eine Kampfschrift gegen Vigilantius, den man besser Dormitantius nennen würde. Aus dessen



„übelriechenden Munde“ würden unflätiger Geifer gegen die Reliquien der Heiligen verspritzt.

Zwingli und später auch Heinrich Bullinger, der einflussreiche Nachfolger Zwinglis, sahen in Vigilantius eine Art Vorreformatoren und widersprachen der Autorität des grossen Hieronymus, auch wenn ihnen dessen Werke und insbesondere auch seine lateinische Bibelübersetzung unendlich wichtig waren.

Auch Luther und Calvin kritisierten die Vorstellung, dass von Knochen der Heiligen und weiteren Reliquien und den grossen Heiligmännern, wie man die Reliquiensammlungen nannte, Wunderwirkungen ausgehen sollten. Bei dieser Kritik spielten geschichtliche Argumente eine grosse Rolle, waren doch viele Reliquien und viele Heilige Produkte von Fälschungen durch spätere Erfindungen.

Geschichte erhielt in den Debatten der Reformation und Gegenreformation eine zentrale Bedeutung. Bullinger selbst widmete sich der Geschichte ausgiebig. Das Ergebnis seiner Studien sind drei umfangreiche Werke: Eine Reformationsgeschichte, eine Eidgenössische Chronik und die sogenannte Tigurinerchronik.

Die Historiographie machte entscheidende Fortschritte; in Zürich zu nennen sind Stumpf und Simler. Ein vorzüglicher Historiker der spätrömischen Zeit war Sigonius. Für die reformierte Kirchengeschichte stehen die Magdeburger Zenturien, für die katholische, gegenreformatorische Geschichtsschreibung Baronius. Das Interesse für die Geschichte des Christentums und konfessionelle Gesichtspunkt wurde auf Gebiete ausgerichtet, auf Nationen. So benutzte Beatus Rhenanus die *Germania* des Tacitus für die Darstellung einer Geschichte, die als Vorgeschichte Deutschlands verstanden wurde.

Gegenüber den Problemen und der Verderbnis der Zeit wollte Erasmus das Wort Christi verstehen, seine Philosophie. Ähnlich wie Sokrates war Erasmus davon überzeugt, dass Wissen gutes Handeln vorbereite und Unwissenheit zum Bösen führe. So kämpfte er gegen die Unwissenheit der Zeit. Und er begann beim Wort, bei der Sprache. „Wahre Philologie“ sollte helfen, und zwar für die gesamte Welt und eine universale Kirche. Der wichtigste zu studierende Text sei die Bibel. Daneben standen die griechische und lateinische Literatur mit der Patristik. Philologisch wurde diese erforscht. Zur Grundlagenarbeit zählte die Bereitstellung zuverlässiger Editionen. Erasmus hatte ein umfassendes Konzept, eine Gesamtsicht der Menschen und der Welt, und er arbeitete methodisch sorgfältig.

Erasmus setzte alle seine Kräfte, seine Wissenschaft und seinen Humanismus ein, um eine universale Kirche zu fördern. Doch es kam zur Aufteilung, zum Streit, bald zu den Religionskriegen. Erasmus wurde von vielen missverstanden. Die Geschichtsschreibung hat

ihm in der Folge gar Versagen vorgeworfen. In Wahrheit liegt seine Tragik in der Unmöglichkeit, geschichtliche Prozesse mit geistigen Konzepten zu kontrollieren. Ein Erasmus hatte indes durchaus Einfluss. Seine Anhänger waren überall, man darf aber nicht erwarten, dass er die Geschichte hätte lenken können.

Für die Verbindung zu Luther und zu dessen Kreis war Philipp Schwarzerdt beziehungsweise mit dem gräzisierungstendenzen Humanistennamen Melanchthon (1497–1560) besonders wichtig. Er versuchte Humanismus, Wissenschaft, Bildung und Reformation zu verbinden. Das erforderte einige schwierige und problematische Kompromisse. Was Wissenschaft, Philologie und Geschichte angeht zeitigten die Unternehmen Melanchthons denn nur mässige Ergebnisse. In Bildungs- und Religionspolitik als *Praeceptor Germaniae* erzielte Melanchthon indes durchschlagenden Erfolg weithin über Deutschland, und vor allem im protestantischen Norddeutschland. Dem Humanismus sicherte er einen festen Platz in der Ausbildung. Dabei plädierte er für eine stärkere Berücksichtigung der Geschichte. In seiner programmatischen Rede *Von der Neugestaltung des Universitätsunterrichts (De corrigendis adolescentiae studiiis)* vom 29. August 1518 als neu ernannter Professor für klassische Philologie in Wittenberg machte der Zweiundzwanzigjährige voller Enthusiasmus klar, dass man für das Studium neben Griechisch, Latein und Hebräisch Geschichte brauchte:

*Vor allen Dingen aber lernt die Geschichte kennen. Sie lehrt Euch, was schön ist und was schimpflich, was Nutzen bringt und was nicht ... Ohne Kenntnis der Geschichte kann weder öffentliches noch privates Leben bestehen ... Ja ich weiss nicht, ob nicht unsere Erde leichter die Sonne, also ihr Lebensprinzip entbehren könnte, als unser bürgerliches Dasein die Geschichte.*

In der Folge kümmerte er sich unter anderem denn auch um die Ausarbeitung und Ausgabe des Geschichtswerkes des Johannes Carion, das *Chronicon Carionis*. Carion war ein trinkfreudiger Astrologe, Mathematiker, Historiker und Studienfreund Melanchthons. Mehr als eine Kompilation historischer Informationen war dieses Werk nicht. Es wurde aber lange von vielen benutzt. Qualität und geschichtsphilosophische Bewertungen in ihr bleiben in vielem hinter dem Stand der Wissenschaft zurück.

Ungleich qualitätsvoller ist beispielsweise das Werk des Elsässers aus Schlettstadt Beatus Rhenanus (1485–1547) *Rerum Germanicarum libri tres*, eine Darstellung der Geschichte Germaniens von der Frühzeit bis ins Frühmittelalter, präzise, detailliert und quellennah mit historischem Sinn ausgearbeitet. Diese Geschichte eines Raumes konnte allmählich als Beitrag für eine nationale Geschichte verstanden werden, was sie zunächst nicht war.

Die Humanisten verstanden sich als Gemeinschaft von Forschenden, obschon die politischen Entwicklungen hin zu Nationen von ihnen auch unterstützt wurden und sie zahlreiche assoziative Verbindungen zwischen Antike und Gegenwart herstellten, zum Beispiel von den Helvetiern zur Eidgenossenschaft oder von der Völkerwanderungszeit zu den Adelsgeschlechtern im Reich der Habsburger. Der Zusammenhalt wird insbesondere an einem Bücherstreit deutlich, in dem es um die Frage nach dem Umgang mit Büchern in Hebräisch ging. Der konvertierte Jude Johannes Pfefferkorn verlangte in Schmähchriften unterstützt von der Universität Köln, wo die Dominikaner einflussreich waren, die Vernichtung dieser Literatur. Der grosse Gelehrte Johannes Reuchlin (1455–1522), der Förderer und Verwandte Reuchlins, kämpfte dagegen. Man wandte sich an Kaiser, Könige und den Papst. Die Humanisten siegten, nicht zuletzt mit der Waffe der Satire.

### **e Antike zeigen: Sammlungen**

Man begann zu sammeln. Könige und Kaiser, Bischöfe und Päpste, Adlige, Fürsten und Städte taten dies. Was aus dem Altertum gezeigt werden konnte, Inschriften, Münzen, Statuen, Kostbarkeiten diente der Repräsentation. Passionen, Interesse und Streben nach Macht gingen Hand in Hand.

Die eindrucksvollsten Sammlungen entstanden in Rom. Doch überall, auch in der Provinz, finden sich Belege für diesen Prozess, die Amerbachsammlung in Basel ist ein Beispiel unter vielen.

### **Die Antiquare – Altertumskunde**

Die Objekte mussten erklärt werden. Antiquare und ein ganz neuer Bereich der Zuwendung zum Altertum, die Altertumskunde, entstand. Von hier aus führen die Wege sowohl zu einer generalisierenden Kulturgeschichte wie auch zur Entstehung von Einzeldisziplinen der Wissenschaften vom Altertum, wie etwa der Numismatik.

### **f Argumentieren und Zweifel an der Humanität. Machiavelli – Montaigne – Bodin – Hobbes – Grotius**

Im Rückblick auf heute gesehen wohl am folgenreichsten wurden die Fortschritte bei der Verstärkung des Argumentierens mit und anhand des griechisch-römischen Altertums, vor allem dort, wo dieses in kanonische Formen einging, bei der Politik, im Staatsrecht, im Schreiben von grossen Intellektuellen.

## *Machiavelli*

Niccolò Machiavelli (1469–1527) wirkte als Diplomat und Staatsmann im Dienste seiner Heimatstadt Florenz. Sein Leben und sein Werk sind eng mit der Geschichte dieser Stadt sowie mit der Geschichte Italiens verknüpft. Vom jungen Machiavelli wissen wir wenig. Er erhielt eine solide humanistische Ausbildung, allerdings wohl ohne Studium des Griechischen. Vor gut fünfzig Jahren konnte man eine Abschrift eines wichtigen antiken Textes in der Vatikanischen Bibliothek als Arbeit des jungen Machiavelli identifizieren. Ihre Signatur ist MS Rossi 884.

Womit hatte sich der junge Machiavelli befasst? Er hatte *De rerum natura* (Von der Natur) des Lukrez kopiert, ein Werk, das in Florenz seit einiger Zeit schon Furore gemacht hatte. Poggio hatte es 1417 in einer Klosterbibliothek, vermutlich in Fulda, entdeckt, kopieren lassen und die Abschrift von Konstanz aus zu Niccolò Niccoli geschickt, wo in Kürze weitere Transkriptionen entstanden. Viel Zeit für die Lektüre hatte Poggio nicht, aber er hat wohl Hauptthemen des siebzehntausendvierhundert Zeilen umfassenden wunderbar schönen, aber anspruchsvoll schwierigen Lehrgedichtes, das in der Tradition frühgriechischer Epen mit dem Titel *Von der Natur* steht: Atome, Werden, Vergehen, Kritik an der Furcht vor Göttern und vor dem Tod, Würdigung der Lust in der Tradition Epikurs.

Lukrez hatte als Heranwachsender den Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla erlebt, die blutigen Massnahmen Sullas gegen seine Feinde in der römischen Aristokratie, er hörte von den Kriegen des Pompeius im Osten, erlebte die Niederschlagung der Catilinarischen Verschwörung und den Aufstieg Caesars mit der Eroberung Galliens. Sein Fixpunkt ist wie bei Cicero, der sein Gedicht im Jahre 54 in den Händen hielt, Philosophie und damit Meditation der Zeitverhältnisse. Die Mutter Roms, Venus, ruft er zu Beginn an, die Göttin der Liebe und, was man vergisst, des Krieges, bittet sie um Frieden, feiert ihre Macht und stellt in der Folge eine Weltanschauung dar, die als atheistisch, materialistisch und konsequent realistisch bezeichnet worden ist.

Die Zuwendung zu solchen antiken Texten, und Lukrez speziell, hat Unabhängigkeit, Mut und Unvoreingenommenheit gefördert. Man getraute sich, die Dinge zu benennen, wie sie sind. So gerade Machiavelli. Welchen tatsächlichen Einfluss die Erfahrung mit Lukrez bei Machiavelli hatte, wissen wir zwar nicht. Es könnte sein, plausibel ist es.

1498 kam es in Florenz zu einem Umsturz, und von da an kennen wir die Laufbahn Machiavellis. Während einigen Jahren hatte der rigoristische Mönch Savonarola die Politik bestimmen können. Er förderte den Einfluss des Volkes, wirkte mit Predigt und einer grossen Zahl von gedruckten Schriften für ein frugales Christenleben, Einrichtung eines Gottesstaat

und den Aufstand gegen die Kreise des Humanismus, die Herrlichkeiten der Renaissance und die florentinische Oligarchie. Dabei profitierte von den kriegerischen Interventionen des französischen Königs Karls VIII. in Italien zur Eroberung des Königreichs von Neapel. Doch auf einmal änderte die Stimmung. Savonarola wurde gehenkt und verbrannt.

Machiavelli, 29 Jahre alt und ein Gegner der Herrschaft Savonarolas, wurde nun zunächst zum Sekretär der Zweiten Kanzlei gewählt. Hier hatte er es mit der Ausfertigung von Schriftstücken der inneren Verwaltung zu tun. Bald schon wurde er auch Sekretär des Rates der Zehn auf, wo er sich mit den Fragen der Aussen- und Verteidigungspolitik befasste. Die Mitglieder des Rates lösten sich nach einem Turnus ab, der Sekretär hatte grosse Macht. Vierzehn Jahre lang übte Machiavelli diese Funktionen aus. Mehrfach nahm er an Gesandtschaften teil, die Anliegen der Republik vertraten. So kam er an den französischen Königshof, zu Kaiser Maximilian, an die römische Kurie und an den Hof von Cesare Borgia. Cesare Borgia hatte mit Hilfe seines Vaters, des Papstes Alexander VI., die Macht in der Romagna an sich gerissen.

Die Zusammenhänge zwischen äusserer und innerer Politik, die Mechanismen der Macht und die Widersprüche zwischen Sein und Schein erlebte er noch und noch, und vor allem analysierte dies und gelangte zu einem immer besseren Verständnis des Ablaufs von Politik und Geschichte. Dabei interessierte er sich zentral für die Frage, wie eine mit Glück (Fortuna) erworbene Herrschaft behauptet und gefestigt werden konnte. Wie der Historiker Polybios respektierte er eine Unerklärlichkeit geschichtlicher Vorgänge: Immer kommt es anders, als wir meinen. So braucht es die Rede vom Glück, vom Zufall, von der Tyche, so Polybios, von der Fortuna, so Machiavelli. Dennoch lassen sich wichtige geschichtliche und politische Faktoren im Geschichtsprozess benennen. Macht ist der Schlüssel zu ihnen. Wie wird sie erreicht, wie wurde sie erreicht, wie lässt sie sich erreichen?

Als 1512 die Medici ihre Macht mit spanischer Hilfe in Florenz wieder herzustellen vermochten, wurde Machiavelli entlassen und in die Provinz verbannt, dann gar inhaftiert und gefoltert. Später wurde er rehabilitiert. Er versöhnte sich mit den Medici. Im Auftrag des Medici-Papstes Clemens VII. verfasste er 1525 seine Geschichte von Florenz. Er riet dem Kirchenfürsten von Neutralität ab, und in der Tat wandte sich Clemens gegen Karl V., was zum *Sacco di Roma* führte, einer weiteren Enttäuschung Machiavellis.

In all diesen Jahren entstand das beeindruckende und äusserst wirkungsvolle historiographische und politikwissenschaftliche Oeuvre Machiavellis. Das Geschichtswerk ist weniger bekannt (noch weniger das literarische Werk, wo gleichfalls für Unvoreingenommenheit plädiert wird), und ist dennoch wichtig, weil es gleichfalls

Mechanismen der Macht behandelt. Es gilt der eben erwähnten Geschichte von Florenz sowie der machtvollen Persönlichkeit Castruccios Castellanis (gest. 1328), des Condottiere und Tyrannen von Lucca.

Nicht über Idealstaaten wollte Machiavelli spekulieren, sondern die politische Wirklichkeit analysieren, Machterwerb und Machterhaltung. So analysiert er die Monarchie in seinem Werk *Der Fürst*. Dem kranken Italien empfiehlt er das Gift der Tyrannis als Kur. Selbsterhaltung – wie schon bei Marsilius von Padua – ist fundamental. Besonders erfolgreich schienen ihm Staaten zu sein, die von Anfang an frei und nicht einer fremden Macht unterworfen waren. Zwischen 1513 bis 1517 entstanden die *Betrachtungen über die ersten zehn Bücher des Titus Livius*, die dann 1531 erschienen. So wie man noch immer vom Römischen Recht profitiert und seine Prinzipien anwendet oder für teures Geld ein antikes Säulenfragment in seinem Haus aufstellt, so soll man die geschichtlichen und politischen Lehren aus dem Altertum übernehmen (Anfang der *Discorsi*).

*Der Fürst* und die *Discorsi* machten Machiavelli berühmt. Die Buchausgaben wurden in die Bibliotheken aufgenommen. Als Papst Paul IV. versuchte, mit dem Index der verbotenen Bücher Lektüren zu steuern, nahm man auch die Werke Machiavellis auf.

Nicht erreichen konnte er die Soldaten, die im *Sacco di Roma* die ewige Stadt plünderten. Allerdings, das waren Söldner. Machiavelli glaubte an die Bürgersoldaten, ihre *virtù*. So wie an die Macht von Worten und Texten.

### **Montaigne und der Turm**

Als sich Michel de Montaigne (1533–1592) sich mit 38 Jahren von seinem Richteramt in Bordeaux zurückzog und sich seinen Büchern zuwandte, wollte er lernen. Machiavelli kannte er. Seit 1571, im gleichen Jahr als er Vater einer Tochter wurde (das erste Baby war gestorben, auch vier weitere starben im Säuglingsalter), lebte er auf seinem von seinem Vater, einem Kaufmann, ererbten Gut und Schloss Montaigne. Im Turm dort hatte er in der zweiten Etage eine rund tausend Bände umfassende Privatbibliothek, die ihm ein zwei Jahre älterer und frühverstorbenen humanistisch hochgebildeter und genialer Freund vermacht hatte. Er notierte sich, was er in den Texten klassischer Autoren fand und überlegte sich, was der Mensch sei. Seine Beobachtungen hielt er in Texten fest, die er „Versuche“ – *Essais* – nannte. 1581–85 finden wir ihn als Bürgermeister von Bordeaux. Er versuchte, zwischen Hugenotten und Katholiken zu vermitteln. Als seine Amtszeit ablief, brach eine Pestepidemie aus. Noch einmal kam eine Zeit mit den Büchern. Welchen Büchern? In seinen *Essais* gibt er Antworten, so in einem *Essai Über Bücher*. Seneca und Plutarch schätzt er besonders. Am besten, so schreibt er, komme er mit den Geschichtsschreibern zurecht:

*Sie sind angenehm zu lesen und leicht zu verstehen. Gleichzeitig tritt der Mensch als Ganzes, um dessen Kenntnis es mir ja geht, bei ihnen lebendiger und anschaulicher in Erscheinung als irgendwo sonst, mit all der Vielfalt seiner wahren Wesenszüge im grossen und im kleinen ... Unter den Geschichtsschreibern wiederum sind mir die Biographen am liebsten ...*

Welche Konditionierungen des Denkens? Guiccardini besass er – er machte Einträge. Zitiert sie.

### ***Geschichte des Altertums und die Konflikte der Frühen Neuzeit***

Die Kämpfe um die Macht, wie sie um 1500 bestanden hatten, wurden bald durch konfessionelle Konflikte erweitert. Den durch sie entstandenen Bürgerkriege, wie sie sich in Frankreich in den Hugenottenkriegen zeigten, versuchte man eine Antwort durch eine Stärkung des Staates zu geben. Religion und Politik sollten in ihm getrennt werden und so die Voraussetzungen für Toleranz und Beendigung der Bürgerkriege geschaffen werden.

Jean Bodin (1529 oder 1530 – 1596) erlebte die Religionskriege in Frankreich. Ursprünglich wollte er Mönch werden. So war er Novize im Karmeliterkloster in Angers geworden. Doch dann studierte er in Paris und Toulouse und legte hier die Grundlagen für die Entwicklung seiner Auffassungen. Beinahe wäre er in der Bartholomäusnacht 1572 umgekommen, weil er fälschlicherweise für einen Hugenotten angeschaut wurde. Seine Staatstheorie entstand auf solchem Hintergrund. Am bedeutendsten sind seine *Six livres de la république* (1576).

Bodin ist der wohl bedeutendste Theoretiker, der in einer Stärkung einer guten monarchischen Ordnung, in der religiöser Toleranz herrschte, eintrat. Er arbeitete Theorien zur Begründung der Souveränität einer starken Monarchie aus. Der Monarch sollte keiner höheren Autorität unterworfen sein und so die Möglichkeiten haben, Frieden zu schaffen. Die Souveränität sah Bodin im Gesetzgebungsmonopol des Monarchen. So wurde der Absolutismus der Frühen Neuzeit theoretisch fundiert.

Bodin vertrat entschieden die Auffassung, man könne aus der Geschichte lernen. Recht und Gesetz seien von daher zu verstehen und zu konzipieren. So verfasste er eine grundlegende theoretische Schrift über den Umgang mit Geschichte und das Lernen aus ihr, die *Methodus ad facilem historiarum cognitionem* (1566). Das Prooemium bringt eine Betrachtung, die Ciceros berühmte Formulierungen über die Geschichte als Lehrmeisterin des Lebens aufgreift. Das Leben der Menschen müsse sich nach den heiligen Gesetzen der Geschichte richten. Geschichte ist für ihn eine „einfache“ Grundwissenschaft, die als einzige Disziplin ohne die Hilfe anderer Disziplinen auskommt. Der subjektiven Begrenztheit

historischer Erkenntnis war er sich dabei vollkommen bewusst. Diese sollte sich am Ideal unbegrenzter Erkenntnis, das heisst des vollkommenen Historikers orientieren. Fundament der Geschichtsbetrachtung ist die christliche Zeitrechnung.

Zum Begründer der neuzeitlichen empirisch und materialistischen politikwissenschaftlichen Theorie wurde Thomas Hobbes (1588–1679). Noch konsequenter als Bodin führte er die Notwendigkeit einer starken Staatsmacht vor Augen und zeigte, wie eine solche Staatsmacht zustande kommen konnte. Notwendig erschien ihm diese aus den Erfahrungen des 17. Jahrhunderts.

Von den Menschen und dem Menschen ging er aus und griff damit eine zentrale Idee des Humanismus auf. Der Mensch verhalte sich im Naturzustand gewaltbereit. Deshalb sei es von Vorteil, wenn er seine Rechte vertraglich abtrete, an den Leviathan, eigentlich ein Ungeheuer, doch, indem Leviathan alles integriert, gewissermassen ein Mensch schlechthin, und doch irgendwie eine Maschine. Leviathan oder der Staat steht gegen das Ungeheuer Behemoth, den Aufstand, die Anarchie, den Bürgerkrieg. Leviathan schützt die Einzelnen vor ihren Wolfsinstinkten und ihrem Wolfsverhalten.

Die antiken Autoren hätten die Menschen allein zum Aufruhr bewogen. Aus der Bibel leitet er ab, wie die Macht zustande kommt, die alles bändigt, das was den Menschen als Gott erscheint. Auf den inneren Glauben kommt es indes überhaupt nicht an, nur auf das Bekenntnis, die *confessio*, das Akzeptieren der vertraglichen Abtretung der Rechte an den Staat, und die geltende Stellung, welche dieser innerhalb der alles übergreifenden Staatsmacht den Einzelnen gibt. Die meisten Zeitgenossen haben Hobbes dabei als Atheisten betrachtet.

### g Geistige Macht

Das Grundanliegen des Humanismus bestand in dem Versuch, in der Ausbildung von Studien der Antike, eine Position geistiger Macht zu schaffen. Von daher versuchte man Antworten auf Probleme der Gegenwart zu geben. Als Hauptproblem erwies sich religiöse Unduldsamkeit, die zusammen mit den Problemen von Armut, Kriminalität, fehlenden Möglichkeiten die zahlreichen Pestwellen zu bändigen, Katastrophen und Gewaltbereitschaft regelmässig zu Bürgerkrieg und Krieg führte.

Insbesondere wurden Antwortversuche auf solche Themen Gegenstand der Literaturgattung der Utopien. Sie knüpft an Platon an, und ihr Begründer ist Thomas Morus. Seine Schrift *Utopia* – "kein Land" – entstand 1515/16 in Brügge, also in den damaligen Niederlanden. Thomas Morus verhandelte dort mit flämischen Kaufleuten. Gewiss wusste man dort von den Fahrten nach dem eben entdeckten Amerika und den Beschreibungen des Lebens der mittel- und südafrikanischen Indianer: Sie waren Amerigo Vespucci zufolge



freundlich und hilfreich. In der *Utopia* wird zunächst das damalige Europa mit seinen Kriegen, seiner schlechten Politik und seiner Kriminalität skizziert. Die Insel *Utopia* hebt sich demgegenüber positiv ab, wir haben eine vielschichtige und assoziativ aufgeladene Erzählung von einem Idealstaat vor uns, eine Ordnung von Ideen umgesetzt in Literatur, sozialkritisch und doch eine Hoffnung für alle Zeiten entflammend.

Die Anliegen der Intellektuellen der Zeit schlugen sich in der Institutionalisierung im Bildungswesen nieder. Kirchliche wie staatlich-konfessionelle Universitäten richteten neue Wissenschaften ein, so die Kameral- und Politikwissenschaft. Eine *Prudentia gubernatoria* sollte erforscht und gelehrt werden.

Paris und Bologna verloren als Universitäten ihren führenden Einfluss. Zukunftsträchtig in Paris war indes die Einrichtung des Collège de France. Neues kam aus Salamanca und vor allem aus Leiden im aufstrebenden Holland und seiner freiheitlichen und der Wirtschaft aufgeschlossenen Republik der Vereinigten Provinzen, wo der Calvinismus Raum für die Ausbreitung erhielt. Hier erhielten auch aufmüpfige, fortschrittliche und gelehrte Geister Gelegenheit zur Entfaltung.

Justus Lipsius (1547–1606) zählt zu ihnen, freilich in vielem eine chamäleonhafte Gestalt, er zog schliesslich auch in das katholische Löwen in den südlichen Niederlanden. Lipsius war weit mehr als nur Philologe, der seinen Ruf als Herausgeber und Kommentator von Tacitus und Seneca begründete. Er kritisierte die Monarchie, knüpfte an Machiavelli und die antike Stoa an, und begründete den Tacitismus als eine Art Geheimsprache der Kritik an der Monarchie. Was er über das antike Militärwesen festhielt, diente dem Aufbau der niederländischen Miliz. Moritz von Oranien setzte solche Ideen um. Der deutsche Historiker Gerhard Oestreich (1910–1978) versuchte zu zeigen, wie der Stoizismus im frühneuzeitlichen Verstaatlichungsprozess eine moralische Ordnung für Staat und sein Kriegswesen geschaffen habe.

Der grosse Gelehrte Joseph Justus Scaliger (1540–1609) hielt nicht viel von Lipsius, als dessen Nachfolger er 1590 aus Frankreich nach Leiden berufen wurde. Lipsius hatte ja auch durch seine Conversion zum Katholizismus gewissermassen Verrat begangen. Scaliger konzentrierte sich auf die Erfassung der Zeit und die Textkritik. Man müsse das Altertum als Ganzes verstehen, seine Wurzeln lägen im Orient. Seine Forschungen sind grundlegend für das Verständnis der Chronologie des Altertums. Er hat auch das Verständnis einer Altertumswissenschaft als System vorbereitet. Vorlesungen musste Scaliger nicht halten. Seine Zeit war frei für Forschung und die Pflege von Austausch und Beziehungen. Hugo

Grotius, der Begründer des modernen Völkerrechts wurde so sein Schüler, Meursius gleichfalls, ebenso Daniel Heinsius, der seinerseits in Schweden so viel Einfluss erhielt.

Von katholischer Seite her setzte man auf Kontrolle und Verbote. Scaliger wurde von den Jesuiten angegriffen. Man führte einen Index verbotener Bücher und verurteilte. Gleichwohl gab es auch hier fruchtbare Initiativen, so die Schulen und Universitäten der Jesuiten, das Theater, das in vielem freilich zwiespältig erscheinende Wirken eines Petrus Canisius (1521–1597) und den devoten Humanismus eines Franz von Sales (1567–1622).

Die Fortschritte der Lexikographie und der Edition von Corpora erscheint solchen Entwicklungen gegenüber wenig spektakulär, hat aber durchaus grossen Einfluss bis heute. Noch viel mehr gilt das für den Literaturbetrieb. Shakespeare und Milton haben die Auseinandersetzung mit dem Altertum bis heute massgebend zu prägen vermocht.

### **h Erstarrung in Gelehrsamkeit, Schulbetrieb, unlesbar werdenden Bücherwelten und Moralismus**

Die Eruptionen der Gedanken wurde freilich immer wieder erstickt. Für den Schulunterricht blieb Johannes Sleidanus *De quattuor summis imperiis* (1556) für ungefähr zwei Jahrhunderte massgebend. In Schulordnungen werden regelmässig die *Chronica Carionis* mit den Ergänzungen Melanchthons erwähnt. Man blieb bei Gelehrsamkeit und Schematismus, ging in ihnen gewissermassen unter. Und durchaus brillante Köpfe wie ein Vossius und ein Hottinger blieben in ihren klugen auf Latein geschriebenen Werken doch unverstanden und weitgehend wirkungslos.

Sehr viel mehr achtete man auf Moral. Bossuet oder Rollin vermittelten sie. Ein Schlag ins Gesicht für alle. Wer sich für die Vernunft interessierte, protestierte. 1637 plädierte Descartes für diese Vernunft. Von den alten Büchern riet er ab. Montesquieu und Voltaire setzten diesen Prozess fort. Man bedurfte der Toleranz und der Aufklärung. Freilich wurde dies nur beschränkt erreicht. Es war, als würde die Geschichte zurückschlagen, das was man später als die Dialektik der Aufklärung bezeichnet hat.

## 8 Sehnsucht nach dem Altertum – Winckelmann und „sein“ Jahrhundert

Sehnsucht nach einer umfassenden Ganzheit. Das 18. Jahrhundert gilt als Jahrhundert der Aufklärung. Eine spezifisch deutsche Tradition hat es mit dem Namen Winckelmanns verknüpft. Goethe hat ihn – kurz nach 1800 – zu einer Jahrhundertgestalt erhoben.<sup>8</sup>

### a Begeisterung für das Lesen und Sehnsucht nach Interessantem und Schönerem

Im 18. Jahrhundert nahm der Austausch mit Hilfe von Büchern und Zeitschriften zu. Sehr viel mehr Menschen begannen zu lesen und teilten anderen mit, was sie lasen und dachten.

Lesegesellschaften entstanden. Man sorgte dort dafür, dass Bücher ausgeliehen werden konnten. Das tat denn auch der Kleinbauer und Baumwollferger Ulrich Bräker, den man den „armen Mann aus dem Toggenburg“ nennt. Er hatte zwar eine grosse Familie und musste hart arbeiten, aber ständig las er:

*In mutlosen Stunden nahm ich meine Zuflucht zum Lesen ... lehnte und durchstänkerte jedes Buch, das ich kriegen konnte, in der Hoffnung etwas zu finden, das auf meinen Zustand passte.*

Er schrieb auch fortwährend Tagebuch und kommentierte Shakespeare. Besonders wichtig war ihm fromme christliche Literatur, die Bibel, insbesondere die Psalmen, daneben Predigtbücher, Katechismen, Erbauungs- und Andachtsliteratur, religiös begründete Anleitungen für das Alltagsleben, Gebetsbücher, Märtyrerbüchlein.

Vorlieben, wie sich ihnen Bräker hingab, teilten auch andere. Man schätzte die Geschichtsschreibung, zumal, wenn sie sich mit grossen Persönlichkeiten befasste. So las man die Biographien Plutarchs in den Salons von Paris. Insbesondere Frauen schätzten sie. Nicht allein. In Schillers Schauspiel *Die Räuber* (1781) treffen wir auf Karl Moor: Er lass bei Plutarch von grossen Menschen, floh in die Lektüre und ekelte sich vor seiner Zeit, dem „tintenklecksendes Säkulum“.

---

<sup>8</sup> Johann Wolfgang Goethe: Winckelmann und sein Jahrhundert in Briefen und Aufsätzen. Mit einer Einleitung und einem erläuternden Register von Helmut Holtzhauer, Leipzig 1969. Siehe auch Angelika Jacobs: „Empfindliches Gleichgewicht. Zum Antike-Bild in Goethes ‚Winckelmann und sein Jahrhundert‘“, in: Goethe-Jahrbuch 123 (2006) 100–114; Volker Riedel: „Zwischen Klassizismus und Geschichtlichkeit. Goethes Buch ‚Winckelmann und sein Jahrhundert‘“, in: International Journal of the Classical Tradition 13 (2006) 217–242; Volker Riedel: Goethes Blick auf die „Jahrhundert-Gestalt“ Winckelmann, Stendal 2011 (Akzidenzen 18).

## b Das wachsende Interesse an der Antike – Zürich als Beispiel

In gehobeneren Kreisen diskutierte man diese Themen, nachdem man das Neueste in Zeitschriften gelesen hatte. Johann Jakob Hottinger. In Zürich gaben Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger *Die Discourse der Mahlern* ab 1721 heraus. Zu den Zeitschriften zählen auch solche, die das Altertum behandeln, die *Tempe Helvetica*, benannt nach der reizenden thessalischen Talgegend, oder das *Museum Helveticum*. An der Limmat fühlte man sich dabei wie in Athen, und gerne pflegte man weitere Vergleiche zwischen Griechen und einer Schweiz, die als helvetisch gesehen wurde, so mit dem Berg- und Hochland Arkadien auf der Peloponnes.

Johann Jakob Bodmer (1698–1783) war erster Inhaber eines Lehrstuhls für Helvetische Geschichte (1731–1775), Jakob Breitinger (1701–1776) ein Philologe am Carolinum, der an Namen Karls des Grossen 1525 gegründeten theologischen Hochschule Zürichs. Bodmer und Breitinger kannten sich von der Schule. Zu ihrem Kreis gehörte auch der gelehrte Johann Kaspar Hagenbuch. Gleich ihr erstes Unternehmen, die Wochenschrift *Discourse der Mahlern*, zeugt von wegweisenden Veränderungen. Über drei Jahre hinweg (1721–23) verfassten die beiden zahlreiche Beiträge, um nach dem Vorbild des *Spectator* von Joseph Addison und Richard Steele zur Verbesserung der Sitten beizutragen. Diese Zeitschrift kannten sie durch eine französische Übersetzung. Land und Heimat waren ihnen wichtig. Kritik am unverständlichen Latein wurde geäußert. Gefördert werden sollten eine fortschrittliche und verständliche Geschichtsschreibung und eine gediegene literarischen Bildung.

Bodmer gründete schon als Neunundzwanzigjähriger eine „helvetische Gesellschaft“. Hier suchte er gerade auch die historischen Studien zu fördern. Dabei sollte es nicht um die Sammlung von Fakten, sondern um Sittenlehre für die Gegenwart gehen. Bodmer profilierte sich im Literaturstreit mit der Literaturtheorie des deutschen Schriftstellers und Professors Johann Christoph Gottsched (1700–1766). Er zog viele berühmte Besucher an und gilt als der bei weitem einflussreichste Dozent am Carolinum. Er war, um nur die bekanntesten Namen zu nennen, Lehrer des Malers Johann Heinrich Füssli, des Physiognomikers Johann Caspar Lavater sowie des Pädagogen Johann Heinrich Pestalozzi. Die Akzente der geistigen Beschäftigung verschoben sich von der Theologie in Richtung historischer und philologisch-sprachlicher Unterricht. Bodmer verfasste überdies über fünfzig Dramen.

Zahlreiche Werke Bodmers kamen mit der Hilfe Breitingers zustande. Besonders wirkungsmächtig war die allein unter dem Namen Breitingers erschienene zweibändige *Critische Dichtkunst* (1740), die den Bruch mit dem Leipziger „Diktator des deutschen

Geschmacks“, Johann Christoph Gottsched, einleitete. Gottsched, Bodmer und Breitinger wandten sich gegen den rhetorisch-pathetischen Stil des 17. Jahrhunderts. Dichtung sei lehrbar und eine Sache des Verstandes. Sie orientiere sich wie die bildende Kunst an der Nachahmung der Natur und habe eine moralisch-didaktische Aufgabe. Im Unterschied zu Gottsched, von dem Johann Elias Schlegel sagte, dieser sei der Auffassung, ein Gedicht liesse sich „wie ein Pudding nach dem Rezept machen“, gaben die „Schweizer“ der Einbeziehung möglicher Welten und damit der Freiheit, Wunderbares und Phantastisches zu gestalten, breiten Raum. Gleichberechtigt an die Seite der Vernunft trat die Phantasie. Empfindung, Rührung und Unterhaltung gehörten ihrer Auffassung nach fundamental zur Literatur. Den englischen Dichter John Milton schätzten sie von daher besonders. Die französische Regelpoetik lehnten sie ab.

Zu den historischen Studien des gründlichen und gelehrten Breitingers zählt die Präsentation und historische Auswertung der Ausgrabungen einer römischen Villa in Lunnern unweit Zürichs. Verständlicher in dieser Publikation für heutige Archäologen wirken freilich die Beschreibungen der Ausgrabungen durch den jungen Johann Georg Sulzer (1720–1797), der später Professor für Philosophie in Berlin wurde und als Hauptwerk eine *Allgemeine Theorie der Schönen Künste* vorlegte.

Unvergessen ist wohl auch, dass Breitinger die Türme des Grossmünsters, der markantesten Kirche in der Altstadt Zürichs, vor dem Abriss rettete. Ohne Breitinger gäbe es Zürichs Wahrzeichen nicht mehr.

Die Zürcher standen im Austausch mit zahlreichen Antikefreunden, so Goethe und Winckelmann. Füssli ging nach England.

### **c Johann Joachim Winckelmann (1717–1768)**

Ästhetik, Sitten und Gefühl und eine warme Sehnsucht nach Griechenland und Italien und einer besseren Gesellschaft und einem besseren Leben: Das alles findet man auch bei Winckelmann, das war ihm unendlich wichtig.

Geboren wurde er in Stendal als Sohn eines Schuhmachers. Ein Leben lang blieb er arm. Die Gegend hatte im Dreissigjährigen Krieg gelitten und erholte sich nur langsam.

Schule und Studium brachten Winckelmann in die Lage, selbst zu unterrichten. Er wurde Hauslehrer, dann Konrektor einer Lateinschule. Glücklicherweise wurde er dabei freilich nicht. Da forderte ihn 1748 der sächsische Graf Büнау auf Schloss Nöthniz bei Dresden auf, in seine Dienste zu treten, als Bibliothekar und Mitarbeiter für eine *Kayser- und Reichshistorie*.

Winckelmann hatte nun Zugang zu einer grossen Privatbibliothek und wurde bekannt mit dem gesellschaftlichen und kulturellen Leben in Dresden, wo August III. Hof hielt. Die Dresdner Oper war damals eine der grössten und besten Bühnen Europas. August III. besass auch eine hervorragende Gemäldesammlung und war ein leidenschaftlicher Bauherr. Nicht zuletzt wichtig für Winckelmann war der Maler, Bildhauer und Buchillustrator Adam Friedrich Oeser. 1754 zog Winckelmann in dessen Haus in Dresden ein, um das Zeichnen zu lernen. In diesem Umfeld entstand die 1755 erschienene erste Schrift *Gedancken über die Nachahmung der Griechischen Wercke in der Mahlerey und Bildhauer-Kunst*, der weitere programmatische Texte folgten, die epochemachend wirkten.

Für die Beschäftigung mit Kunst gab es aber auch zahlreiche Bücher. Für die Kunstanschauung waren sie wichtig. Die Geschichte der Kunstgeschichte von den Griechen zu den Römern, etwa zu Plinius dem Ältern, und hin zu den Künstlerviten Vasaris und den Ideen der Aufklärung etwa bei Shaftesbury oder Joshua Reynolds ist reich. Griechische und Römische Kunst spielte allezeit eine grosse Rolle, doch ebenso die Werke, welche die christliche Kirche als Mäzenin und Inspiratorin gefördert hatte. Winckelmann bewunderte und liebte insbesondere Raffaels Madonna, die er in Dresden sehen konnte. „Wie gross und edel ist ihr gantzer Contour!“ hat er geurteilt. Die Kunst des Altertums wurde unter anderem erschlossen durch das Oeuvre von Anne-Claude-Philippe de Thubières, de Grimoard, de Pestels, de Lévis, Comte de Caylus. Fünfzehn Jahre älter als Winckelmann erschien sein Hauptwerk *Receuil des antiquités égyptiennes, étrusques, grecques, romaines et gauloises* ab 1752.

Auf der Titelvignette der Schrift *Gedancken über die Nachahmung der Griechischen Wercke in der Mahlerey und Bildhauer-Kunst* findet sich ein berühmtes Horaz-Zitat:

*Vos exemplaria Graeca*

*Nocturna versate manu, versate diurna.*

*Studiert tags und nachts auf ewig die griechischen Vorbilder!*

*(Hor. ars. 268 f.)*

Die Kunst des klassischen Griechenland ist Winckelmann vorbildhaft. Sie sei in einem Land mit freiheitlichen Staaten unter besten klimatischen Bedingungen entstanden. Die Menschen waren schön, und ihre Kunst zeigt sie in dieser Schönheit. Beschreibungen der Laokoongruppe und der Dresdener „Herkulanerinnen“ gelten ihm als Beispiele. Diese idealische Schönheit bestehe in „edler Einfalt und stiller Grösse“, eine Formel Ösers, welche auch in der französischen und englischen kunsttheoretischen und philosophischen Literatur zu

finden ist, und man auch im Stil der Tragödie Racines oder der Komposition Poussins erkennen mag.

Winckelmann gelang es, seine Studien als Stipendiat des Dresdener Hofes in Rom fortzusetzen. Dort begann sein Glück. Er wurde Weltmann, Freund von Raphael Mengs, Bibliothekar des Kardinals Archinto, Vertrauter des Kardinals Alexander Albani, Präsident der päpstlichen Altertumsverwaltung, Cicerone der Celebrities, die Rom besuchten. Am wichtigsten blieb ihm das Studium der antiken Kunstwerke, besonders der Plastik. Er schuf ein Ordnungs- und Darstellungssystem der klassischen Kunst nach Stil der Völker, Zeiten und Künstler. Seine grossartige *Geschichte der Kunst des Alterthums* löste die *Thesauri* und Materialsammlungen des Barocks ab. Präzise Beobachtungen der visuellen, und beschreibbaren formalen Eigenheiten fügten sich hier in eine geschichtliche Darstellung, welche sich an der Vorstellung des Lebens von Wachstum, Blüte, Veränderung und Verfall orientierte. Die Begeisterung und Sehnsucht nach der griechischen idealen Schönheit ist von daher mit einer tiefen Melancholie verknüpft, die auch mit dem Schicksal der Heimat verknüpft ist. Die Gleichsetzung von Deutschland und Griechenland setzt hier ein. Wie eine Liebste ihren Liebhaber am Ufer des Meeres traurig wegsegeln sieht, so schaut Winckelmann am Ende seiner *Geschichte der Kunst des Altertums* auf die glänzende Zeiten der griechischen Antike:

*Ich bin in der Geschichte der Kunst schon über ihre Grenzen gegangen, und ungeachtet mir bei Betrachtung des Untergangs derselben fast zumute gewesen ist wie demjenigen, der in Beschreibung der Geschichte seines Vaterlandes die Zerstörung desselben, die er selbst erlebt hat, berühren müsste, so konnte ich mich dennoch nicht enthalten, dem Schicksale der Werke der Kunst, so weit mein Auge ging, nachzusehen. So wie eine Liebste an dem Ufer des Meeres ihren abfahrenden Liebhaber, ohne Hoffnung, ihn wiederzusehen, mit betränten Augen verfolgt und selbst in dem entfernten Segel das Bild des Geliebten zu sehen glaubt. Wir haben, wie die Geliebte, gleichsam nur einen Schattenriss von dem Vorwurfe unserer Wünsche übrig; aber desto grössere Sehnsucht nach dem Verlorenen erweckt derselbe, und wir betrachten die Kopien der Urbilder mit grösserer Aufmerksamkeit, als wie wir in dem völligen Besitze von diesen nicht würden getan haben. Es geht uns hier vielmals wie Leuten, die Gespenster kennen wollen und zu sehen glauben, wo nichts ist: der Name des Altertums ist zum Vorurteil geworden; aber auch dieses Vorurteil ist nicht ohne Nutzen. Man stelle sich allezeit vor, viel zu finden, damit man viele suche, um etwas zu erblicken. Wären die Alten ärmer*

*gewesen, so hätten sie besser von der Kunst geschrieben; wir sind gegen sie wie schlecht abgefundene Erben; aber wir kehren jeden Stein um, und durch Schlüsse von vielen einzelnen gelangen wir wenigstens zu einer mutmasslichen Versicherung, die lehrreicher werden kann als die uns von den Alten hinterlassenen Nachrichten, die, ausser einigen Anzeigen von Einsicht, bloss historisch sind. Man muss sich nicht scheuen, die Wahrheit auch zum Nachteile seiner Achtung zu suchen, und einige müssen irren, damit viele richtig gehen.*

#### d Neuhumanismus

Winckelmann wurde zum Schöpfer einer neuen Kunstgeschichte und Archäologie, erneuerte die Ästhetik und eröffnete den Weg zum Neuhumanismus, zur Deutschen Klassik, zum Klassizismus und zu seiner Dogmatisierung. So wichtig das Wort „klassisch“ ist, Winckelmann war ein lebendiger und freier Geist. Er hatte einen Sinn für das Unklassische, das Lebendige, die Geschichte. Sein Werk handelt nicht nur von Griechen und Römern, sondern schaut auch auf das Altertum und die Geschichte überhaupt, sie ist sich bewusst, dass Antike und Gegenwart von einander getrennt sind und dass es in der Antike auch Ungutes gab.

Eine starke Kraft der Modernisierung des Klassizismus und des Humanismus ist seine Kritik, der Antiklassizismus.<sup>9</sup> Der Prozess beginnt in der Antike. *Homo sum, humani nihil a me alienum puto* heisst es. Das Geflügelte Wort aus der Komödie trifft gerade den Sich-für-gescheit Haltenden und Selbstgerechten, der es ausspricht. Terenz hat es vom Griechen Menander übernommen. Wie Augustin überliefert, klatschte das Publikum gerne, wenn es den Ausspruch hörte. Der Dichter Christoph Martin Wieland bezeichnete ihn „bei all seiner ungeschmückten Einfalt“ als „besten“, „den die Menschlichkeit jemals einem Dichter

---

<sup>9</sup> Auseinandersetzungen mit der Griechischen Klassik bis hinein in die Gegenwart belegen das noch und noch, ich erinnere an: Die griechische Klassik. Idee oder Wirklichkeit. Eine Ausstellung im Martin-Gropius-Bau Berlin 1. März – 2. Juni 2002 und in der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 5. Juli – 6. Oktober 2002, Mainz a. Rhein 2002 (Katalogband); Zurück zur Klassik. Ein neuer Blick auf das alte Griechenland, hrsg. von Vinzenz Brinckmann, Eine Ausstellung des Liebighaus Skulpturensammlung, Frankfurt a. Main 8. Februar bis 26. Mai 2013, München 2013 (Katalogband). – Zum Folgenden dann Eckard Lefèvre in: Otto Herding (Hrsg.): Wegweisende Antike: Zur Aktualität humanistischer Bildung. Festgabe für Günter Wöhrle, Stuttgart 1986 (Humanistische Bildung, Beiheft 1, 39–49.



eingegeben hat“. Und der Glaube an Bücher und Gelehrsamkeit hat schon Lukian lächerlich gemacht, nicht als einziger. Der ungebildete sittenlos lebende und auf die Gunst des Herrschers hoffende Büchernarr sei hässlich wie Thersites bei Homer.

Auch auf Winckelmann wirkte solche Kritik ein. Wenn man an seine Briefe denkt oder sein unermüdliches Interesse für genaue Beobachtungen, so wirkt er zwar durchaus empirisch ausgerichtet, unklassisch, undogmatisch. Doch bekanntlich wollte er ein Lehrgebäude errichten; immerhin ein Gebäude, das auf die Geschichte und insbesondere die Kulturgeschichte ausgerichtet war. Dadurch wurde es zum ersten Mal möglich, die Kunst der Antike historisch einzuordnen.

Wenn dabei durch Winckelmann die Kunst der Griechen fortan als sehnsuchtsvoll gezeichnetes Vorbild dastand, so hatte Winckelmann selbst doch gewusst, dass diese Kunst ebenso unerreichbar bleiben musste wie für „eine Liebste an dem Ufer des Meeres“ ihr „abfahrender Liebhaber“ – so Winckelmann am Ende seiner *Geschichte der Kunst des Altertums*. In dieser berühmten Schlusspassage werden zwei weitere wichtige Punkte klar. Zum einen vertrat Winckelmann die Auffassung, als Moderner könne er mit seiner Darstellung übertreffen, was aus dem untergegangenen Altertum geblieben sei; zum anderen war er sich bewusst, selbst nicht mehr als eine „mutmaßliche Versicherung“ der Vergangenheit lehren zu können.

Wenige Jahre später schon kamen in der Tat neue Entdeckungen hinzu. Sie haben die von Winckelmann skizzierte Gesamtschau tatsächlich obsolet gemacht. Zugleich entstand ein Bild von Winckelmann als „Hohepriester des Neoklassizismus“ (wie es der Klassische Archäologe und Wissenschaftshistoriker Alain Schnapp in seinem 1993 publizierten wichtigen Werk *La conquête du passé. Aux origines de l'archéologie* rückblickend formuliert hat). Was geblieben ist: Beobachtungen, Begeisterung, ein System.

## Goethe

Als Goethe nach Rom reiste, traf er in Rom Winckelmann und war begeistert. Seine Sehnsucht nach Rom ist mit derjenigen Winckelmann nach der verschwundenen Antike vergleichbar. Und er meinte, sie gefunden zu haben. Er erlebte eine „Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet“ (20. Dezember). Später nahm er sie als Gipsabguss mit. Ein Gipsabguss, von seiner Materialität her, sei der Idee noch näher. Am 1. November 1786 bei seiner Ankunft in Rom schreibt er in seiner *Italienischen Reise*:

*Die Begierde nach Rom zu kommen, war so gross, wuchs so sehr mit jedem Augenblicke, dass kein Bleiben mehr war, und dass ich mich nur drei Stunden in Florenz aufhielt. Nun bin ich hier und ruhig, und wie es scheint, auf mein ganzes*

*Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl sagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man teilweise in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend sehe ich nun lebendig; die ersten Kupferbilder, deren ich mich erinnere – mein Vater hatte die Prospekte von Rom im Vorsaal aufgehängt – sehe ich nun in Wahrheit, und alles, was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzschnitten, in Gips und Kork schon lange gekannt, steht nun beisammen vor mir; wohin ich gehe, finde ich eine Bekanntschaft in einer neuen Welt; es ist alles, wie ich mir dachte, und alles neu.*

Am 3. Dezember hat er den Apoll von Belvedere gesehen, und anderes: „Wie will man sich aber, klein, wie man ist, und ans kleine gewohnt, diesem Edeln, Ungeheuren, Gebildeten gleichstellen?“ Dann berichtet er von Winckelmanns Kunstgeschichte, einem Werk, das er sehr nützlich finde. Mit Rührung habe er Winckelmanns Briefe, die er aus Italien geschrieben habe, gelesen (13. Dezember). Am 25. Dezember: „Der Marmor ist ein seltsames Material; deswegen ist Apoll von Belvedere im Urbilde so grenzenlos erfreulich; denn der höchste Hauch des lebendigen, jünglingfreien, ewig jungen Wesens verschwindet gleich im besten Gipsabguss.“ Er hatte sich dennoch schon dort einen kolossalen Kopf eines Jupiter angeschafft. Wohl beleuchtet stand dieser seinem Bett gegenüber, damit Goethe die "Morgenandacht" an ihn richten konnte. Auch die Katze der Wirtin habe diesen Jupiter verehrt.

**e Kant: Aufklärung durch Vernunft, Philosophische Fakultät und säkularer Staat**

**f Die Winckelmann-Rezeption, der Neuhumanismus und die Kritik am Dogma vom Klassischen Altertum: Sehnsucht und Pose**

„Mein lieber Pate Winckelmann! wie liebe ich deine Blütenfrische Einfalt u[nd] die Reinheit deiner frühgereiften Seele!“ So hat Friederike Brun nach oder bei der Lektüre von Winckelmanns *Geschichte der Kunst des Altertums* 1795 geschrieben.<sup>10</sup> Als dieses Werk erschien, 1764, fertigte Angelika Kaufmann ein Porträt von Winckelmann an. Winckelmann schreibt davon aus Rom am 18. August 1764 an den Bibliothekar Johann Michael Francke;

---

<sup>10</sup> Adelheid Müller: Sehnsucht nach Wissen. Friederike Brun, Elisa von der Recke und die Altertumskunde um 1800, Berlin 2012, 85. Siehe zum Folgenden u. a.: Ludwig Uhlig (Hrsg.): Griechenland als Ideal. Winckelmann und seine Rezeption in Deutschland, Tübingen 1988 (Deutsche TextBibliothek 4).

ein Brief, der vom lebendigen Betrieb und Milieu in Rom zeugt. Da gab es Austausch, und das Interesse an den neuen Antikeentdeckungen verband die Besucher:

*Mein Bildniss ist von einer seltenen Person, einer Deutschen Mahlerin, für einen Fremden gemacht. Sie ist sehr stark in Portraits in Oel, und das meinige kostet 30 Zecchini; es ist die halbe sitzende Figur. Sie hat dasselbe in Quarto geätzt, und ein anderer arbeitet es in schwarzer Kunst, um mir ein Geschenk mit einer Kupferplatte zu machen. Das Mädchen, von welcher ich rede, ist zu Costnitz geboren, aber zeitig von ihrem Vater, der auch ein Mahler ist, nach Italien geführt worden, daher sie welsch so gut als deutsch spricht; sie spricht aber dieses, als wenn sie in Sachsen geboren wäre. Auch spricht sie fertig französisch und englisch, daher sie alle Engländer, welche hierher kommen, mahlet. Sie kann schön heissen, und singet um die Wette mit unsern besten Virtuosen. Ihr Name ist Angelica Kaufmannin. Es ist ein Kopf einer Pallas zum Vorschein gekommen, von so hoher Schönheit, dass er alles von weiblichen Schönheiten, ja selbst die Niobe übertrifft, und von so harten Marmor, dass nichts fressendes denselben beschädigen können. Ich blieb stumm, taub und wie sinnlos, da ich denselben erblickte.*

## **g Französische Revolution und Klassizismus**

## 9 „Altertumswissenschaft“ und „Forschungsuniversität“

Forschung ist systematisches Suchen nach neuer Erkenntnis sowie auch das Dokumentieren und Weitergeben dieser Erkenntnis. Es ist kein zufälliges Finden. Forschung hat eine eigene Logik, die denn auch von einer grundlegenden Theorie der Wissenschaften und ihrer Methodik dargelegt wird.

Universitäten beanspruchen, Forschung zu leisten. Heute gibt es wohl zwischen 20–40 000 Hochschulen. In den bekannten Rankings erscheinen global sichtbar 500–1000.

So wichtig wie Forschung sind Erziehung, Bildung, institutionalisierte Ordnung dieser Tätigkeiten, Vermittlung von Abschlüssen, die damit verbundenen Riten und die dazugehörige Repräsentation und die Flüsse des Geldes. So ist die Universität zunächst nicht Forschungsuniversität, sondern sie ist eine Verwaltungs- und Erziehungs-, Disziplinierungs- und Versorgungseinrichtung. Sie bietet Schutz und Garantie, Autorität. Sie steht heute in Konkurrenz mit zahlreichen weiteren Universitäten und Einrichtungen der Erziehung, Wissensvermittlung und Forschung ausserhalb der Universitäten.

Zentrale Einrichtungen der Forschung wurden Labor und Seminar an den Universitäten und Feldforschung ausserhalb ihrer Räumlichkeiten. Seit jeher ist solche Forschung indes auch nur in Verbindung mit Universitäten oder auch unabhängig von ihr betrieben worden.

Von ihrer Geschichte her sind Universitäten keine Forschungsuniversitäten. Sie entstanden im Mittelalter als Einrichtungen des Weitergebens von Wissens, des Lehrens und Lernens, in korporativ erfassten und privilegierten Personenverbänden von Lehrenden und Lernenden.

Eine Rückbindung an die Antike gehört von Anfang an zu ihrer Selbstdarstellung, obschon die Vorstellungen von Forschung modern sind und sich ständig entwickeln. Wissenschaften, die sich mit dem Altertum und seinem Erbe befassen, insbesondere Theologie, Rechtsgeschichte sowie Kenntnisse von Latein und Griechisch spielen von daher an den Universitäten seit jeher eine einflussreiche Rolle.

Ein wichtiger Antrieb zur Forschung sind Passionen und Interessen. Passionen hängen von der Begeisterung von Menschen ab, Interessen fokussieren diese auf Ziele oder machen Forschende gar abhängig. Das können auch ausserwissenschaftliche Interessen sein. Passionen und Interessen kann eine Institution fördern, aber nicht an und für sich schaffen oder anbieten.

Zunächst die Hoffnung auf die Bücher. Ihre Macht hatte man in der Reformation erlebt. Die Theologie ersetzen.

## a Universitäten, ihre ständige Reformierung und die Frage nach dem Verhältnis von Antike und Moderne

Universitäten gehören zu einem System von Bildungs- und Wissenseinrichtungen und werden wie alle diese Einrichtungen fortwährend reformiert. Humanismus und Reformation brachten einen grossen ersten Reformschub. Die Hochschulen sind dadurch besser geworden. Der Preis dafür waren freilich die konfessionelle Ausrichtung und die Abhängigkeit von den Landesherren.

Zweifel und Kritik an der Bedeutung des Rückbezugs auf Griechen und Römer wurden immer wieder geäussert. So lehnten Humanismus und Reformation die Ausrichtung auf eine scholastische Fixierung auf die mittelalterliche Aristotelesauslegung ab. Bald wurden aber auch die neuen humanistischen Rückbezüge auf die Antike in Frage gestellt. Erasmus kritisierte die Cicero-Imitation, Rabelais in seinem satirischen Romanzyklus über die Riesen Gargantua und Pagagrueil manche negative Seiten des Humanismus, obschon seine Sympathien entschieden bei diesem lagen. Von kirchlicher Seite lehnte man unter anderem die Rückbezüge auf Lukrez ab. Thomas Hobbes warnte in seinem *Leviathan*, das Argumentieren mit der Antike habe viel Unheil angerichtet. Im 21. Kapitel des zweiten Teiles, der vom Staat handelt, der stark sein soll, heisst es:

*Und durch die Lektüre dieser griechischen und römischen Schriftsteller (Aristoteles, Cicero) wurde es den Menschen von Kindheit an unter dem Einfluss eines falschen Freiheitsbildes zur Gewohnheit, Aufruhr gutzuheissen und die Handlungen ihres Souveräns sowie die Kritik der Kritiker zu kritisieren, was mit soviel Blutvergiessen verbunden ist, dass ich wohl recht habe, wenn ich sage, dass niemals etwas so teuer erkaufte wurde wie das Erlernen der griechischen und lateinischen Sprache von der westlichen Welt.*

### Querelle des anciens et des modernes

Bald einmal stellte sich die Frage, ob nicht vielleicht doch die Moderne weiter gekommen sei als die Antike. Unter Louis XIII. wurde 1634 in Paris die *Académie Française* eröffnet. Am 27. Januar 1687 verlas hier der Dichter Charles Perrault sein Gedicht *Le siècle de Louis le Grand*. Der Anlass war die Genesung des „Sonnenkönigs“ Louis XIV. von einer Operation.

*La belle Antiquité fut toujours vénérable;  
Mais je ne crus jamais qu'elle fût adorable.  
Je voy les Anciens sans plier les genoux,*

*Ils sont grands, il est vray, mais hommes comme nous;  
Et l'on peut comparer sans craindre d'estre injuste,  
Le Siecle de LOUIS au beau Siecle d'Auguste.*

*Die schöne Antike verdiente immer Verehrung,  
Doch nie, glaubte ich, Anbetung.  
Ich sehe die Menschen der Antike, ohne die Knie zu beugen,  
Sie sind groß, das ist wahr, doch Menschen wie wir;  
Und man kann den Vergleich anstellen, ohne ungerecht zu sein,  
Zwischen dem Zeitalter von LOUIS und dem schönen des Augustus.*

*Charles Perrault: Parallèle des anciens et des modernes en ce qui  
regarde les arts et les sciences.*

Perrault rühmte die Fortschritte in den Naturwissenschaften und Künsten unter dem Sonnenkönig. Man sei weiter als die Kultur des Altertums, habe die Antike übertroffen. Gleichwohl benutzte freilich Louis XIV. – wie alle absolutischen Herrscher – die Antike für seine Herrschaftspropaganda.

Viel Gewicht besass in dieser Zeit der Universalhistoriker und Geschichtstheologe Jacques Bénigne Bossuet (1627–1704). Er sah in den Tugenden und Werten Roms ebenso wie in dessen militärischen Qualitäten ein Vorbild. Allerdings sei Rom wegen der Eifersucht unter den Ständen zugrunde gegangen. Doch Gott lenke die Geschichte, sie sei Heilsgeschichte. Natürlich schloss er sich den Traditionalisten unter Leitung von Nicolas Boileau an, einem Autor, der damals grosses Ansehen genoss.

Die Kritik an der Antike kam nicht wirklich voran. In der Sache selbst setzten sich freilich klar die Modernen durch, ihr brilliantester Fürsprecher war wohl Bernard le Bovier de Fontenelle.

1692 meldete sich Sir William Temple mit seinem *Essay upon Ancient and Modern Learning* zu Wort und verteidigte die Alten. Der einstige englische Staatsmann hatte sich 1681, als Karl II. das Parlament auflöste, auf ein Landgut zurückgezogen. Jonathan Swift war sein Sekretär. Jonathan Swift, bestens bekannt wohl immer noch für *Gullivers Reisen*, nahm gleichermassen Partei für das Altertum. Sein Werk *Battle of the books* gab der Debatte über die *Querelle* in England, ihren eingängigen Namen. Temple hatte dummerweise seine Liebe zu Aesops Fabeln und zu den Briefen des Phalaris bekannt:

*Ich finde, dass die Briefe des Phalaris mehr Rasse, mehr Geist, mehr durchschlagenden Witz und Genie besitzen als alle anderen, die ich je sah, antike und moderne. (Works, Bd. 3, 1841, 478)*

Der grosse Philologe Richard Bentley (1662–1742) zerpfückte das Argument mit all seinem Geschick für Satire mit ebensoviel polemischer wie wissenschaftlicher Energie. Die Briefe waren unecht.

John Dryden machte klar, dass Shakespeare der Homer der Moderne war. Auch Dichtung und Literatur sollten nicht auf das Vorbild der Antike ausgerichtet sein.

Die Aufgabe, die sich Bentley stellte, und die er mit einer geradezu unheimlichen Gedankenschärfe meisterhaft anging, richtete sich auf die Rekonstruktion und das Verstehen der antiken Hinterlassenschaft.

Ein festgefügtes und an und für sich überholtes Geschichtsbild behielt gleichwohl seinen Einfluss. Vermittelt hat es unter anderem Charles Rollin (1661–1741), und zwar in Frankreich wie auch in Deutschland, wo sein Geschichtswerk an den Ritterakademien viel Einfluss erzielte. Seine Sympathien lagen bei Port Royal, einem Kloster in Paris, wo Jansenius einen strengen Augustinismus eingepflanzt hatte, der ähnlich wie einst Calvin (aber ohne dessen Annahme einer Rechtfertigung durch den Glauben ohne katholische Kirche), die Verderbnis der menschlichen Natur und des freien Willens sowie die Prädestination Gottes lehrte und Scholastik und Aristotelismus ablehnte. Beeinflusst von Bossuet stellte Rollin sich vor, dass Gott die Geschichte lenke. Rom diene dem Triumph des Christentums. Rollin war Rektor der Universität Paris.

## **b Entwicklung altertumswissenschaftlicher Methoden und altertumswissenschaftlicher Systematik**

Bis ins 18. Jahrhundert hinein hatten sich die Wissenschaften vom Altertum enorm entwickelt. Doch was ihnen fehlte, war die Ausrichtung auf Empirie und eine intellektuelle Durchdringung des Materials. Bibliotheken von Gelehrsamkeit entstanden. Man kompilierte und sammelte. Typisch sind die *Thesauri*, „Schätze“, Werke, in denen der Wille zur Systematik einer Altertumskunde sich mit umfassender Dokumentation verbindet. Es hatte sich eingebürgert, alles, was man von der Antike hatte, nach Sachgebieten gegliedert festzuhalten. Dabei bezog man nun auch die in der Frühen Neuzeit entstandenen Publikationen ein. Für das lateinische Altertum legte Johann Georg Graevius einen *Thesaurus antiquitatum Romanorum* (1694–1699) vor, bis heute die grösste Sammlung frühneuzeitlicher Schriften aus der Frühen Neuzeit über das Altertum. Ergänzt wird sie durch den zwölfbändigen *Thesaurus antiquitatum et historiarum Italiae*, den Pieter Burmann der Ältere

vollendete. Johann Friedrich Gronovius stellte ihm einen gleichfalls zwölfbändigen *Thesaurus Graecarum antiquitatum* zur Seite, der 1697–1702 erschien und etwa 300 Abhandlungen enthält. Sie betreffen: Archäologie, Geschichte, Geographie, Literatur, Numismatik sowie Staats- und Privatdenkmäler. Wenig später wurden die Werke des Graevius wie auch des Gronovius in Venedig in monumentalen 33 Foliobänden 1732/33 noch einmal publiziert.

Die Systematik der Gliederung orientiert sich am Vorbild Varros. Das zeigt sich schon früh an Flavio Biondos *Roma triumphans*. Biondo bietet nicht nur Geschichte, sondern ebenso eine enzyklopädische Darstellung. Er nimmt damit Anregungen Varros auf, der die historische Kultur Rom nach Staats-, Privat-, Religions- und Kriegs-Altertümern gegliedert hatte. Das systematische Unternehmen Biondos hat unter anderem der deutsche protestantische Lehrer und Pfarrer Johannes Rosinus erweitert und erneuert.

Zu erwähnen sind gewiss die Arbeiten der Vitruvianischen Akademie in Rom, einem Kreis von Gelehrten und Künstlern, die um 1540 am Hof des Farnese-Papstes Paul III. wirkten. Die Mitglieder trafen sich mehrfach in der Woche und studierten Vitruvs *De architectura*. Zugleich erforschte man die Monumente der ewigen Stadt und las die antiken Quellen. Die Ergebnisse sollten in zwanzig Büchern publiziert werden, die ersten zehn hätten Vitruv und die antike Architektur behandeln sollen, die restlichen alle übrigen Gattungsbereiche.

Jacques Spon (1647–1685) unterteilte die Darstellung der Kenntnisse der Antike durch ihre Zeugnisse in acht Klassen: Numismatik, Inschriftenkunde, Architektur, Ikonographie (aufgeteilt in Skulptur und Malerei), Gemmen, Reliefkunde, Metrologie, Vasen, antiquarische Realia, Bibliographie. Viel verdankte er dabei Nicolas-Claude Fabri de Peiresc (1580–1637), dessen Nachlass er in Aix-en-Provence konsultieren konnte. Der Historiker, Numismatiker, Archäologe und Antiquar Peiresc hatte die Antike intensiv studiert und vieles schriftlich festgehalten, aber nicht publiziert. Insbesondere war er einige Jahre Italien gewesen, hauptsächlich in Padua und Rom. In Rom hatte er dem Kreis von Fulvio Orsini (1529–1600) angehört, der die Antikensammlung der Farnese nach Standorten inventarisiert hatte. Die Gliederung von Jacques Spon wiederum beeinflusste den Heidelberger Antiquar Lorenz Beger (1653–1705) und dessen Werk *Spicilegium antiquitatis sive variarum ex antiquitate elegantiarum* (1692).

Gelehrsamkeit hofft auf die Wirkung der Worte der Bücher, identifiziert sich mit deren vermuteter und beobachteter Macht. Luther hatte sie besonders eindrucksvoll vorgeführt. Seine Bibel schuf die deutsche Sprache, sie reformierte die Kirche, sie führte zu sozialen Unruhen und Kriegen und zu mehr Freiheit für die deutschen Staaten.



Gelehrsamkeit knüpfte weiter an den humanistischen Idealen an und entwickelte diese weiter. In einer Zeit der Unsicherheit boten die Studien die Möglichkeit unter schwierigen Bedingungen ein stabiles Selbstbewusstsein auszubilden. Ein solcher Humanismus hatte ein Erziehungspotential und konnte in der Pädagogik und an den Universitäten angewandt werden.

Gelehrsamkeit reagiert also durchaus auf die Zeit, nimmt sie wahr, und von daher hat sie trotz der schwerpunktmässigen Arbeit in abgeschlossenen Räumen mit Büchern einen Bezug zur Empirie, aber ihre empirische Ausrichtung hat Grenzen. Dies zeigte sich gerade bei den Objekten, die sie untersuchte und mit denen sie argumentierte. Nicht bei allen, immerhin. Bei der Lexikographie war die Methode des kompilierenden und ordnenden Sammeln erfolgreich und auch bei der Darstellung der Kaisergeschichte durch Tillemont. Die gelehrte und systematische Sammlung von Altertümer bot zwar vieles. Insbesondere führt von ihr der Weg zu einer modernen Kulturgeschichte. Doch wenn Münzen, wie bei Goltzius, phantasievoll erfunden sind, um nicht von Fälschung zu reden, dann springen die Mängel ins Auge.

Die neue *Académie des Belles lettres des inscriptions et belles-lettres* wurde zur Förderung einer präzisen, auf Empirie, das heisst Anschauung der Inschriften beruhenden Epigraphik, gegründet und besass darin im Vergleich zu den traditionellen gelehrten Sozietäten und Akademien eine neue Ausrichtung.

Der bereits genannte grosse Bentley studierte die Handschriften und fand hier neue Lösungen: Es komme auf das Verstehen an, nicht auf das Studium sämtlicher Handschriften. Er sei seiner Zeit zwei Jahrhunderte voraus gewesen, urteilte Böckh.

Mit Voltaire und Montesquieu trat wirkliche Kritik an überlieferten und ungeprüften Meinungen auf. Sie verstärkte sich im Zuge der Aufklärung. Zugleich entstanden Entwürfe für eine konsequente Darstellung eines Themas. Die Polyhistorie und die antiquarische Betrachtungsweise wurden überwunden. Man fragte nach den Gründen für den Untergang Roms, stellte Formen des Fortschritts dar, schrieb Kulturgeschichte wie Barthélemy.

Der Historiker Louis de Beaufort (1703–1795) erkannte die Schwächen der Darstellungen der römischen Frühgeschichte.

Das Denken wurde säkular und trennte sich mehr und mehr vom Primat der Theologie. Vico entwickelte die Anthropologie.

Die neuen Vereinigungen und Mittel des 18. Jahrhunderts haben viel bewirkt. Maler. Society of Antiquaries. Hinzu kamen Reisen und archäologische Ausgrabungen.

Erweiterung der Studien auf Dänen, Britisches ...

## c Die Reform des Studiums – die Begründung von Altertumswissenschaften in der deutschen Forschungsuniversität – der Weg zum Neuhumanismus

Im 17. Jahrhundert kamen die stärksten Anregungen aus Frankreich. Dort war das Gravitationszentrum der Kultur, ihr Parnass. Und Holland hatte auch führende Köpfe, so Grotius.

Glänzend wirkte Bentley in Cambridge. Die Universitäten in Grossbritannien waren aber nicht sehr zahlreich und hatten auch nicht so viel Studierende, und Reformen konnten sich dort nicht so rasch durchsetzen.

Den grössten Nachholbedarf hatte man im deutschsprachigen Raum. Zunächst versuchte man ihn mit Ritterakademien zu erfüllen. Hier sollten junge Adlige perfekte Hofmänner und Kavaliere werden. Doch gab auch neuen Tendenzen nach und integrierte beispielsweise die Kameralistik in die Lehrpläne, die Lehre von der öffentlichen Verwaltung. Theologie und Latein verloren an Bedeutung. Die deutschen Verhältnisse zeichnen sich dadurch aus, dass es zahlreiche Landesherren gab und diese daran interessiert waren, den Zustand ihrer Länder zu verbessern.

Deswegen war das Heilige Römische Reich Deutscher Nation um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert das mit 23 protestantischen und 18 katholischen an Universitäten reichste Land in Europa. Neugründungen kamen hinzu, darunter die Reformuniversitäten in Halle und Göttingen, die zu den modernsten Europas wurden.

Zu den modernen Einrichtungen in Göttingen zählte eine erstklassige Bibliothek. 1734 kam an diese eben gegründete Universität Mathias Gesner, der die Reform des Unterrichtes in den Wissenschaften vom Altertum auf einen Weg gebracht hat, den man als Weg zum Neuhumanismus bezeichnet. Er schenkte den Griechen mehr Beachtung und übernahm für den Lateinunterricht das philanthropinistische Prinzip, dass man die Sprache durch den Gebrauch lerne.

Philanthropinismus war eine starke pädagogische Reformbewegung, die damals entstand und vor allem mit dem Namen von Basedow und seinem 1774 gegründeten Philanthropinum in Dresden verknüpft ist. 1808 polemisierte der Philosoph Friedrich Immanuel Niethammer in seiner Schrift *Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichts unserer Zeit* gegen diese Bewegung. Er sah in ihm einen Animalismus, ein Rückschritt der Kultur, den Hass auf das Geistige, was nicht zutrifft. Und natürlich finden sich im Neu-Humanismus gerade philanthropinistische Prinzipien, wie eben schon zu Beginn dieser Bewegung bei Gesner zu sehen ist. Paradox ist es, dass

ausgerechnet Niethammer, der den Neuhumanismus so verkannt hat, zum ersten Mal den Begriff „Humanismus“ verwendet.

Gesner gründete in Göttingen ein „Seminar“ und verfasste für dieses Seminar 1737 eine Schulordnung. Er hatte lange Schulerfahrung und wusste, worauf es beim Lernen ankam. Anders als früher wurde in seinem Seminar nicht versucht, im Stile der antiken Autoren zu schreiben. Man las sie, und die Lektüre sollte Urteil und Geschmack bilden und das Ausdrucksvermögen in der eigenen Sprache fördern. Das Seminar diente speziell der Ausbildung von Lehrern. Forschung und Lehre sowie Universität und Gymnasium wurden so verknüpft.

Christian Gottlob Heyne (1729–1812) setzte diese Reformen fort und machte Göttingen zu einer Art Geburtsstätte der modernen Altertumswissenschaften. 1763 wurde er Nachfolger Gesners in Göttingen und Professor für Eloquenz und Dichtung. Er leitete das Philologische Seminar, amtierte als Bibliothekar und war Mitglied der Societät der Wissenschaften. Die Göttinger Universitätsbibliothek vermehrte damals ihren Bestand von 60'000 auf 200'000 Bände und wurde besser organisiert. Als Philologe und Professor ging es ihm ähnlich wie Gesner um die Förderung ästhetischer Wahrnehmungsfähigkeiten, von denen er der Auffassung war, sie sollten zeitlosen Massstäben folgen. Von seinen zahlreichen Publikationen am meisten Ruhm verschaffte ihm seine vierbändige kommentierte Edition der Werke Vergils. Vergil war für ihn ein ebenso grosser Dichter wie Homer. Die römische Literatur schien ihm der griechischen ebenbürtig zu sein. Aus der Zusammenarbeit mit einem Verleger entstand die deutsche Ausgabe der *General History of the World* von William Guthrie und John Gray unter dem Titel *Allgemeine Weltgeschichte*. Geschichte galt ihm allerdings nur als Dienerin der übrigen Wissenschaften. Die antike Historiographie sah er aus dem Mythos hervorgehen. In den *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* besprach Heyne unzählige Publikationen und interessierte sich gerade für Perioden und Gebiete, die schlecht bekannt waren, so Indien.

1777 immatrikulierte sich Friedrich August Wolf (1759–1824) als *studiosus philologiae* in Göttingen, ein legendenumrankter in der Philologiegeschichte berühmter Vorgänger. Wolf besuchte Heynes Vorlesungen und konzentrierte sich bald auf Homer und Platon. 1783 wurde er Professor in Halle, jener Universität, die 1806 im Zuge der Eroberungen Napoleons geschlossen wurde. Daraufhin reagierte Preussen mit der Gründung neuer Universitäten, an denen die Ideen des Neuhumanismus durchgesetzt wurden. Die Sympathien des ebenso leidenschaftlichen wie menschlich schwierigen Wolf galten den heidnischen, griechischen Klassikern Homer und Platon. In Kürze gelang es ihm, die

Probleme um Homer und Platon zu beherrschenden Themen der Altertumswissenschaft zu machen, und dies über Generationen hinweg. In seinen *Prolegomena ad Homerum* zeigte er meisterhaft die Geschichte des antiken Textes. Die ursprüngliche Fassung zu rekonstruieren erwies sich als unmöglich, wohl aber konnte man zu den Texten der alexandrinischen Grammatiker im dritten Jahrhundert v. Chr. gelangen. Bei der Erforschung des Ursprunges der homerischen Dichtung berücksichtigte und zeigte Wolf die einzigartige geschichtliche Stellung der homerischen Epen. Alles begann mit der mündlichen, nicht mehr rekonstruierbaren Überlieferung durch Sänger, nicht durch einen einzigen Autor, den man später Homer nannte. Mit diesem Werk begründete Wolf eine modernisierte wissenschaftliche Philologie und emanzipierte sie von der Theologie. Griechische und lateinische Autoren wurden nicht mehr zusammen mit hebräischen Texten untersucht.

In vielem setzte Wolf Heyne fort, den er freilich kritisierte, und mit dem er nicht zurecht kam und in Abhebung von ihm die „Klassische“ Philologie auf das Griechische als ihren angesehensten Teil fokussierte. Er setzte indes Heyne fort in der Ausrichtung auf historische Rekonstruktion der Texte, in der Auffassung der Altertumswissenschaft als organisches Ganzes und in der anthropologischen Konzeption der Antikestudien mit ihrem begründenden Interesse für den Menschen und das Menschliche, den Humanismus.

Die Disziplinen der Wissenschaften vom Altertum benannte Wolf als ganzes „Altertumswissenschaft“. Durch ihn wurde dieser Begriff begründet und grundlegend, auch wenn dann in den Wissenschaften vom Altertum neue Ansprüche auf Leitung hinzugetreten sind, Geschichte, Archäologie und die Konzeption der Classics.

Nachzulesen ist die Begründung des Konzepts der Altertumswissenschaft in einer Vorlesung, die Wolf achtzehnmal wiederholte und welcher er die endgültige Gestalt nach der Niederlage von Jena gab: *Darstellung der Alterthums-Wissenschaft nach Begriff, Umfang und Zweck*. Es war Goethe, der ihn dazu aufforderte. Und für Goethe hatte Wolf auch eine Darstellung des Lebens Winckelmanns geschrieben, den Goethe zur Jahrhundertgestalt erhob, und dessen Kunst des Altertums, die Vorbildhaftigkeit der Griechen als ein zeitloses Ganzes so hervorgehoben hatte. Die Darstellung der Alterthums-Wissenschaft sollte diese „zu einem organischen Ganzes“ machen, gegliedert in 24 Disziplinen.

Hier ist an einer etwas versteckten, aber wichtigen Stelle Wilhelm Humboldt zitiert. Auch Humboldt hatte bei Heyne studiert. Und Humboldt hatte ähnliche Ideen. Vom jungen Humboldt zitierte Wolf denn in einer Fussnote einen Text über drei Seiten hinweg, „eines Gelehrten“ und vortrefflichen, guten und schönen Mitphilologen, wie er festhält, dankbar, aber ohne den Namen zu nennen, einen Text, der berühmt werden sollte, und den Humboldt

am 23. Januar 1793 mit einem langen Begleitbrief an Wolf geschickt hatte: *Über das Studium des Alterthums, und des griechischen insbesondere*. Es ging um ein überindividuelles und geradezu religiöses Anliegen. Wolf zitiert Humboldt:

*Diese obenhin gethane Erwähnung des Werthes der eigentlichen Real-Doctrinen öffne uns jetzt den Zugang zu dem schon hin und wieder angedeuteten letzten Ziele aller in Eins verbundenen Bemühungen, gleichsam zu dem, was die Priester von Eleusis die Eoptie oder Anschauung des Heiligsten benannten. Die einzelnen von uns angegebenen Gewinne verhalten sich zu dem hier zu erwerbenden im Grund nur wie Vorbereitungen, und alle bisherigen Ansichten laufen zu diesem vornehmsten Ziele wie zu einem Mittelpunkte zusammen. Es ist aber dieses Ziel kein anderes als die Kenntniss der alterthümlichen Menschheit selbst, welche Kenntniss aus der durch das Studium der alten Ueberreste bedingten Beobachtung einer organisch entwickelten bedeutungsvollen National-Bildung hervorgeht. (124 f.)*

Bald sollte der Moment da sein, diese Ideen umzusetzen. Die Niederlagen gegen Napoleon und der Verlust der Universität Halle verlangten nach Antworten. Sie wurden unter anderem mit Universitätsgründungen gegeben, doch sind diese nur Teil zahlreicher weiterer Reformen. Bei der Universitätsgründung stellten sich die schon zuvor diskutierten Fragen nach der Freiheit der Forschung und nach der Gewichtung der in Fakultäten gegliederten Disziplinen.

Immanuel Kant hatte hier die wichtigen Antworten in seiner Schrift *Der Streit der Fakultäten* gegeben. Es bedurfte in Berücksichtigung der staatlichen Interessen der „oberen Fakultäten“, wie Kant sie nennt, Theologie, Jura und Medizin. Diese schöpfen ihre Lehren aus der Bibel, dem Landrecht und der Medizinalordnung, staatlichen Vorgaben also. Frei ist indes die untere Fakultät, die Philosophische Fakultät. Sie hat „nur das Interesse der Wissenschaft zu besorgen“. Ihre Sache ist das Historische, wozu Kant auch alles Empirisch-Naturwissenschaftliche zählt, sowie die reine Vernunftkenntnis, das heißt reine Mathematik und reine Philosophie.

Während der Philosoph Fichte gegen einen Einbezug der Theologie plädierte, legte Schleiermacher Argumente für die Zugehörigkeit der Theologie zur Universität vor. So hilft Theologie beim Verstehen des geschichtlich Gewordenen.

Die Altertumswissenschaften erhielten eine führende Rolle. Man hat ihre Konzeption immer wieder erklärt und diskutiert, und auf verschlungenen Wegen ist sie doch erweitert worden. Hinzu gekommen ist die Ausrichtung auf die Hermeneutik, Sprachen und Sprachen

überhaupt, unabhängig von Latein und Griechisch, die Untersuchungen von Religion und Volkskundlichem.

Wolf lehnte einen Ruf ab, seine Kräfte waren erschöpft. Seine Schüler Böckh und Becker wirkten indes in Berlin weiter. Die Gesner, Heyne und Wolf so wichtige Idee des Seminars wurde insbesondere von August Böckh gepflegt und entwickelt. Sie galt als innovative Lehr- und Arbeitsform. Hier war den Aktivitäten der Studierenden Raum gegeben. Hausarbeiten und Dissertationen entstanden. Die Forschung blühte, und man war stolz auf sie. Man organisierte die Seminare als eigenständige Verwaltungseinheiten mit einem eigenen Finanzetat. Bald übernahm man überall dieses Modell. Die Forschungsuniversität benutzt es bis heute.

#### **d Forschungsstrukturen ausserhalb der Universität – Ausblick**

Ist führende Forschung aber auch an der Forschungsuniversität vorhanden? Schauen wir auf die für die Humanities so wichtigen Seminare, so wird man diese Frage zumindest heute kaum bejahen können. Zwar nimmt dort die Rede von Forschung einen unverschämt plakativen Platz ein, und gleichwohl sind die dort entstandenen Produkte kaum je Beiträge, welche den Stand der Forschung spiegeln noch erst voranbringen, ja sie sind zumeist weit entfernt davon. Forschung vorangetrieben wird hingegen häufig in Einrichtungen ausserhalb der Universitäten. Die Entwicklung müsste über eine lange Zeit hin und vor allem eingehender verfolgt werden.

Wenn die Erforschung von Quellen und deren Erschliessung als Grundlagenforschung betrachtet wird, so haben die spezifischen Institutionen den Universitäten mehr und mehr den Rang abgelaufen. Initiiert worden sind sie zwar häufig von Personen, die an Universitäten tätig waren, so die Editionsprojekte für lateinische und griechische Quellen, erwähnt seien nur gerade die *Monumenta Germaniae Historica* oder das *Corpus Inscriptionum Latinarum*.

Für die Erforschung von Monumenten und des Bodens sind Einrichtungen wie das *Deutsche Archäologische Institut* oder die zahlreichen Denkmalpflegen weitaus wichtiger als die Universitäten.

Für die Erforschung von Manuskripten ist eine *École des Chartes* wichtiger als der Besuch von universitären Veranstaltungen.

Museen, Münzkabinette und Archive bieten bessere Forschungsmöglichkeiten, erhalten mehr Ressourcen und verfügen über mehr Kompetenzen als Universitäten.

Sogar im professionellen Handel mit Antiquitäten waren und sind nicht selten bessere Möglichkeiten vorhanden, den aktuellen Stand des Wissens zu erweitern.

Zahlreiche Akademien und Vereinigungen sorgen auf einem weitaus höheren Niveau als in der universitären Ausbildung über den Austausch von Wissenschaft und Forschung.

Bei notwendigen technischen Kompetenzen, etwa zur Kartographie und Topographie, verfügen staatliche Institutionen über weitaus qualitativere Daten als Universitäten.

Die immer zahlreicher werdenden Medien vermögen viel anschaulicher und zeitgerechter über Entwicklungen in der Forschung zu berichten, als es in universitären Einrichtungen und Studiengängen möglich ist.

Die Beiträge von Dilettanten und Amateuren waren seit jeher wichtig. Heute sind die Beiträge im Internet von erstrangiger Bedeutung.

## 10 Altertumswissenschaft im 19. Jahrhundert. Die Begründung des Seminarbetriebs in Zürich und die Folgen

### a Aufklärung und die Reformen Humboldts

Zürich im 18. Jahrhundert galt Freunden der Antike als Limmatathen. Das Interesse am griechisch-römischen Altertum blühte, wie wir in Vorlesung 9 gesehen haben, wobei freilich gerade auch unter den am Altertum Interessierten starke rückständige Kräfte zu finden sind. Johann Jakob Hottinger (1750–1819) war nicht nur Aufklärer, sondern vertrat oft einen erbärmlichen Philologismus und schrieb schwer verständliche Bücher und kritisierte Herder und Goethe. Dazu Weilenmann. Ein Pestalozzi wurde in Zürich kaum gehört, obschon seine Frau von dort kam.

Schulen und Hochschulen lagen deshalb im Argen. Solche Rückständigkeit war auch ein Faktor beim Zusammenbruch des Ancien Régime. Als Aufklärung und Französische Revolution alles änderten und wenig später Napoleon die Schweiz eroberte, wurden die Verhältnisse allmählich grundlegend neu geordnet, nicht ohne Zögern und nicht ohne Widerstand. Nach dem Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft wurde die Helvetische Republik eingerichtet. Als Minister für „Wissenschaften, Künste, Gebäude und Strassen“ legte Philipp Albert Stapfer einen Schulreformplan vor, der ein dreistufiges System mit Grundschule, Gymnasium und einer zentralen Hochschule vorsah, aber nicht umgesetzt werden konnte.

In Preussen zeitigten Bildungsreformpläne am schnellsten und am durchschlagendsten Wirkungen. Sie sind insbesondere mit dem Namen Wilhelm von Humboldts verknüpft. Diese Reformen gaben dem griechisch-römischen Altertum einen besonderen Platz.

### b Universitätsgründung in Zürich

Die Restauration behinderte die freie Entwicklung von Wissenschaft und Universität. In der Schweiz vermochten sich die fortschrittlichen Kräfte insofern rascher durchzusetzen, als die Regeneration ab 1830 einsetzte, und es 1847 zur Einrichtung einer demokratischen Verfassung kam. Bereits 1833 wurde in Zürich eine neue Hochschule gegründet. Sie löste veraltete Strukturen ab, die letztlich auf eine von Huldreich Zwingli geschaffene theologische Lehranstalt zurückging. In ihr hatten zwar auch weitere Disziplinen nebst der Theologie Platz gefunden. Seit dem 18. Jahrhundert hatte sich für die Einrichtung die Bezeichnung *Carolinum* beziehungsweise *Schola Tigurinorum Carolina* eingebürgert. Finanziert wurde die Einrichtung vor allem durch das Chorherrenstift. Obschon es zur Gründung weiterer Einrichtungen kam, welche den Bedürfnissen einer von der Theologie unabhängigen



Ausbildung nachkamen, kam es erst 1833 zur Gründung einer neuen Hochschule, mit der Bezeichnung „Hochschule“. Der Begriff „Universität“ wurde erst 1912 übernommen.

Von entscheidender Bedeutung war das Wirken von Johann Caspar von Orelli. Orelli entstammte einer aus Locarno aus konfessionellen Gründen ausgewanderten protestantischen Familie. Sein Vater war Landvogt in Wädenswil, sein Pate Lavater. In Zürich erhielt er seine Ausbildung und wurde – achtzehnjährig zum reformierten Geistlichen ordiniert – und nach einem kurzen Aufenthalt bei Heinrich Pestalozzi in Yverdon Anwärter auf ein Pfarramt in Bergamo, einer protestantischen Diaspora. Sieben Jahre verbrachte er dort, bis er 1814 Lehrer an der Kantonsschule Chur wurde. 1819 berief man ihn als Professor der Eloquenz und Nachfolger des Philologen Johann Jakob Hottinger, einem seiner Lehrer, an das Carolinum. Dort lehrte er die alten Sprachen und Italienisch. Nebenher setzte er sich auch für den griechischen Freiheitskampf ein. Nach seiner Ordination hatte er zwar seine Studien nicht an einer ausländischen Universität vertiefen können. Doch er hatte sich in seine Bücher vertieft und intensiv gearbeitet. Geradezu ununterbrochen besorgte er Editionen klassischer Texte, darunter besonders prominent des Gesamtwerkes Ciceros. 1831 wurde er Zürcherischer Oberstadtbibliothekar.

Bei den Fragen einer Universitätsgründung und Schulreform war Orelli zunächst für ein Vorgehen Schritt für Schritt. Man hatte schon Jahrzehnte über sie debattiert. Doch als es sich im Erziehungsrat abzeichnete, dass es vorwärts ging, wurde sein Engagement intensiv und so erfolgreich, dass man in ihm zu Recht den geistigen Gründer der Universität Zürich sieht.

Die Erinnerung an ihn und seine Ideen wird bewusst wachgehalten. Überbordend ist sie gewiss nicht. Robert Keist (1904–1969), ein Schüler des Gräzisten Ernst Howalds, hat dem „Begründer der Zürcherischen Kantonsschule und Universität“ eine glänzende Dissertation gewidmet, das sich diesem Thema als Folge einer 1929/30 gestellten Preisaufgabe der Philosophischen Fakultät widmete, ein Werk, das Ernst Howald gewidmet war und zur Hälfte sein Werk sei (*Hoc opus dimidium tuum tibi venerande professor Ernst Howald*). Er, der später selbst Professor am Zürcher Literaturgymnasium wurde, arbeitete heraus, was Orelli so wichtig war, eine Bildung für Bürger der Republik, für welche die Mittelschule so wichtig, ja noch wichtiger war, als die Hochschule, doch bedurfte es beider. Viel traute Orelli dabei der Geschichte und dem Altertum zu. In der *wahren* Philologie sah er das Gedächtnis der Menschheit. Anlässlich einer Gedenkfeier zum 100. Geburtstag hielt 1949 der Komparatist Fritz Ernst an der Universität Zürich die Hauptrede. 1999 wurden unter Leitung des Mittellateiners Michele Ferrari in Locarno und Zürich Tagungen zur Erinnerung

an Orelli durchgeführt; ein Jahr später erschien ein Sammelband mit den an den Konferenzen vorgetragenen sowie weiteren Beiträgen. Seit 2011 organisiert das Klassisch-Philologische Seminar beziehungsweise, wie es heute heisst, das Seminar für Griechische und Lateinische Philologie akademische Feiern mit der Bezeichnung „Orelli-Tag“. Die erste Feier war den achtzigsten Geburtstag von Walter Burkert, Heiner Marti und Hermann Tränkle gewidmet. Sie stand im Zeichen der Ehrung vor allem Walter Burkerts und führte im Grunde eine eigentliche Tradition von Feiern zu Ehren des renommiertesten Altertumswissenschaftlers in der Schweiz fort. Einer der Jubilare, Hermann Tränkle, blieb lieber zu Hause. Den Festvortrag hielt der Burkert-Schüler Fritz Graf. Am Ende des Anlasses wurden Walter Burkert seine Kleinen Schriften überreicht.

Zurück zu Orelli! An der neugegründeten Kantonsschule und Universität wurde er Professor für Lateinisch und Griechisch am Gymnasium und Extraordinarius der philosophischen Fakultät für klassische Philologie. Diese Ämter hatte er bis zu seinem Tode inne. Extraordinarius an der neugegründeten Universität wurde auch der Historiker Johann Jakob Hottinger.

Die ersten Vorlesungen berücksichtigen ein breites Spektrum des Altertums.

Aufmerksamkeit erzielte die Geschichte des Altertums im Zuge des Strauss-Handel.

Eine Universitäts- und Staatskrise löste die Berufung des Theologen David Friedrich Strauss 1839 aus. Orelli hatte sie zunächst eher zögerlich unterstützt, setzte sich dann aber entschieden für die Freiheit an der Universität ein. Das Buch *Das Leben Jesu* stellte die Leben-Jesus-Forschung auf eine neue Grundlage. Strauss unterschied zwischen dem historischen Jesus und dem Bild Jesu im Glauben.

### c Die Anfänge des Faches Alte Geschichte in Zürich

Auch nachher kamen Gelehrte, welche von den freiheitlichen Verhältnissen in der Schweiz profitierten, so Theodor Mommsen (1817–1903) 1852 von Deutschland aus. Vom kleinen verwinkelten Zürich hielt er indes nicht viel. Auch nicht von den Dozenten. Den Altphilologen Hermann Köchly sah er als ein Lachmann-Epigon, er sei eine ordinäre Natur. Der Kollegentrödel war ihm zuwider. Er freute sich, wenn er das "Affentheater" zumachen konnte. Mit den Eidgenossen wurde er nicht warm, sie würden zum Froschgeschlecht zählen. Doch in der 1832 gegründeten *Antiquarischen Gesellschaft* war Mommsen aktiv und wohl. Auch befreundete er sich mit Ferdinand Keller, dem Gründer und Präsidenten der Gesellschaft und brillanten Forscher nicht nur der Pfahlbauerzeit, sondern auch der römischen Monumente auf dem Gebiet der heutigen Schweiz. Mommsen selbst verfasste seine grandiose

Skizze *Die Schweiz in römischer Zeit* (1854) und legte die *Inscriptiones Helveticae Latinae* (1854) vor.

Der Basler Historiker Jakob Burckhardt (1818–1897) wurde 1855 Professor für Kunstgeschichte am neugegründeten *Eidgenössischen Polytechnikum* und blieb dort für drei Jahre, um dann wieder nach Basel zurückzukehren. Er hatte eben zwei eindrucksvolle Publikationen vorgelegt, die ihn berühmt machten: den *Cicerone* und die *Zeit Constantins des Grossen*. Zürich war mehr als eine verwinkelte Stadt, als was sie, wie erwähnt Mommsen einmal bezeichnet hat. Sie öffnete sich, expandierte, wurde zum schweizerischen Eisenbahnzentrum, erhielt Banken und zog liberale Künstler und Intellektuelle an, so Richard Wagner. Zu Burckhardts Freunden in Zürich zählten unter anderem der Dichter und Staatsschreiber Gottfried Keller oder der italienische Literaturhistoriker und -kritiker Francesco de Sanctis. Wie für Mommsen war auch für Burckhardt die *Antiquarische Gesellschaft* wichtig.

Polytechnikum und Universität entwickelten sich in jenen Jahren enorm. Davon zeugt zuerst der neue Bau für das Polytechnikum, ein Werk des Architekten Gottfried Sempers, den sich der junge Bundesstaat Schweiz als bestbezahlten Professor an seine Hochschule geholt hatte. Hier, über der Stadt, erhielt auch die Universität Räumlichkeiten, damit sie aus den Gebäuden in der Altstadt, einem ehemaligen Augustinerkloster am Fröschengraben, wegziehen konnte. Der Historiker Max Büdinger (1828–1902) war damals Rektor und hielt am 29. April 1864 zur Feier des Stiftungstages der Universität die Festrede *Von dem Bewusstsein der Kulturübertragung*. Die Dissertation von Bernhard Christoph Müller (1964) bietet Einblick in sein Wirken.

Max Büdinger hatte vor allem bei Joseph Rubino und Heinrich von Sybel in Marburg, sowie bei August Böckh und Leopold von Ranke in Berlin studiert. Quellenkritische Arbeit und Universalgeschichte wurden ihm dadurch grundlegende Anliegen. Seinen Werdegang skizziert er in einem Brief an Theodor Sickel vom 29. Februar 1872 wie folgt:

*Ostern 1847 bezog ich die Universität Marburg. Dort stand ich unter meines Veters Rubino Spezialleitung für Philologie und Antiquitäten, trat in Bergks philologisches Seminar ein, nahm an allen Kollegien und Übungen Sybels teil ... Nach dem Ableben meiner Mutter (Juli 1848) ganz vereinsamt, bezog ich im Herbst 1848 die Universität Bonn, um Ritschl und Welcker zu hören, wie ich dann auch dort in das philologische Seminar trat und besonders um Studien des Arabischen ... unter Freitag, der damals für den besten Kenner galt, fortzusetzen. Sybel wünscht mit Hilfe dieser Studien von mir eine Geschichte des 2. Kreuzzuges. Schon ganz nach*

*einem halben Jahr verliess ich Bonn, wieder, um mich ganz Rankes Führung hinzugeben. In Berlin studierte ich von Ostern 49 bis Ostern 51 ... hörte jedoch nur Kollegien bei Ranke, Boeckh und Lachmann, an deren sämtlichen Seminarübungen ich teilnahm. Im Sommer 51 promovierte ich pro venia docendi mit der Schrift „Über Gerberts wissenschaftliche und politische Stellung“ in Marburg, siedelte im Herbst 1851 nach Wien über ...*

Während eines Jahrzehnts in Wien machte er sich einen Namen mit Beiträgen zum böhmischen Handschriftenstreit und zur Österreichischen Geschichte. Als in Zürich der Historiker Wilhelm Adolf Schmidt nach Jena wegberufen wurde, entschied man sich in Zürich für Büdinger als dessen Nachfolger.

1861 begann er – dreiunddreissigjährig – als Ordinarius in Zürich zu wirken. Verheiratet war er mit Mathilde Canthal, über die wir wenig hören. In einem Brief an Theodor Sickel vom 10. Oktober 1871 schildert er sein Leben in Zürich:

*Die meinigen (Ferien) sind im Appenzeller Lande, wo ich mit meinem ganzen Hausstande ein paar Wochen war, uns sonst in der gewohnten Zürcher Ordnung verlaufen. ... Er (der Tag) beginnt um sechs Uhr mit Wasserguss und Frottierung mit englischen Bürsten in meinem Schlafzimmer, dann geschäftliche Korrespondenz, bis nach halb acht zuerst mein Knabe (Konrad, später Chirurg in Wien) mit seinen beiden jüngeren Schwestern – alle drei noch unter Obhut der Kinderfrau – dazu die beiden älteren Mädchen, die das Schlafzimmer der Mutter teilen, zum Morgengruss in meine Arbeitsstube kommen und zum Frühstück rufen, das meine Frau selbst in ihrem Wohnzimmer bereitet. Nun folgt Arbeit und Spiel – je nach dem Alter – bis uns allen, bis wir um elf Uhr mit den vier älteren Kindern, während das jüngste noch schläft, einen Spaziergang machen. Aus Gitter des Vorgärtchens begegnet uns, frisch von der Reise nach Deutschland zurückgekehrt, unser Freund Meyer von Knonau, und stattet seinen Besuch ab, indem er uns in ein nahes Dorf (Wipkingen) begleitet, wo Obstvorräte zu bestellen sind. Gegen ein Uhr sind wir bei Tische und wir Eltern sitzen beim Kaffee bis halb drei Uhr. Ein junger Historiker wird angekündigt, nimmt Rat und Aufgaben entgegen, hierauf finde ich im Zimmer meiner Frau meinen anatomischen Collegen Meyer mit Gattin, denen das mathematische Ehepaar Schwarz folgt. Um fünf Uhr erledigen wir noch eine Besorgung im Laden der Stadt, finden zurückgekehrt von unseren pünktlichen Dienstleuten die Zimmer und den Flur in guter Ordnung und Beleuchtung, schreiben*

*und lesen vor und nach dem Tee, den nur die beiden älteren Mädchen mit uns trinken.*

Büdinger war ein erfolgreicher Lehrer mit guten Kontakten zu seinen Studierenden. Er lud sie gerne zu sich nach Hause ein. Ebensogern arbeitete er mit Kollegen zusammen. Vor allem verfasste und publizierte er mit seinen Schülern wissenschaftliche Arbeiten. Vorbereitet wurden sie in Seminarien, quellenkritisches Vorgehen stand dort im Mittelpunkt.

Seminarien als Institution wie auch als Lehrveranstaltung galten seit langem als fortschrittlich und notwendig, wie wir bereits gesehen haben. Das hatte mit Gesner und Wolf begonnen. Böckh hatte die Einrichtung perfektioniert. Dann wurden sie überall eingeführt. In Zürich gab es schon bald ein Klassisch-Philologisches Seminar. Relativ spät wurde das Seminar für das Fach Geschichte eingerichtet. Max Büdinger machte dazu den Vorschlag am 24. Dezember 1870. Umgesetzt wurde er nach seinem Weggang nach Wien.

Nicht nur für die Institution des Seminars wie auch das Seminar als Lehrveranstaltung waren die Impulse Büdingers wichtig. Vor allem formte er einen Kreis von Historikern, durchwegs Männer, obschon an der Universität Zürich Frauen früher als an anderen Universitäten Zugang zum Studium fanden. Zum Kreis Büdingers zählen die in den nächsten Jahrzehnten einflussreichsten Historiker für die Schweizergeschichte, einflussreiche Lehrer und Pädagogen sowie weitere noch bedeutendere Wissenschaftler. Unter ihnen herauszuheben sind der Kirchenhistoriker Emil Egli sowie die späteren Inhaber des nach dem Weggange Büdingers geschaffenen Lehrstuhls für Alte Geschichte: Johann Jacob Müller und Gerold Meyer von Knonau.

Verbindungen zu Büdinger besass auch Johann Rudolf Rahn (1841–1912), ein Freund Meyers von Knonau. Rahn legte mit seiner *Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz* (1876) Grundlagen der schweizerischen Denkmalpflege und Kunstforschung. Das Werk bietet erstmals eine Darstellung der Geschichte von Kunst und Kunstentwicklung „von den ältesten Zeiten bis zum Schluss des Mittelalters“, das heisst: auch die Spätantike wird berücksichtigt. Das erste Kapitel gilt den „ersten Regungen der christlichen Kunst“, es folgen Kapitel zu den „Anfängen der Kunst bei den Alamannen und Burgundern“ sowie über den „Ursprung und die Entwicklung des christlichen Kirchenbaues“. Rahns Werk eröffnet den Weg zur in der Schweiz sowie der künftig so wichtigen Denkmalpflege und der Inventarisierung von Kulturgütern, wie sie heute in ungefähr 200 Bänden der *Kunstdenkmäler der Schweiz* vorliegt.

Büdinger befasste sich zwar breit mit Geschichte, das Altertum erhielt durch ihn aber besondere Aufmerksamkeit, und hier besonders die Spätantike, darunter die *Historia Augusta*, die von der Büdingerschule freilich falsch datiert wurde. Wenn man die quellenkritische

Arbeit der Büdingerschule lobt, so ist doch nicht zu übersehen, dass sei keine Garantie für richtige Interpretationen bot. Es fehlte am Aufnehmen neuer Ansätze der Interpretation. Die von der Büdingerschule betriebene Kaisergeschichte war trocken. Büdinger sprach zwar beispielsweise von Phänomenen der Kulturübertragung (die oben genannte Vorlesung), aber zahlreiche fortschrittliche Entwicklungen in den Wissenschaften wurden nicht rezipiert. Die Geschichte von Gesellschaft und Wirtschaft blieb ebenso ausgeschlossen wie Ansätze der Anthropologie und Ethnologie und Volkskunde.

Büdinger stand damit nicht allein. Auch Theodor Mommsen wirkte in diesem Sinne nicht innovativ, sondern schuf eine Maschinerie und ein System, die freilich ausserordentlich wirkungsreich waren. Als langfristig zukunftssträchtiger erwies sich indes der kulturgeschichtliche Ansatz Jacob Burckhardts.

Dennoch ist die Leistungsbilanz Büdingers beeindruckend positiv, und dies vielleicht vor allem durch den Aufbau sozialer Netzwerke mit ihren Verbindungen zur Gesellschaft. Beim Ausbau des Schweizerischen Bundesstaates und der in diesem sich entfaltenden Gesellschaft – ähnlich wie in den meisten Ländern damals – Geschichte eine nicht wichtige Rolle. Positiv ist Büdingers Offenheit, sein universalgeschichtlicher Ansatz. Als das Fach Alte Geschichte geschaffen worden war, wurde es bald über Jahrzehnte hinweg durch einen Sprössling aus der Züricher Aristokratie betrieben, Gerold Meyer von Knonau, der sich einerseits quellennah mit dem Mittelalter wie aber auch mit der ganzen Geschichte, hier weniger quellennah, befasste. Zugleich engagierte er sich in den professionellen Netzwerken. Er war der renommierteste damalige Schweizer Historiker.

## 11 Die Wiederentdeckung der sogenannten Spätantike

### a Spätromische Zeit als eigene Epoche

Von der sogenannten Spätantike, der letzten Phase der Römischen Geschichte, der spätromischen Zeit, wird heute zumeist berichtet, sie sei lange zu Unrecht als dunkle Zeit und Epoche des Niederganges verkannt worden. Gerade in den letzten Jahrzehnten hat sie jedenfalls an Bedeutung gewonnen.

Doch ihre Bedeutung wurde schon viel früher erkannt. Schon im 5. Jahrhundert entstand ein Bewusstsein, es gebe eine Moderne, und es sei wichtig, die alte Zeit und die Väter zu bewahren. Im Mönchtum ist der Gedanke besonders stark gepflegt worden. Mönche sind ja Aussenseiter, umstritten; deshalb bedürfen sie mehr als andere der Legitimierung.

### b Das Interesse für den Untergang Roms und die Kirchenväter in der Frühen Neuzeit

Flavio Biondo (1392–1463) und Carlo Sigonio beziehungsweise latinisiert Carolus Sigonius (1524–1584) haben grundlegende Werke zur Spätantike zur Verfügung gestellt. Diese erklärten und schilderten eingehend, wie es zum Untergang Roms kam.

Humanismus und Reformation wandten sich gleichfalls den Kirchenvätern zu. Um die Bibel zu verstehen, musste man die Kommentare der Väter studieren. Besonders stark vorangebracht haben diese Anstrengungen die Mauriner und Bollandisten. Die Mauriner haben ihren Namen von der benediktinischen Reformkongregation von Saint-Maur. Sie hatten ihren Hauptsitz im Kloster Saint-Germain-des-Prés in Paris und wurden in der Folge Meister in der Quellenkritik der kirchengeschichtlichen Überlieferung.

Die Bollandisten kamen aus dem Jesuitenorden. Sie untersuchten und untersuchen die hagiographische Literatur, wie sie schon in Zeiten zuvor gesammelt worden war. Die Bezeichnung „Bollandisten“ leitet sich vom Namen von Johannes Bolland her. Bolland verwirklichte eine Idee von Heribert Rosweyde und wurde Herausgeber der *Acta Sanctorum*, einer Sammlung edierter Heiligenlegenden mit Kommentar, geordnet nach dem Kalender, das heisst den Feiertagen der Heiligen, ein an und für sich für eine historische Erschliessung freilich gänzlich ungeeignetes Prinzip.

Solche Legenden entstanden in der Spätantike. Sie historisch ernst zu nehmen, wurde damals zu einem wichtigen Anliegen, weil Zweifel an ihrer Historizität geäußert wurden und geradezu zu einem Produkt des Aberglaubens erklärt wurden, wie es schon der Manichäer Faustus in der Diskussion mit Augustin gemacht hatte und es Erasmus von Rotterdam erneut eindrucksvoll darstellte.

Durch die Arbeit von Maurinern und Bollandisten indes wurde mehr und mehr klar, dass die Geschichtlichkeit der Legenden sich auch auf die Entstehungs- und Veränderungsprozesse bezog. Zum Meister dieser Methodik wurde Hippolyte Delehaye (1859–1941). Obschon er gerade durch die Anwendung historischer Kritik zeigen konnte, wie lebendig christlicher Glaube durch alle Zeiten hindurch war, lehnte der Mainstream in der katholischen Kirche solche Vorstellungen als „Modernismus“ ab. Man war der Auffassung, christlicher Glaube sei etwas Festes, Unveränderbares.

Lange haben an solchen Auffassungen auch Mauriner und Bollandisten gearbeitet. Wie man einst Kathedralen für die Ewigkeit erbaut hatte, so arbeitete man an Büchertürmen mit Editionen frühchristlicher Texte. Es war überhaupt die geläufige Auffassung. Die bedeutendsten Mauriner, Dom Mabillon und sein Schüler Ruinart, publizierten in diesem Sinne ihre Meisterwerke. Louis-Sébastien Le Nain de Tillemont (1637–1698) stellte die Geschichte der Spätantike unter dem Signum des Triumphes des Christentums dar.

### c Aufklärung, Französische Revolution, 19. Jahrhundert

Montesquieu, Charles de Secondat, Baron de Montesquieu (1689–1755) und Edward Gibbon (1737–1794) kehrten den Spiess um. Die Spätantike wurde wieder zur Niedergangsgeschichte, nun aber anders als ein paar Jahrhunderte zuvor aus einer weitaus breiteren Perspektive heraus, die nun Prozesse der Weltgeschichte und der Aufklärung einbezog. Gibbon klagte, er habe den Triumph von Barbarei und Religion beschreiben müssen, war sich aber sicher, dass sich in der Gegenwart bessere Verhältnisse durchsetzen würden. Weder würden künftig Barbaren die Zivilisation zerdrücken können, noch trauriger Aberglauben der Aufklärung widerstehen.

Die Französische Revolution bemächtigte sich dann in der Tat des Besitzes der Kirchen, lehrte aber auch die Klosterbibliotheken, säkularisierte und führte dennoch neue Kulte ein. Als für Napoleon gar am Nationalfeiertag ein Kult des Heiligen Napoleon gefeiert wurde, war augenscheinlich, dass die Geschichte sich wiederholte.

Manche versuchten zu restaurieren, andere besser aufzuklären. Um die alten Texte kümmerte sich Jacques-Paul Migne (1800–1875), der bald zu einem grossen Verleger aufstieg. Die *Patrologia Latina* und die *Patrologia Graeca*, so sehr sie als schlechte Editionen kritisiert wurden, sind bis heute unentbehrlich geblieben. Sie umfassen auch mittelalterliche Texte.

Das Interesse für die Spätantike ist im 19. Jahrhundert in allen europäischen Ländern gewachsen. Das Phänomen ist so reich, dass es bisher nicht angemessen geschildert werden konnte. In Frankreich wurden die Merowinger populär. Augustin Thierry (1795–1856) hat die



Epoche meisterhaft dargestellt. Jacob Burckhardt (1818–1897) schilderte die Kultur der Zeit Constantins sowie die Bedeutung der Machtpolitik dieses Kaisers. In Deutschland las man Felix Dahn (1834–1912). Literaten wie Gustave Flaubert (1821–1880) suhlten in der *Décadence*, so bei den Versuchungen des heiligen Antonius.

Im Zuge des Historismus entstanden herausragende wie auch eher schlechte, nämlich doch willkürliche und sich als streng wissenschaftlich ausgebende Editionen. In den *Monumenta Germanica Historica* findet sich beides. Die Geschichte der Völkerwanderung mit Kriegsgeschehen des 19. Jahrhunderts zu parallelisieren wurde gang und gäbe. Religions-, Kunst- und Rassengeschichte tobten sich in der Analyse der Epoche aus.

#### d Die Spätantike und ihre Besonderheiten

Die Aufmerksamkeit richtete sich zunehmend auf Merkmale einer Kultur und ihrer Grundlagen. Diese konnten auch in ihren ästhetischen Besonderheiten und der Wirkungskraft solcher Besonderheiten auf Avantgarde, Volk, Staat, Kultur, Rasse oder Geschichte gesehen werden. Vieles hängt mit der Entwicklung der Kulturgeschichtsschreibung zusammen, wie sie sich seit dem 18. Jahrhundert entwickelt hatte. Das Interesse an solchen Überlegungen findet sich überall und ist gerne mit der Intention verbunden, als ihr Interpret Bedeutung und Moderne zu gewinnen. Das Bildungsbürgertum liebte diejenigen, welche mit grossen Worten erklärten, was die Wissenschaft erarbeitet hatte, so etwa Houston Stewart Chamberlain und sein 1899 erstmals erschienenenes Werk *Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts*. Ohne die Germanen, so Chamberlain, hätte sich ewige Nacht über die Welt gesenkt nach dem intellektuellen und moralischen Bankrott des durch das untergehende Imperium grossgezogenen "rassenlosen Massenchaos" (8 f.). Auch gegen die Jahrhundertwende fürchtete man Dekadenz und Entartung und achtete auf die Kraft von Lebensstilen in der Gegenwart. Da gab es Militaristen, eine aufkommende Freikörperbewegung, den Kampf für soziale Rechte, die Kunst der Avantgarde. In letzterem konnte es auch zur Verklärung spätantiker Dekadenz kommen, so in dem berühmten Gedicht des Symbolisten Paul Verlaine aus dem Jahre 1883:

*Je suis l'Empire à la fin de la décadence,  
 Qui regarde passer les grands Barbares blancs  
 En composant des acrostiches indolents  
 D'un style d'or où la lueur du soleil danse.  
 Ich bin das Kaiserreich an seiner letzten Wende,  
 An diesem vorbeizieht der Barbaren blonde Flut,  
 Das Akrostichon sinnt, auf denen müde ruht*

*Ein spätes Sonnenlicht, wie flimmernd Goldgeblende.*

*(Wolf Graf von Kalckreuth [1887–1906])*

Die Beurteilung der Spätantike als Epoche der Dekadenz muss nicht unbedingt nur negativ gemeint sein. Jacob Burckhardt sprach zwar von einer ausgesprochenen Hässlichkeit der Kunst im Zeitalter Constantins. Aber dieses Urteil hing ab von seiner zeitkritischen Haltung und seinem düsteren Zukunftsbild.

### **Rom und die Entstehung der Christlichen Archäologie**

Es war von daher nicht allzu schwierig, die Niedergangsbeurteilungen ins Positive zu drehen. Dies ging einher mit den Entdeckungen der frühchristlichen Kunst in Rom durch Giovanni Battista De Rossi (1822–1894) und durch den Erfolg und die Attraktivität seiner Katakombenforschungen. Zu erinnern ist auch etwa an den Jesuiten Raffaele Garrucci (1812–1885), der die patristische Literatur heranzog, um den theologisch-geistigen Hintergrund der frühchristlichen Kunstwerke auszuleuchten.

### **Wiener Schule und die spätrömische Zeit als Stilepoche einer Ästhetik und Kultur des Sehens**

Stil und Ästhetik erhielten ebenso Aufmerksamkeit wie die Besonderheiten von Kulturen, und zwar nicht nur der spätrömischen Welt. In dieses Milieu gehört die Wiener Schule der Kunstgeschichte. Franz Wickhoff (1853–1909) zeigte das an der Wiener Genesis. Wickhoff war gleichfalls beeindruckt vom Impressionismus und von Gustav Klimt, und er bewunderte die Kunst Ostasiens. Der Blick auf spätantike Quellen fügte sich fast nahtlos zu solchen kulturellen Erfahrungen und Präferenzen.

Alois Riegl (1858–1905) und seine Darstellung des Stils der spätrömischen Kunstindustrie gehört gleichfalls in diesen Kontext. Im Römischen Reich etablierten sich in spätrömischer Zeit, so Riegl, die Barbaren und entwickelten dabei ein eigenes Kunstwollen, das einen neuen Epochenstil begründete. Anders als in Jacob Burckhardts *Constantin*, wo die Hässlichkeit der christlichen Kunst gebrandmarkt wird, geht es nicht um den Verfall, sondern um die Besonderheiten der Epoche, wie sie insbesondere an der Architektur oder an den Ornamenten zu erkennen ist.

Das Sehen steht im Mittelpunkt. Die Kunst habe sich vom Haptischen zum Optischen entwickelt.

Zur Wiener Schule gehört auch der ebenso eigenwillige wie markante Josef Strzygowski (1862–1941). Er sah in der indogermanischen und asiatischen Kunst die

Grundlage der abendländischen Kultur: In Spätantike und Mittelalter seien so bleibende und dauerhafte Formprinzipien entstanden.

Die Wirkungen dieser neuen Auffassung waren folgenreich, obschon nach wie vor auch weiterhin der Untergang Roms erklärt wurde, so durch Otto Seeck (1850–1921) in einer brillant geschriebenen sechsbändigen *Geschichte des Untergangs der antiken Welt* als Ausrottung der Besten durch negative Selektion und eine „innere Krankheit“, die Rom verzehrt habe.

Die Wirkungen von Alois Riegls Auffassung zeigen sich weitherum. Dabei arbeitete man ähnlich wie er die Qualitäten lokaler Kunst heraus. Ein Beispiel dafür ist Marius Besson (1876–1945) in der Schweiz, Wissenschaftler und Bischof, als Bischof von den ganz Konservativen sowohl wegen seiner historischen "Relativierungen" (wie es empfunden wurde) als auch wegen seiner Intellektualität und seinen Anspruch auf Autorität unbeliebt.

### e Archäologische Entdeckungen und die Erweiterung und des Bildes der Spätantike

Die archäologischen Entdeckungen und die Relativierung des Christentums als Bestandteil der breiten, und nicht allein Römischen Geschichte des Mittelmeerraums lief parallel zu diesen Entwicklungen. Insbesondere die katholische Kirche meldete sich deshalb immer wieder mit Kritik, so scharf in der Verurteilung des sogenannten "Modernismus", als dessen Begründer Alfred Loisy (1857–1940) gilt. Dieser brillante Theologe und Historiker stand unter anderem auch im Austausch mit dem aussergewöhnlichen Franz Cumont (1868–1947), der als Sohn eines reichen belgischen Textilfabrikanten zur Welt gekommen war und zu einem der international angesehensten Wissenschaftler des Altertums wurde, herausragend durch seine archäologischen, epigraphischen, philologischen und vor allem religionsgeschichtlichen Studien und Publikationen. Zusammen mit Michael Rostovtzeff (siehe unten unter 12 c) erforschte er die Stadt Dura Europos in Syrien. Das Christentum, so zeigte es sich dort, stand im Zusammenhang der materiellen und religiösen Kulturen des Vorderen Orients. Cumont liess sich indes auch von der Vorstellung leiten, religiöse Entwicklungen seien von Ideen abhängig. Dabei gebe es einen Fortschritt. Das Christentum, insbesondere der Katholizismus, verkörpert ihm dies ebenso wie vorangegangene Religiositäten, aber der Prozess würde weitergehen, vielleicht hin zu einem säkularen Humanismus.

Wichtige spätere Entdeckungen machte man unter anderem in Gerasa im Norden Jordaniens oder in Piazza Armerina in Sizilien. Für die Darstellung der Spätantike in Italien war Piazza Armerina von erheblicher Bedeutung. Die Entdeckungen dort – wie auch in Ostia

und weiteren Orten – zeigte sich in der einflussreichen Darstellung der spätantiken Kunst bei Ranuccio Bianchi-Bandinelli (1900–1975).

Franz Glaser (geb. 1950) bot 1997 eine Synthese der Entwicklungen des "Frühen Christentums" im Alpenraum. Kirchenarchäologie erwarb sich einen festen Platz, dank der Arbeiten zur "Christlichen Archäologie", in jenen Jahrzehnten unter anderem von Charles Bonnet, André Grabar, Richard Krautheimer oder Hans Rudolf Sennhauser. In Frankreich entstand die *Association pour l'Antiquité tardive* mit einer eigenen Zeitschrift. Noël Duval (1929–2018) war eine einflussreiche Persönlichkeit. Die Darstellung der spätantiken Städte in der *Topographie chrétienne des Cités de la Gaule* zeigt die Ergebnisse der archäologischen Forschungen.

So wurden Darstellungen der Epoche möglich, die ein vertieftes Bild schufen, das Geschichte und Beobachtungen an archäologischen Zeugnissen gemeinsam auswerten wollte, wie es im Werk von Michael Rostovzeff so eindrucksvoll vorgenommen worden ist (zu ihm dann später unter 12 c!). Das neue Wissen war zusammen mit der Auseinandersetzung mit den Ideologien des 19./20. Jahrhunderts Ansporn, die Epoche der Spätantike noch und noch neu grundsätzlich zu deuten, Strukturen herauszuarbeiten, Zeitalter zu vergleichen. Rostovzeff war der Auffassung, in der Spätantike sei ein Zwangsstaat entstanden. Arnold H. M. Jones (1904–1970) legte die Textquellen auswertend Strukturen von Gesellschaft und politischem System offen. Der Altphilologe und Literaturwissenschaftler Reinhart Herzog (1941–1994), Schüler und Nachfolger Manfred Fuhrmanns in Konstanz und zusammen mit Peter Lebrecht Schmidt, den er bald wegen der Probleme seines Doppellebens durch Suizid allein liess, Herausgeber des insbesondere in die Spätantike führenden *Handbuchs der Lateinischen Literatur der Antike* beim Verlag C.H. Beck verglich und verband spätantike mit modernen Erfahrungen: *Wir leben in der Spätantike* (1987), hiess der Titel eines aufschlussreichen und wirkungsvollen Vortrages.

### ***Epoche des Über- oder Niederganges?***

Ein Hauptthema in der Historiographie war die Frage nach der Einschätzung der Epoche. War es eine Übergangszeit? Begannen hier bereits Mittelalter oder Feudalismus? Manchmal waren solche Fragen breit auf Strukturen und Wandel angelegt, vielfach brachten sie indes Verengungen beziehungsweise Fokussierungen auf die alte Frage nach dem Niedergang.

Eine wichtige Darstellung des ausgehenden Altertums verdanken wir Ernst Stein, einem Schüler von Ludo Moritz Hartmann, noch grundlegender ist die bereits erwähnte auf Strukturen ausgerichtete Darstellung von A. H. M. Jones. Jüngere Darstellungen, so von

Alexander Demandt führen solche Ansätze weiter, bei Demandt fasziniert das Interesse für die Deutungen der Spätantike, welche seinem Band für das Handbuch der Altertumswissenschaft zur Seite steht.

### **Entwicklungen in der Kirchen- und Religionsgeschichte**

Eine besondere Rolle hat die Spätantike für die Kirchengeschichte: Das Interesse richtet sich hier auf das frühe Christentum in historischen Zusammenhängen. Wichtige Autoren sind etwa Adolf von Harnack (1851–1930), der bereits oben (unter b) erwähnte Hippolyte Delehaye (1859–1941) oder Erich Caspar (1879–1935). Caspar verfasste eine glänzende des Papsttum als Geschichte einer Idee. Delehaye zeigte die Rolle der Glaubensgemeinschaften. Den Ansatz der Religionsgeschichte vertrat Hermann Usener (1834–1905). Er und seine Schule meinte mit ihren bienenfleissigen Arbeiten Kontinuitäten zwischen Christentum und vorangegangener, älterer, sogenannt heidnischer Religiosität aufzeigen zu können. Demgegenüber setzten sich freilich Deutungen durch, welche gerade die Unterschiede hervorheben und bei die Funktion der Riten herausarbeitet.

### **e Patristik und Modernisierung der katholischen Kirche**

Zu einem festen Referenzpunkt wurden die als "Väter" geltenden spätrömischen christlichen Autoren in der *Nouvelle Théologie*, einer Richtung in der französischen katholischen Theologie seit den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts bei Henri de Lubac, dann Jean Daniélou und anderen. Joseph Ratzinger, der spätere Papst Benedikt XVI., und der noch immer einflussreichste Schweizer Theologe Hans-Urs von Balthasar, liessen sich von dieser Bewegung auch inspirieren. Glaubensfragen sollten mit Hilfe geschichtlicher Quellen gültig beantwortet werden. Anfangs geriet die *Nouvelle Théologie* unter den Verdacht des Modernismus. Bald wurde sie zu einer wichtigen Kraft, die auch im *Zweiten Vaticanum* erheblichen Einfluss erhielt und zu einer – freilich behutsamen – Modernisierung der Katholischen Kirche beitrug.

Der Aufschwung der Patristik hängt mit den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts zusammen, dem Scheitern des Humanismus im Stalinismus und Faschismus und dem Zweiten Weltkrieg. Ob man die verlorene Heimat wiedergewinnen konnte? Diese Frage stellten sich viele, und in diesen Zusammenhang stehen zum Teil auch die Debatten über den Humanismus nach dem Zweiten Weltkrieg. Da gab es denn mehrere Versuche, das Christentum als Grundlage Europas zu erneuern und damit für alle Nationen heilende Wirkung zu entfalten. So traf man sich beispielsweise in Luxeuil und bezog sich auf Columban als ersten Europäer.

Heimat und Christentum, das war auch für Joseph Ratzinger wichtig, so der Ort Hufschlag bei Traufstein, wo sein Vater Gendarm war und Joseph ministrierte. 1939 trat er in das erzbischöfliche Studienseminar St. Michael in Traufstein ein. 1941 wurde er in die Hitlerjugend aufgenommen. 1943 wurde er als Luftwaffenhelfer nach München geschickt. Er konnte dort auch kurz das Maximiliansgymnasium besuchen. Doch schon kamen Reichsarbeitsdienst und Einzug in die Wehrmacht.

Er studierte und wurde 1951 zum Priester geweiht. Schon 1952 beorderte man ihn als Dozent ans Freisinger Priesterseminar. Ein Jahr später promovierte er mit einer Arbeit zum Thema „Volk und Haus Gottes in Augustins Lehre von der Kirche“. Wenig später erfolgte die Habilitation mit einer Arbeit über Bonaventura. Mit 31 Jahren erhält er die erste Dogmatik-Proffessur – seine akademische Laufbahn führte ihn an die Universitäten von Bonn, Münster, Tübingen und Regensburg.

Das Thema der Dissertation hatte der Lehrer Ratzingers, der Fundamentaltheologe Gottlieb Söhngen, gestellt. Er erhoffte sich durch die Rückbesinnung auf Augustin Impulse für die Ekklesiologie der Gegenwart, und zwar sollte diese von der damals dominierenden Vorstellung der Kirche als Leib Christi sich hinbewegen zum Gedanken, die Kirche umfasse das Volk Gottes. Eine solche Veränderung hätte gewiss die Differenzierung einer Stellung des Papstes als Stellvertreter Christi, das heisst als Haupt im Gegensatz zum Leib, relativiert. Als vermittelnden Begriff, den es bei Augustin gleichfalls zu untersuchen galt, schlug er „Haus“ vor. Söhngen stellte sich wohl vor, dass die Untersuchung einer Erweiterung der Vorstellung von Kirche dienen könne.

Ratzinger freilich kam zu Schlussfolgerungen, die eine solche Öffnung nicht zuließen, und bereits Augustin zum Teil enger interpretieren, als es nötig wäre. Das brillante und auf gründlichen Studien beruhende und zügig verfasste Buch sieht Augustin als Menschen in einer Zeit, zugehörig zur „Antike“ und von der Sehnsucht nach ewigem Frieden. Dass ihm dieses Sehnen und Hoffen in der Liebe und in dem Frieden Jesu Christi zusammenlief, mache ihn echt zu einem Christen.

Liebe und Frieden sind es, die Christus in die Welt gebracht habe und bringe. Zentral geschehe dies in der Eucharistie. Der Begriff „Haus“ sei nicht zentral, es sind, um ein berühmtes Zitat aus den *Confessiones* aufzugreifen, nicht die Kirchenwände, welche die Kirche ausmachen (*non parietes ...*). Die Eucharistie mag in einem Gebäude stattfinden, doch das ist nicht der Punkt, sondern die Tatsache, dass sie aus den Vielen einen Leib macht und damit das zentrale Geheimnis der Kirche darstellt. Es ist also nicht das Volk, das als Volk den Leitbegriff darstellt, sondern das Volk in seiner christologischen Bestimmung. Die

Akzentuierung auf der Eucharistie und der dort stattfindenden und konkret erfahrbaren Vermittlung von Liebe und Frieden macht das Reden von einer Differenz zwischen Haupt und Leib ebenso sekundär wie einen Versuch, die Einheit der Vielheit herauszustreichen.

Allein die Einheit in der Liebe Christi schafft eine wirkliche Gemeinschaft mit der zu ihr gehörigen – wahren – Ordnung, die auch über der Ordnung Roms steht. Ratzinger führt aus, wie diese Vorstellungen bei Augustin in der Auseinandersetzung mit dem Donatismus und der Tradition, Tertullian, Cyprian und dem antiken Rom, entstanden seien. Die augustinerische *civitas Dei* sieht er eng als katholische Kirche, deren Einheit durch und in Christus zentral sei. Augustinisch ist das nicht, Augustin liess an und für sich – zu denken ist an die Ausführungen in *De civitate Dei* – offen, wer zur *civitas Dei* gehöre. Das liege in der Hand Gottes und zeige sich erst am Ende der Zeiten. Augustin sieht die *civitas Dei* nicht mit der Kirche gleich.

Die in der Dissertation entwickelten Gedanken sind für Joseph Ratzinger in seinem ganzen Leben wichtig geblieben. Er hat sie dabei in ihrer Anwendung weiter verengt. Zahlreiche Theologen wurden ausgeschlossen.

Zu den Verengungen hat insbesondere auch der unausgesprochene und auf mystische Worte reduzierte Umgang mit der Sexualität geführt, wie er insbesondere auch bei dem von Ratzinger bewunderten Hans-Urs von Balthasar anzutreffen ist. Sogar Augustin ist hier offener und spricht konkret und anschaulich von seiner Sexualität (freilich schliesst er die Gespräche mit den von ihm geliebten Frauen zum Teil aus). Die von ihm entwickelten Regeln für den Umgang mit ihr liessen dies in der Folge freilich nicht zu. Dies führt denn in der heutigen Zeit dazu, dass die Kompetenzen und Ordnungsvorstellungen der Kirche nicht mehr ausreichen, um die aktuellen Fragen im Umgang mit der Sexualität angemessen zu beantworten.

Dies, weil die Glaubensgemeinschaft und der Glaube zentral seien. Doch war es nicht die Liebe? Und wurde diese nicht unabhängig von Messen und Klerikern gelebt? Nur eben konnte man sich nicht vorstellen, dass es Formen der Liebe gab, die von der christlichen Moral ausgeschlossen waren.

Auch die Spätantike wurde nicht ein Gebiet, in dem Laien Einfluss erhielten. Othmar Perler hatte sie in Fribourg vorbereitet. Otte Wermelinger hatte sie in Oxford und vor allem in Paris kennengelernt und vertrat sie begeistert und mit Parteinahme für die Moderne. Sie war erfolgreich in Fribourg, doch erneuerte die Kirche nicht, konnte sie nicht erneuern, weil es undenkbar war, Laien Einfluss zu geben. Peter Brown wurde Ehrendoktor, seine Bücher fanden kein Interesse in den konservativen kirchlichen Kreisen.

## f Die Beschäftigung mit der Spätantike in einem wachsenden Forschungsbetrieb

Es zeichnete sich ab, dass das Interesse an der Spätantike zunahm. Anstösse kamen aus verschiedenen Richtungen. Ein wichtiger Impetus gaben wie oben ausgeführt (dazu auch unten 12 e: Werner Jaeger) die Hoffnungen auf die Erneuerung eines christlichen Humanismus. In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, in welche sie gehören, setzte freilich auch eine zunehmend stärker werdende Humanismuskritik ein. Da passte es, dass der Charakter der Epoche umstritten blieb. Sie stand für Begründung des Christentums, Erneuerung der Antike, aber ebenso für eine verfehlte Entwicklung, für eine Epoche des Niederganges, der Entartung, der Gewalt.

Die Gewichte der Einschätzungen sind durch den Wissenschaftsbetrieb allmählich zu einem Bild verschoben worden, das in erster Linie von Interesse und jedenfalls nicht mehr von Abschätzung dominiert wird. Wichtige Grundlagen schufen Quellenwerke, aus dem 19. Jahrhundert seien das Bonner Corpus (*Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae*), das von 1828 bis 1897 erschien, und die von Jacques-Paul Migne (1800–1875) herausgegebene *Patrologia Latina* und *Patrologia Graeca* genannt, aber man könnte noch weiter zurück und auch frühere bedeutende Ausgaben nennen. Adolf Harnack und Theodor Mommsen begründeten 1891 das grundlegende Corpus der *Griechischen Christlichen Schriftsteller*. Das *Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum* erscheint ab 1866 und wird von Salzburg aus betreut. Beim Verlag Brepols Publisher wird das *Corpus Christianorum* herausgegeben. 1942/43 schufen Henri de Lubac, Jean Daniélou und Claude Mondésert beim Verlag Editions du Cerf die Reihe *Sources Chrétiennes*. Deutsche Übersetzungen stellte seit dem 19. Jahrhundert die Reihe *Bibliothek der Kirchenväter* zur Verfügung: Gregor Emmenegger stellt sie heute auf einer Website der Universität Fribourg zur Verfügung. Neuere deutsche Übersetzungen erscheinen in der Reihe der *Fontes Christiani*.

Für den modernen Wissenschaftsbetrieb kommen viele Anregungen aus Kongressen und Tagungen. Im Bereiche der Spätantike herausragend sind die *Oxford Patristic Conferences*. Ein Kreis von Spätantikespezialisten tauschte sich regelmässig über die *Historia Augusta* aus.

Kirchenarchäologie entwickelte sich zu einem wichtigen Bereich. Starke Anstösse kamen aus Rom von der Christlichen Archäologie. Internationale Tagungen haben den Austausch gefördert, Vereinigungen wie die *Association pour l'antiquité tardive* (mit eigener Zeitschrift) waren dabei wichtig.



Hinzu kamen Anregungen aus Ausstellungen, erwähnt sei einzig aus dem Jahre 1977, als man von der Spätantike gemeinhin noch nicht so viel wusste, die Ausstellung *Age of Spirituality* im Metropolitan Museum of Art in New York.

Wichtige Impulse zur Etablierung der neuen Forschungen kamen aus der Literaturgeschichte und von literaturgeschichtlichen Publikationen: Heinz Hofmann und Manfred Fuhrmann sind hier herauszuheben.

Ein Blick auf die nationalen Entwicklungen zeigt, wie die Spätantikeforschungen sich etablierten. In Italien zu nennen sind unter anderem vor allem Santo Mazzarino, Arnaldo Momigliano, Lellia Cracco Ruggini, Rita Lizzi, Arnaldo Marcone oder Andrea Giardina. Rom und die *Pontificia Commissione die Archeologia Sacra* sowie die dortigen internationalen Institute, so die *École Française*, sind von besonderer Bedeutung.

In Deutschland etablierte Joseph Vogt an der Mainzer Akademie eine Erforschung der Sklaverei im Gegensatz zum Marxismus. Wichtiger waren das Dölger-Institut in Bonn und die Augustin-Forschung in Würzburg.

In Frankreich wirkte der bedeutende Henri-Irénée Marrou; Grossbritannien hatte A. H. Jones oder Ronald Syme oder Wolf Liebeschuetz, in den USA war es Peter Brown, der viel Aufmerksamkeit erhielt und viel bewirkte.

Wien besass und besitzt ein fruchtbares Mittelalter- und Frühmittelalterzentrum, aus dem ich allein Walter Pohl erwähne. Mit grossem Geschick hat er immer wieder nach Identitäten gefragt und für die Vernetzung an und in Kongressen und Projekte gesorgt.

Nebst den archäologischen Forschungen zählen Arbeiten zur Prosopographie zum festen Bestand eines erfolgreichen Forschungsbetriebes.

Die Byzantinistik erhielt in Dumbarton Oaks in Washington eine prestigöse Einrichtung.

ERC-Grants und weitere Auszeichnungen, wie etwa der Leibniz-Preis, zeichnen heute immer wieder Forschende mit einem Schwerpunkt in der Spätantike aus.

### g Peter Brown

Eine stattliche Zahl von Gelehrten hat das Studium der sogenannten Spätantike bekannt gemacht. Einige von ihnen sind bereits erwähnt worden. Doch niemand hat das Gebiet so bekannt gemacht wie Peter Brown, niemand es zugleich auf eine so besondere Art profiliert. Er stammelte, entwickelte einen eigenen und suggestiven Stil des Schreibens und Redens, und brachte die Alte Welt in die neue Welt und die neue Welt der USA nach Europa.

Ein herausragendes Zeugnis ist seine Selbstdarstellung *A Life of Learning* (2003). Sie ist denn auch von Andrea Giardina ausgewertet worden. Peter Brown berichtet von seinem

Werdegang und zeigt die Verbindung zwischen Biographie, Zeitgeschichte, Forschung und Darstellung spätantiker Phänomene. Sein Augustinbuch, sein Erstling, schlug ein. Gesellschaft, Transformation, Psychologie, ein ethnologischer Blick, der Sinn für zeitübergreifende Phänomene bis hinein in die Gegenwart und brillante Gelehrsamkeit, eine Verbindung von Anachronismen und Modernem, das beeindruckte und machte denn auch weiterhin in einer meisterhaften Verbindung das Charakteristikum der zahlreichen und bedeutenden Werke Browns aus.

Die Spätantike bot so viel Aktuelles, einen Augustin, der sich immer wieder den Zeiten anzupassen hatte, das Suchen nach Spiritualität und nach Formung des Selbst oder die Verewigung in Stiftungen.

### **h Heute**

Von "Untergang" mochte Peter Brown nicht reden. Dennoch ist gerade dieses Thema geblieben. Man gedachte des Jahres 410, Ausstellungen und Bücher nehmen die alten Muster immer wieder auf und gerieren sich gleichwohl gerne als völlige Neuinterpretationen. Heute ist es dank der zahlreichen Standardwerke, den Textausgaben und Übersetzungen und dank den Grundlagenwerken zur Prosopographie unvergleichlich leichter geworden, Publikationen zu verfassen.

## 12 Intellektuelle, das Altertum und das "Zeitalter der Ideologien"

Das Zeitalter der Machtausweitung durch Ideologien ist das 20. Jahrhundert mit Stalinismus, Faschismus, NS, Maoismus, Kaltem Krieg, Ideologisierung der Religion, liberaler Traditionen oder der "reinen" Wissenschaft sowie immer zahlreicher werdenden Denkfabriken und Schulen. Eingesetzt hat diese Epoche mit der Aufklärung und den ideologisch unterlegten politischen Bewegungen im 19. Jahrhundert. Kein Intellektueller erlangte mit seinem Werk so viel Wirkung wie Karl Marx. Man mag mit den Bibliotheken der Kirchenväter vergleichen, die über Jahrhunderte hinweg, Rüstkammern intellektueller Diskurse gewesen sind. Mehr als Schätzungen lassen sich zwar nicht beibringen. Untersuchungen mit Hilfe empirisch verlässlicher Daten stehen aus.

Zum Begriff des Intellektuellen zählt die Vorstellung seines Wirkens in der Öffentlichkeit. Was sie dort vorzutragen meinen, entspricht in aber vielem dem, was Geistesarbeiter fern von der Öffentlichkeit tun. Sie lesen, denken, schreiben in ihren Phrontisterien, *studioli*, in ihren Höhlen. Es wäre falsch anzunehmen, gesellschaftliche, politische oder wirtschaftliche Zusammenhänge wären ihnen dabei nicht wichtig oder hätten keinen Einfluss auf sie. Die Formel "Einsamkeit und Freiheit", mit der ihr Tun zuweilen charakterisiert worden ist, soll nicht vergessen machen, dass sie gleichfalls in einem Kontext steht, in dem es um Einfluss, Macht, Ruhm und Gestaltung jener Verhältnisse geht, die alle betreffen. Formuliert hat sie ein Intellektueller. Intellektuelle arbeiten wie alle Intellektuelle mit Geist und Worten. Ihre Passionen hängen mit Emotionen und Interessen zusammen. Die Formung von Begriffen und Vorstellungen ist nie allein Sache der wenigen, die im Rampenlicht stehen oder mit Hilfe Mächtiger einflussreich werden.

Gedankenarbeit bedarf der Meditation. Sie hat eine mystische Dimension. Gefühle und Paradoxien gehören zu ihr, fundieren und tragen sie und konterkarieren sie zugleich. Ohne die Hoffnung und den Optimismus auf Verstehen und Umsetzung von Verstehen lässt sich Gedankenarbeit nicht durchführen. Freilich gefährden diese Kräfte die Richtigkeit der Erkenntnisse, weil ihre Logik im Einzelnen nicht wirklich nachvollziehbar ist, ja ins Unlogische abgeleitet.

Der Ansporn zur Wissenschaft, die Mechanismen des Sich-Identifizierens mit Vorstellungen und Methoden sind Faktoren geschuldet, welche auf die Aufhebung der Relativität des Historischen ausgerichtet sind, absolut Gültiges erstreben. Wir haben es mit Kompensationen von Unzulänglichem zu tun. Lange waren solche Kompensationen durch christliche Glaubensvorstellungen bestimmt. In der Aufklärung gewannen neue Verallgemeinerungen an Einfluss, so die Ausrichtung an Anthropologie, an Deutungen der

Natur (Körper, Psyche, Physiognomik, Rasse), an der Entdeckung von Gesellschaft und Kultur als machtvollen Bereichen menschlicher Prägungen.

### a Karl Marx, Friedrich Engels und die Kritik an der bürgerlichen Vereinnahmung der Antike

Die berausende Wirkung grosser, säkularer Ideen und der ihr zugehörigen Rhetorik beschäftigen Intellektuelle seither noch und noch. Ein grossartiges und wirkungsvolles Beispiel bietet Karl Marx (1818–1883). Geboren in der alten Römerhauptstadt Trier und aus einer arrivierten jüdischen Familie stammend wurde er 1824 evangelisch getauft und am Trierer Gymnasium humanistisch gebildet. Rasch entwickelte er sich zum grossen Kritiker des Klassischen Humanismus und setzte ihm allmählich einen neuen Humanismus entgegen. Während seines Studiums von Recht (im Hinblick auf einen Brotberuf), Geschichte und Philosophie, unter anderem bei Friedrich Carl von Savigny, dem Begründer der Historischen Schule der Rechtswissenschaft, und beim Theologen und Bibelkritiker Bruno Bauer. In Berlin, wo ein paar Jahre zuvor Hegel verstorben war, erlebte er die Blüte des Hegelianismus.

Philosophie wurde zum Zentrum seines Denkens. Im "Doktorclub" diskutierte er mit jungen Hegelianern die Weltphilosophie, die damals noch als preussische Staatsphilosophie galt. Auf dem Gebiete der Religion kam es dann zum ersten Zusammenstoss mit dem Hegelianismus. Für Hegel waren die biblischen Geschichten gleichartig wie profane Geschichten. David Strauss, ein junger Schwabe, erklärte in seinem *Leben Jesu* nun die mythischen Bestandteile aus dem bewussten Schaffen der frühen christlichen Gemeinden. Strauss schrieb für die *Hallischen Jahrbücher*, in denen auch die Junghegelianer publizierten. Das eigentliche Haupt der Junghegelianer war der neun Jahre ältere Bruno Bauer, der sich zu Strauss hinwandte, indes bald über ihn hinausging: Nichts in den Evangelien sei geschichtlich, das Christentum ein Produkt der Antike. Bei der Ausarbeitung dieser Vorstellungen stand Marx auf der Seite Bauers. Bauer sah in ihm seinen fähigsten Kampfgenossen. Er holte Marx nach Bonn. Bauer hatte freilich viel politischen und akademischen Gegenwind, der unweigerlich auch Marx erfassen musste. Marx entschloss sich, seine Dissertation an einer "ausländischen" Universität einzureichen, in Jena, wo er 1841 *in absentia* promoviert wurde. Die Idee war, dann als *doctor promotus* eine Laufbahn als Privadozent weiter zu verfolgen.

Die Auseinandersetzung mit der Religion setzte Marx in dieser Dissertation fort. Zugleich führte sie die Dialektik Hegels so weiter, dass dessen Darstellung der Philosophie auf den Kopf gestellt wurde. Marx wählte die griechische Philosophie, die Antike war ihm während des Studiums wichtig gewesen. So gehörte er einem Poetenbund an, in dem man von

Griechenland träumte, wie es ähnlich Hölderlin getan hatte. Der Kunstgeschichte Winckelmanns, der *Germania* des Tacitus und des Dichters Ovid hatte er Aufmerksamkeit geschenkt.

Die Dissertation untersuchte die Philosophie des Selbstbewusstseins. Diese Benennung beziehungsweise Charakterisierung einer Richtung der Philosophie stammte von Hegel. Die Philosophie des Selbstbewusstseins war weiter für Bruno Bauer bei seiner Kritik an den Evangelien und am Christentum ein zentrales Thema der Argumentation. Gemeint waren die hellenistischen Philosophenschulen der Stoa, des Epikur und des Skeptizismus, welche unterschiedliche Wege in der Bestimmung des Selbstbewusstseins beschritten hätten: In der Stoa habe man gelernt, wie man sich dem Ganzen hingebt, wobei es allerdings nicht gelungen sei, sich von Mystizismus und Religion zu befreien. Epikur habe gezeigt, wie man Selbstbewusstsein in der Vereinzelung finde. Die Epikureer seien dabei zu leidenden Duldemern geworden. Die Skeptiker hätten beide Auffassungen abgelehnt. Auch ihnen sei indes gleichfalls keine überzeugende und gesellschaftlich stärkende Bestimmung des Selbstbewusstseins gelungen.

Bruno Bauer erklärte das Zustandekommen der seiner Auffassung nach problematischen hellenistischen Philosophien als Wirkung der Zertrümmerung der damaligen Welt. Die von ihnen begründete Weltanschauung sei in das Christentum eingegangen und dann an eine fremde Macht, an Rom, veräußert worden. Dies habe zur Entfremdung des Selbstbewusstseins geführt.

Marx behandelte Demokrit und Epikur und die Differenzen in ihrer Naturphilosophie. Die griechische Philosophie scheine, folge man Hegel und seinen Adepten, wie eine schlechte Tragödie mit einem matten Schluss, nämlich der angeblich verdorbenen hellenistischen Philosophie, so der epikureischen Philosophie als Gedankenlosigkeit im Prinzip. Dabei zeige sich im Gegenteil in den Unzulänglichkeiten der epikureischen Naturphilosophie ein energisches Prinzip. Epikur habe einen Fortschritt gebracht. Marx fühlte sich zu ihm hingezogen. Er habe entschieden die Religion kritisiert und Aberglauben aufgeklärt. Er habe eine sich am Materialismus orientierende Praxis gegründet, welche bisherige Mängel des Materialismus zu überwinden vermochte.

Die Dissertation blieb unpubliziert, weil sich die Pläne für eine Karriere in Bonn zerschlugen. Im Zuge der konservativen Restauration wurden Bauer wie auch Marx dort unhaltbar, man schränkte ihre Lehrfreiheit ein.

Marx war wie ein Vulkan. In rascher Folge trat er mit Schriften an die Öffentlichkeit und kämpfte für die Revolution weltanschaulicher, philosophischer, wissenschaftlicher

Sichtweisen, das heisst des Bewusstseins und der sie fundierenden materiellen, politisch-gesellschaftlichen, ökonomischen Verhältnisse. Die Antike kam dabei regelmässig zur Sprache. Marx schätzte sie. Die Beurteilung der Antike, so Marx, übe freilich ähnlich wie die Religion eine unheilvolle Funktion aus.

Im Jahr 1841 als klar wurde, dass er trotz seines Dokortitels an der Bonner Universität nicht Fuss fassen konnte, ja wohl überhaupt keine akademische Karriere in Preussen zu machen war, begann er mit seiner publizistischen Tätigkeit. Bis zu ihrem Verbot arbeitete er für die *Rheinische Zeitung*, eines der radikalsten Blätter Deutschlands, für die er bald die Hauptlast trug und seine ersten grossen Kämpfe austrug. Kämpfertum waren bei ihm mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und philosophischem Ernst verbunden. Als Politik und Zensur sein Wirken verunmöglichten, zog er nach Paris, dann, nach einer Ausweisung, nach Brüssel. Jenny von Westphalen, seine Frau, mit der er sich noch in Trier verlobt hatte, gebar in Paris das erste von sieben Kindern, Jenny Caroline, Lieblingstochter. Marx war ein Familienmensch, Jenny die ideale Frau in einem Leben, das dann nach London führte und sich dort ab 1849 in ärmlichen Verhältnisse abspielte. Die Unterstützung durch Friedrich Engels war dabei von grosser Bedeutung.

1844 begann die Freundschaft und intensive Zusammenarbeit mit Friedrich Engels, Sohn eines reichen Fabrikanten in Barmen (im östlichen Rheinland Deutschlands). Engels war damals schon bekannt durch sein Buch über die Lage der Arbeiter in England. Rasch entwickelten Engels und Marx ihre radikalen und revolutionären Auffassungen und wandten sich von früheren Verbündeten von Marx ab. So kritisierten sie – zum Teil zusammen mit weiteren Autoren – in der Deutschen Ideologie die junghegelianischen Philosophen Feuerbach, Bauer und Stirner sowie deutsche Sozialisten und ihr falsches Bewusstsein, das sich aus den Lebensverhältnissen, das heisst den materiellen Verhältnissen und den Interessen der herrschenden Klasse ergab. 1848 am Vorabend der europäischen Revolutionen, publizierten sie gemeinsam das *Manifest der Kommunistischen Partei*.

Die Antike behielt ihr Interesse. Das, was später zum "Marxismus" wurde, ein Prozess, der mit der Grabrede Engels einsetzte, war ein Humanismus, ein wahrer, ein "positiver" Humanismus, dessen Ziel die Aufhebung der Entfremdung des Menschen ist, wie sie sich als Folge der ökonomischen Verhältnisse in der Klassengesellschaft ergibt. Als 1851 Louis Napoleon durch einen Staatsstreich an die Macht in Frankreich kam, zeigte Marx in seinem Werk *Der achtzehnte Brumaire des Louis Napoleon* (1852) und in Anspielung auf den Staatsstreich von Napoleon Bonaparte an diesem Datum des Revolutionskalenders am 9.

November 1799, wie die moderne Klassengesellschaft die Antike für ihre Zwecke ideologisch einsetzte, so auch im Cäsarismus Napoleons.

Obschon manche Gedanken in die Entwicklung einer anthropologischen Theorie gehören, ist das Zentrum des Marxismus die ökonomische Theorie. In ihr hat die Antike ihren besonderen Rang als "progressive Epoche" in der Folge der sogenannten ökonomischen Gesellschaftsformationen, dem Rückgrat des Historischen Materialismus. Die Antike war eine Sklavenhaltergesellschaft und entstand nach der Auflösung der klassenlosen Urgesellschaft.

Ihr intellektueller Nutzen war dadurch nicht in Frage gestellt. Man konnte aus den antiken Verhältnissen viel lernen. Besonderes gerne hat Marx sich auf Aristoteles bezogen, so wenn er ökonomische Probleme behandelte.

In Engels einflussreicher Schrift *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats* ist die klassenlose Gesellschaft Anfang und Ziel der Geschichte. Anthropologische Theorie ist hier wichtig und nimmt Anregungen des amerikanischen Anthropologen und Mitbegründers der Ethnologie Lewis Henry Morgan wie auch Johann Jakobs Bachofens zum Mutterrecht auf. Es spiegelt sich in ihr auch der Evolutionismus Darwins.

### **b Die Exegese von Marx und Engels und ihre Internationalität**

Die Gedanken von Marx und Engels bieten bleibende Anregungen, ja sie sind zu einer ständigen Herausforderung geworden. Die Umsetzungen des Marxismus in der Politik, die Ausformung dogmatischer Systeme sowie der Streit über diese machen sie bis heute zu einer machtvollen Irritation.

Bei der Behandlung der Geschichte des Altertums wirken diese Anregungen ebenso wie die Erfahrungen mit der Zeitgeschichte und dem eigenen von der Zeitgeschichte beeinflussten Schicksal. Der grosse Historiker Michael Iwanowitsch Rostovtzeff (1870–1952) verliess 1918 Russland. In seinem Werk spiegeln sich die Erfahrungen mit der Revolution und mit dem Marxismus-Leninismus.

Für die Auseinandersetzung mit Marx aufschlussreich ist unter anderem die DDR-Althistorikerin Elisabeth Charlotte Welskopf (1901–1979), die als Habilitationsschrift eine Sammlung aller Äusserungen der Klassiker des Marxismus-Leninismus vorlegte, die wegen der vielen Stalinzitate und vielleicht auch aus persönlichen Gründen abgelehnt wurde. Man stritt sich um die richtigen Deutungen.

Je nach Zeit und Ort unterscheiden sich solche Auseinandersetzungen, aber sie finden sich überall. Der bedeutende französische Historiker, Anthropologe und

Religionswissenschaftler Jean-Pierre Vernant (1914–2007) schreibt dazu in einem autobiographischen Rückblick:

*Seit den dreissiger Jahren habe ich in der Kommunistischen Partei alle möglichen Gläubigen kennengelernt, ähnlich wie bei den Griechen, vom abergläubischen Theophrast bis zum erstaunlichen Kritias. Und wie es verschiedene Arten gibt, den Glauben zu praktizieren und anzuwenden, so gab es auch innerhalb der Kommunistischen Partei zahlreiche Arten, die Schrift zu lesen, die Grundlagentexte, auf die man sich unaufhörlich berief. (S. 283 f.)*

Die Bedeutung dieser Debatten liegt nicht zuletzt in ihrer Internationalität. Es entstanden Themen, die überall bekannt waren, alle beschäftigten.

### **c Neue, "innovative" Ansätze und ihre Bedeutung**

Die Geschichte der Wissenschaften vom Altertum hat zahlreiche Wege beschritten, doch die Vorstellung, dass diese Wege einen Einfluss auf die Gegenwart haben müssten, findet sich noch und noch. So ist der Marxismus immer wieder eine Art geheimer Massstab und unausgesprochener Bezugspunkt, zumal in ihm die Vorstellung ja so zentral ist, es komme darauf an, die Welt zu verändern (11. Feuerbachthese).

Einer Reihe von Ansätzen hat man dies in den Darstellungen der Geschichte der Alten Geschichte besonders zugetraut: Es sind Darstellungen, welche der Epistemologie, das heisst dem theoretischen Durchdenken historischen Beobachtens, und von daher generalisierenden Abstrahierungen von Einzelfällen und Beobachtungen sowie innovativen Ansätzen massgebliches Gewicht geben. Dabei ist in dieser Art von Darstellungen die Ausrichtung an der Empirie grundlegend; eine Empirie, die sowohl geistes- und kulturwissenschaftlichen wie ebenso naturwissenschaftlichen Konzepten folgt.

Am einflussreichsten wurde Max Weber. Obschon bereits Theodor Mommsen viel von ihm hielt, ja ihn sich zum Nachfolger wünschte, dauerte es einige Jahrzehnte, bis dieser Einfluss auch wahrgenommen wurde. Arbeiten zur Alten Geschichte zählen zentral zu seinem Oeuvre, sie sind der Agrar-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte sowie der Frage nach dem Untergang der Alten Kultur gewidmet. Er sah sie als Stadt- und Küstenkultur, angewiesen auf den Verkehr über das Meer; eine Kultur, in welcher die Versorgung der Städte und der Krieg bestimmend waren.

Mehr und mehr wurde die soziologische Betrachtung für ihn wichtiger. Mit seinen Herrschaftstypen schuf er grundlegende konzeptionelle Instrumente zur Darstellung von Geschichte. Von besonderer Bedeutung ist die Herausarbeitung der charismatischen Herrschaft. Charismatiker sind ungewöhnliche Personen, deren Ungewöhnlichkeit



beeindruckt. Charismatiker wie Caesar würden in der Geschichte Anhänger gewinnen und durch eigentliche Revolutionen historischen Einfluss gewinnen. Ihre grosse Anhängerschaft schafft einen neuen Zustand, eine neue Herrschaft.

Alfred Heuss, ein Althistoriker, der sich gerne zu Gegenwartsfragen in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg geäußert hat, machte unter anderen die Bedeutung von Weber klar. Weber wurde zu einem Intellektuellen, der für eine fortschrittliche Geschichtsschreibung ebenso beansprucht wurde wie für politisch-gesellschaftliche Anliegen der Bundesrepublik Deutschland.

Soziologie, Sozialgeschichte und Archäologie sind Felder, in denen bedeutende Wissenschaftler vieles erreichen konnten, herauszuheben ist etwa Michael Iwanowitsch Rostovtzeff (1870–1952). Als fünftes von neun Kindern wurde er in Kiew geboren. Sein Vater war Lateinprofessor, später bekleidete er leitende Positionen in der Unterrichtsverwaltung des zaristischen Russlands. Das liberale Grossbürgertum bildet den gesellschaftlichen Hintergrund Rostovtzeffs. In diesem Milieu interessierte man sich für die Welt des klassischen Altertums und versuchte aus ihrer Geschichte für die Gegenwart Lehren abzuziehen. Man erwartete von der Beschäftigung mit der Antike positive Bildungseffekte und einen Einfluss auf die Entwicklung von Fortschritt und Gesellschaft.

Als Rostovtzeff in Kiew studierte, lernte er viel beim Polen Thaddeus Zielinski, der unter anderem durch ein Buch über *Cicero im Wandel der Jahrhunderte* bekannt wurde. In Vorträgen über *Die Antike und wir* erläuterte Zielinski seine Hoffnungen, dass die Beschäftigung mit Latein und Griechisch Russland nützen könne. Die Vorträge wurden auf Aufforderung hin des Kuratoriums des St. Petersburger Lehrbezirks im Frühling 1903 in Petersburg vor einem Publikum aus Gymnasial- und Realschulabiturienten gehalten. Sie sind in der Folge publiziert worden, bald auch in deutscher Übersetzung. Die folgenden Zitate stammen aus der vierten unveränderten Auflage des Büchleins aus der Dieterich'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig von 1913. Zu "Erfahrungstatsachen" hinsichtlich des "Bildungswertes der Antike" hält Zielinski fest:

*Im Interesse der Geisteskultur des russischen Volkes müssen wir ein möglichst hohes Niveau der klassischen Bildung in unseren Gymnasien anstreben, unabhängig davon, ob es uns gelingen sollte, eine Antwort auf die Frage nach der erzieherischen Bedeutung der Antike zu geben oder nicht. (7)*

Das stand für ihn für Fortschritt. Solcher Fortschritt indes werde in Russland verneint:

*Russland ist das einzige europäische Kulturland, wo der Fortschritt und seine Notwendigkeit, wo das Gesetz der Selektion und sein Ziel, wo das Arbeitssystem, wo*

*Kunst und Wissenschaft verneint werden, wo auf die angstvolle Frage "aber das führt ja zur Entartung, zum Aussterben!" die gelassene Antwort folgte: "So wollen wir denn entarten und aussterben!" (123)*

Wohl noch bedeutsamer als, das, was Rostovzeff bei Zielinski lernte, wurde für ihn das Vertrautwerden mit der Archäologie, wie sie ihm vor allem Nikodim Pawlowitsch Kondakov vermittelt. In der Folge befasste sich Rostovzeff mit den griechischen und skythischen Denkmälern, mit den Fragen der Überlagerung skythisch-nomadischer und griechisch-hellenistischer Kultur an den Grenzen des antiken Raumes auf dem Boden Russlands.

Wichtig für Rostovzeff waren auch Erfahrungen als Lehrer, das Vertrautwerden mit der führenden deutschen Altertumswissenschaft sowie Reisen im Mittelmeerraum. Noch entscheidender wirkten sich das Erleben der zeitgeschichtlichen Ereignisse aus, des Ersten Weltkrieges und vor allem dann der bolschewistischen Oktoberrevolution in Russland. Rostovzeff verließ Russland und wechselte zuerst nach Oxford, dann in die USA. Von Yale aus erforschte er zusammen mit Franz Cumont und anderen die griechisch-hellenistische und dann parthischen und römischen Stadt Dura Europos im heutigen Syrien, das "Pompeji des Ostens", wie er den Ort genannt hat, in dem Orient und Okzident gleichermaßen gewirkt haben.

In eindrucksvollen und wirkungsreichen Werken behandelte er die Kultur, Gesellschaft und Wirtschaft des Hellenismus und der römischen Kaiserzeit. Beobachtungen aus der Archäologie und geschichtliche Darstellung in Form einer Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte wurden mustergültig auf eine neue Art und Weise verbunden und in herausragend dokumentierten Synthesen vorgelegt. Vieles gleicht den auf den an Generalisierungen interessierten Vorgehensweisen von Max Weber, übertrifft diese indes in der souveränen Beherrschung des Quellenmaterials aus der gesamten Welt des Altertums, im Einbezug unzähliger Einzelbeobachtungen und deren Einordnung in die übergreifenden Zusammenhänge. Antike Kultur ist verstanden als Stadtkultur, getragen von einer starken Aristokratie beziehungsweise einem einflussreichen Bürgertum. Den Untergang dieser von Rostovzeff bewunderten Welt zu erklären ist ein Hauptimpetus seiner Werke. Gesehen ist dieses Ende als Folge einer eigentlichen Revolution, welche die Zerstörung der Städtewelt und des Bürgertums bedeutete, vor allem dann in der Krise des 3. Jahrhunderts und der Einrichtung einer auf Militärmacht und brutale Unterordnung ausgerichteten spätrömischen Monarchie.

Wirtschafts- und Sozialgeschichte sind von vielen vorangebracht worden. Es wurde üblich, den Charakter der antiken Wirtschaft zu behandeln; so zu fragen, was das Besondere

an ihr sei; ob sie vielleicht gar schon als modern zu bezeichnen sei, ein Ansatz dem freilich mehr und mehr erfolgreich widersprochen wurde, so schliesslich besonders erfolgreich von Moses I. Finley.

#### d Die Frage nach den Realitäten

Ein wichtiger sozialgeschichtlicher Ansatz bestand und besteht darin, Angaben über antike Personen – vor allem aus den Eliten – zu sammeln. Man bezeichnet dies als Prosopographie. An und für sich handelt es sich dabei um ein weitgehend positivistisches Unternehmen in der Tradition der Altertumswissenschaft des 19. Jahrhunderts. Häufig indes wurden bei der Auswertung der Daten übergreifende sozialgeschichtliche Fragestellungen behandelt, so bei Geza Alföldy und Ronald Syme. Der auf Neuseeland geborene Ronald Syme analysierte die römischen Eliten ähnlich wie man es für die Eliten des British Empire tun konnte. Sozialgeschichte interessierte ihn, die konkreten Belege noch mehr; entsprechend seinem Dictum: "Man hat, was man hat." Nicht um Theorie sollte es gehen, sondern um die Quellen, die Syme meisterhaft gelesen und interpretiert hat, hier eine Art zweiter Tacitus, das heisst kritisch gegenüber der Macht. So hat Syme in einer Zeit, in der sich Mussolini mit Augustus parallelisierte, die brutale Macht, welche dieser Herrscher ausübte, dargestellt. In einer wahren Revolution seien die alten Eliten in den Jahrzehnten der ausgehenden Römischen Republik und der Bürgerkriege physisch eliminiert worden. Die von Augustus beanspruchte Wiederherstellung der *res publica* sei purer Zynismus.

Sozial- und Wirtschaftsgeschichte stand immer wieder in Konkurrenz zu den Deutungen des Marxismus. So begründete in der Zeit des Kalten Krieges der Tübinger Althistoriker Joseph Vogt an der Mainzer Akademie ein einflussreiches Projekt, das die antike Sklaverei analysierte.

Die Begründung einer *Kommission für Alte Geschichte und Epigraphik* gehört gleichfalls in solche Zusammenhänge. Die Behandlung von Inschriften sollte die wahre Realität der antiken Welt zeigen.

Eine Zeitlang stellte man sich vor, dass irrationale, psychologische und religiöse Faktoren noch wichtiger sein könnten. Wichtige Anregungen gab hier Erich Dodds. Was einst Freud, Jung, und die neuen Ansätze der Religionswissenschaft entwickelt hatten, fügte sich in seine Ausführungen unter anderem über Die Griechen und das Irrationale.

Religionswissenschaft ist immer noch *en vogue*. Grosse Faszination üben indes sei einigen Jahren Studien über Gene und Anthropologie aus. Sie wirken noch neuer als die Analysen über Gender und poststrukturalistische Vorurteile. Die Antike als Vorbild und Bildungsmacht hat hier kaum mehr einen Platz.

## e Werner Jaeger, seine Epistemologie und ihr Scheitern

Der brillante Gräzist und Gelehrte Werner Jaeger hat im beginnenden 20. Jahrhundert versucht, dem Niedergang der Orientierung an der Antike mit einer Neuformulierung der Wissenschaftstheorie der Altertumswissenschaft entgegenzuwirken.<sup>11</sup> Sein Name steht für eine Bewegung, die in der Zeit der Weimarer Republik erstarkt ist und die er selbst in der Einleitung seines 1933 fertig redigierten Werkes *Paideia* optimistisch als "kommenden dritten Humanismus" bezeichnet hat. Der neue Humanismus sollte Leistungen der Antike für die Gegenwart neu fruchtbar machen. Jaeger sah diese Leistungen im einzigartigen und überragenden griechischen Erziehertum. Die Griechen seien die Meister bei der Konstituierung menschlicher Werte und der Bildung des Menschen schlechthin. In der Antike sei Humanität für alle Zeiten begründet worden. Die griechische Kultur habe insbesondere eine angemessene Formung der Menschen als politische Wesen ermöglicht. In der zweiten deutschen Auflage von 1936, deren Vorwort er mit "Juli 1935" datiert, ist allein noch von "Humanismus" die Rede, denn die Assoziation des Dritten Humanismus mit dem Dritten Reich sollte nun vermieden werden. Ob 1933 von Jaeger eine Annäherung an das Dritte Reich gewollt und versucht worden ist oder nicht, ist eine Frage, die ich nicht mit absoluter Sicherheit zu beantworten vermag. Ich würde allerdings eher "Ja" sagen, obschon der Begriff "Dritter Humanismus" deutlich älter ist und sein Inhalt nicht in Ausrichtung auf den Nationalsozialismus entwickelt wurde; aber ich bin trotz meines "Ja" auch der Meinung, dass Jaeger die Hoffnung hatte, der Humanismus sei stärker als der immer krasser auftretende Inhumanismus des Nationalsozialismus.

Wenn man Jaegers Schriften liest, so wird schnell klar, dass sie auf einer Anschauung gründen, die früh von ihm entwickelt worden ist und die er konsequent weiter ausgearbeitet, und mehr noch: gelebt hat, und deren Bedeutung epistemologisch ist. Er hat kritisch durchdacht, was die Wissenschaftlergenerationen vor ihm zur Theorie der Wissenschaften vom Altertum geboten hatten: sein Lehrer Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (1848–1931) und zuvor August Böckh (1785–1867) und Friedrich August Wolf (1759–1824). Nicht zuletzt nahm er die Anregungen der grossen Aussenseiter Friedrich Nietzsche (1844–1900) und Jacob Burckhardt (1818–1897) auf, und überdies liess er sich durch den Neukantianismus

---

<sup>11</sup> Ich greife hier meine früheren Publikationen auf, insbesondere meinen Beitrag "Werner Jaegers ‚Paideia‘: Humanismus, Epistemologie und Zeitgeschichte", in: Internetseite der Stadt Nettetal (Werner-Jaeger-Kolloquium 2014) (Open access). Ich entnehme ihm wörtliche Zitate.

(von dem er sich weitgehend distanzierte) sowie Wilhelm Dilthey (1833–1911) bei seinen eigenen Ausführungen zu Fragen der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie inspirieren.

Jaegers Epistemologie ist verknüpft mit dem viel kritisierten und durch Jaeger noch einmal mehr erneuerten "Dogma vom klassischen Altertum", wie es Paul Nerrlich 1894 in Opposition gegen die seines Erachtens verfehlt überschätzte Klassik genannt hatte, nämlich mit der Auffassung, die Kultur der Griechen sei "klassisch" und durch sie auch diejenige der Römer; und man erhalte Anteil an den Wirkungen dieser Kultur, indem man sich mit griechischen und lateinischen Texten befasst, das heißt mit der "klassischen" Literatur. Jaeger teilte diese Einschätzung, weil er der Auffassung war, das griechische Erziehungstum sei unübertroffen und wirke in dieser Hinterlassenschaft weiter. Dessen zeitübergreifende Bedeutung beim Aufbau von Werten, bei der Konstituierung von Humanität und bei der Fundierung eines starken politischen Systems schien ihm evident zu sein. Das Zustandekommen dieser überzeitlichen Wirkungen der Klassik galt es theoretisch und geschichtlich prinzipiell zu erklären und dadurch im System von Wissenschaft und Kultur zu verankern.

Jaeger ging es freilich nicht allein um Epistemologie, sondern ebenso um Anhängerschaft und Wirkung und um den Ausdruck seiner Hoffnungen auf den Erfolg und die Stabilität Deutschlands. Die Gegenwart, in der er lebte, deutete er wie viele andere immer wieder als Krise: Krise der Kultur und damit der Gesellschaft – Krise der Politik – Krise des Staates. Mit Hilfe der Tätigkeit der Klassischen Philologie und der dabei beanspruchten Zugehörigkeit zu einem erneuerten Humanismus sollte Sicherheit in Wissenschaft, Bildung und Kultur sowie Staat und Gesellschaft geschaffen werden. Die untergehende *Welt von Gestern*, wie Stefan Zweig (ein Österreicher) sie genannt hat, sollte offenbar gerettet werden; diese Epoche des starken und autoritären Staates, zu der das Bildungsbürgertum gehört hat, seine Werte (und noch mehr Doppelmoral), die Hoffnung auf einen weiteren und alles übertreffenden Aufbruch der Wissenschaften, und zwar nicht allein der Naturwissenschaften, sondern auch der ihrer Konkurrenz mehr und mehr unterlegenen Geisteswissenschaften, die Hoffnung gleichfalls auf die Macht der Nationen in einer konservativen politischen Ordnung; Hoffnungen, die dann die Erfahrung des Ersten Weltkrieges, der 20er Jahre und des Scheiterns von Politik, Staat und Wirtschaft im Herzen Europas brutal auf den Boden des geschichtlich Möglichen zurückgeführt haben.

Jaegers Epistemologie fordert Beobachtungen geistiger Vorgänge. Diese ergeben sich aus Techniken der Lektüre, aus Leseweisen und deren geistig-emotionalen Wirkungen, die wiederum den Habitus von Menschen prägen und damit gesellschaftlich relevant werden.

Man kann darin durchaus eine Epistemologie, nicht nur der klassischen Philologie, sondern überhaupt der Humanities als humanistischer Wissenschaft sehen, zumindest als eine Epistemologie, die einer Standort- und Selbstvergewisserung dienen kann. Denn zustimmen kann man ihr nur beschränkt. Jaegers Epistemologie steht im Widerspruch zu Prinzipien der Geschichtsforschung und fordert eine Auseinandersetzung mit "klassischen" Texten der griechischen, römischen und christlichen Antike. Freilich wehrt er sich gegen solche Vorwürfe. Philologie brauche die Historie, doch so, dass ihr "Kraft- und Wertzentrum", doch eben nur so, dass ihre "Idee" nicht aufgegeben werde. Geschichte, meinte Jaeger, erweise den Vorrang der antiken Kultur, ihre Klassizität. Philologie also ist die universelle Wissenschaft. Und sie vermag allein Wertgesichtspunkte zu vermitteln. So habe die Klassische Philologie habe eine zentrale Aufgabe in der Gegenwart:

Jaeger war bis 1933 erfolgreich und stiess auf viel Begeisterung, so etwa beim jungen und später erfolgreichen Gräzisten Wolfgang Schadewaldt (1900–1974). Doch zu Beginn der 30er Jahre ging sein Einfluss zurück.

Insbesondere die Bildungsreform entwickelte sich nicht so, wie Werner Jaeger und seine Freunde es erhofften. Jaeger überschätzte die Integrationskraft der alten Sprachen und der Beschäftigung mit den klassischen Texten, von welcher er so überzeugend zu berichten wusste. Er schaute nicht auf die Geschichte in der Gegenwart, sah nicht, dass seine Konzeption für vom Nationalsozialismus Überzeugten als weltfremd, intellektuell, blass und elitär wirken musste. Griechisch und Latein zu lernen und die Klassiker zu lesen; daran war man nicht interessiert, damit waren die Massen nicht zu gewinnen. Und bald musste Jaeger in die Emigration. 1935 hat er Deutschland verlassen, 1936 wurde er aus dem preußischen Staatsdienst entlassen. Ernst Heinitz, der Bruder von Jaegers zweiter Ehefrau Ruth, war schon 1933 nach Italien emigriert und arbeitete in Florenz. Jaeger seinerseits war als "Sather Professor" nach Berkeley eingeladen worden und hielt dort 1934 seine Vorlesungen über Demosthenes. Die Emigration war großer Einschnitt.

Jaeger hat seine Auffassungen nicht aufgegeben. "Der Grieche" sei ein ursprünglicher Anthropoplast und habe auf allen Gebieten geformt und erzogen, in der Dichtung, der Medizin und Naturwissenschaft, der Ethik und vor allem auch auf dem Bereiche des Politischen. Im Christentum sei dies fortgesetzt worden. Jaeger hat früh vorgehabt, die Geschichte der griechischen Paideia auch für den Bereich des frühen Christentums darzustellen. Er hat diesen Plan dann auch verwirklicht, in den USA.

Jaeger sieht eine Erfüllung des griechischen Erziehungsanliegens im Christentum und ihren stärksten Ausdruck bei Gregor von Nyssa. Hier, bei der Theologie, hatte die

Bildungskonzeption Jaegers vor dem Ersten Weltkrieg ja ihren Ausgang genommen. Nun fand sie ihre Darstellung. Jaeger stärkte damit einen neuen Trend: Eine Hinwendung zu den frühchristlichen, spätantiken Texten. Patristik und Spätantike gewannen an Bedeutung. Davon war im vorangegangenen Kapitel bereits die Rede.

Das Wirken des Gelehrten Jaeger ging aus der Studierstube hervor. Auch dort, wo es um konkrete, wirkliche Anschauung gegangen wäre, so bei der Archäologie, arbeiteten Jaeger und zahlreiche weitere Wissenschaftler in seinem Umfeld mit Büchern und Texten, um Prinzipielles, Geistiges – so die Struktur und den Stil materieller Produktion –, zu beschreiben. Auf dem Gebiet der Bildung galt die Beschreibung von Bildungswerten als "empirische" Arbeit. In Jaegers *Paideia* gibt es keine Aufmerksamkeit beispielsweise für die Formen und Techniken des Erlernens von Lesen, Schreiben und Reden und das, was dabei bei Lehrenden und Lernenden vorging. Doch die gelehrte Welt fühlte sich durch diese Schwerpunktsetzungen miteinander verbunden.

### **f Das Interesse für Gelehrte und Wissenschaft**

Für die Verbindungen in der Gelehrtenrepublik braucht es ein Wissen über die Gelehrten. Schon im Altertum gab es dafür Gelehrtenbiographien etwa eines Diogenes Laertius. In der Neuzeit hat etwa Giorgio Vasari das Leben zahlreicher Maler, Bildhauer und Architekten beschrieben. Wichtige Geschichten der Klassischen Philologie verfassten John Edwin Sandys und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Besondere Aufmerksamkeit erhielten grosse Gelehrte wie Theodor Mommsen, dem Lothar Wickert ein umfangreiches und Mommsen vielfach unkritisch bewunderndes Werk gewidmet hat.

Wie Wissenschaft und die Arbeit an ihr darzustellen war ist immer wieder umstritten gewesen. Gerade bei Theodor Mommsen wären, wie Theodor Heuss kritisiert hat, auch stärker als bei Wickert die Verengungen aufzuzeigen gewesen, die sein Ansatz mit sich brachte. Eine solche die Wege der Wissenschaft historisch prüfende Wissenschaftsgeschichte ist durch Arnaldo Momigliano und Karl Christ etabliert worden. In ihrer Zeit wurde dabei die Frage nach den Verhältnissen zwischen Zeitgeschichte und Wissenschaft vordringlich. Zum einen hängt das mit der Konkurrenz "marxistischer" und "bürgerlicher" Wissenschaft zusammen, sodann mit den Fragen der Aufarbeitung der Vorgänge in der Zeit von NS und Faschismus.

Karl Christ wuchs in Marburg auf. Er war Sohn eines Kaufmanns. Bald nach dem Abitur musste er Dienst in der Wehrmacht leisten. Als Hauptmann war er im Zweiten Weltkrieg vor Stalingrad. Das Studium der Alten Geschichte versprach einen besseren Weg in die Zukunft. Im Studium hörte man auf die Autorität der Lehrer, im Falle von Christ war das

hauptsächlich Joseph Vogt in Tübingen. Vogt hatte den NS unterstützt, und zweifellos wurde das für Christ bei aller Loyalität mehr und mehr zu einem Problem. Doch zunächst versuchte er die geltenden Erwartungen zu erfüllen, über viele Jahre hinweg. Seine frühen Arbeiten sind konventionell, ein wichtiger Schwerpunkt war die Numismatik, die Erforschung römischer Münzen und der römischen Geldwirtschaft. Zugleich zeigte sich rasch sein Talent für eingängig geschriebene, gut verständliche sowie argumentativ reiche und überzeugende Darstellungen.

Entfaltet hat er sich in Marburg, seiner Heimatstadt. Dort wurde er Professor und lebte in jenem Hause in Marburg, wo sein Vorgänger Fritz Taeger gewohnt hatte. Er liebte Gespräche und Diskussionen; seine Studierenden begeisterte er damit, gerade in den Jahren gegen 1968, als man von den alten Unfreiheiten an der Universität loskommen wollte. Manche konservativen Fachkollegen verbreiteten das Gerücht, er entwickle rote, linke Sympathien. Doch sein Thema war die Auseinandersetzung zwischen Zeitgeschichte und Alter Geschichte, wie sie durch die NS-Zeit so quälend geworden war und doch einem Programm des Vergessens und Verdrängens anheimgegeben wurde, um den Aufbau und das Weitermachen möglich zu machen, was freilich dazu führte, dass viele derjenigen, die den Aufstieg des NS ermöglicht hatten, weiter Einfluss behielten. Noch quälender war die Konkurrenz marxistischer Ideen zu spüren, der Anspruch auf eine bessere Theorie, eine richtigere Geschichte. Wissenschaftsgeschichte war eine Antwort darauf.

Starke Partner und Verbündete erhielt Christ in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft und im Verlag C.H. Beck. Viel Unterstützung hatte er aus seinem engsten Kreis, so von Volker Losemann. Alexander Demandt würdigte die Leistungen Christs unter anderem durch ein Ehrendoktorat der Freien Universität Berlin. Wissenschaftsgeschichte wurde auch diesem so erfolgreichen Autor wichtig, wie zahlreichen anderen, so Wilfried Nippel oder Helmuth Schneider.

Der Ansatz der Wissenschaftsgeschichte war in Italien beliebt. Der italienische Marxist Luciano Canfora hat ihn besonders erfolgreich gepflegt. Auch in den USA (Meyer Reinhold), in Frankreich (Zeitschrift *Anabases* in Toulouse) oder in Grossbritannien nahm man ihn auf. An der Universität Bern erhielt Stefan Rebenich einen Lehrstuhl für Alte Geschichte mit dem Schwerpunkt der Rezeptionsgeschichte.

Der Erfolg Christs als Intellektueller geht von der Studierstube aus. Dort lebte er mit den Büchern, von dort aus verfasste er in seiner kleinen minutiösen Schrift oder mit Schreibmaschine seine Briefe und pflegte die Kontakte zu einem internationalen Netzwerk von Freunden und Interessierten. Tagungen besuchte er nicht. Wichtiger war ihm die



Publikation von Büchern, zuletzt zum "anderen" Stauffenberg, dem Bruder des Hitler-Attentäters, Althistoriker in München.

### g Postmoderne, Posthumanismus und danach – Intellektuelle und die Kritik an den Ideologien

Karl Christ – ein Intellektueller? Er wurde gehört, konnte in den Feuilletons schreiben, und entsprach dennoch nicht den Kategorien, mit denen definiert wird, was ein Intellektueller sei. Postmoderne und posthumanistische Positionen haben darauf ebenso neue Antworten gegeben wie die Auseinandersetzung mit Kulturwissenschaft und Gender und LGBTQ. Die Macht der *Humanities* wurde immer wieder neu inszeniert. Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler nahmen dabei alleweil führende Rollen ein. Es ging ja um Techniken der Lektüre, um Leseweisen – Leseweisen gegen den Strich. Und ähnlich wie bei der geschichtsphilosophischen Bestimmung einer Epoche als "klassisch" wurde die eigene Zeit mit beispielsweise "postmodernen" und "posthumanistischen" Zügen – einer überragenden Bedeutung von Konstruktion, Differenz und Ironie – geschichtsphilosophisch bestimmt. Man schaute auf die Geschichte und sprach von Geschichte. Doch die Auseinandersetzung mit Geschichte blieb inkonsequent und voreingenommen, indem – entgegen dem eigenen Anspruch – es trotzdem unternommen wurde, Prinzipielles an der Geschichte zu beschreiben und eine behauptete Episteme von Epochen zu benennen.

Der Habitus der Intellektuellen änderte. Michel Foucault, bewundert unter anderem von Paul Veyne, ein kämpfender Samurai, ein Virtuose des Wortes, der zugleich kraftvoll lebte und eine grosse Anhängerschaft um sich scharte, wurde zu einem Vorbild. Zu einer immer wichtigen Frage wurde der Umgang mit Sexualität und Geschlecht.

Als bekannteste Althistorikerin mit Anspruch auf die Auszeichnung als Intellektuelle gilt heute Mary Beard. Die Lebendigkeit ihrer wissenschaftlichen Untersuchungen, ihr Sinn für das kreativ Unkonventionelle, das Extravagante, Exzentrische, das Direkte, Nonchalante, auch das Skurrile oder ihre Diskussionen mit Boris Johnson, vor allem aber ihr langjähriges Engagement für die Anliegen von Frauen, gipfelnd in einem Manifest, aber auch kritisch, so in der Auseinandersetzung mit Jane Harrison, haben sie zusammen mit ihren Auftritten zu einer Ikone gemacht. Sie ist weitaus wichtiger eine Wissenschaftlerin mit einem hervorragenden Sinn für den Einbezug der Geschichte der Wissenschaften und der Rezeption, und sie weiss diese Themen auch ausgezeichnet zu vermitteln.

### 13 Millennien und digitale Kommunikation

Die vorangegangenen Kapitel behandeln Beispiele aus der Geschichte des griechisch-römischen Altertums und seiner Rezeption. Rund vier Jahrtausende umfasst die behandelte Epoche: die Zeit vom Alten Orient bis zur Gegenwart. Millennien sind eine Art Zauberwort zu einer eingängigen und einfachen Charakterisierung von Geschichtsabschnitten. Bei der Verständigung über sie ist seit längerem digitale Kommunikation unerlässlich geworden.

Die Begriffe "Millenium / Millennien" und "digitale Kommunikation" erscheinen als eine Art magische Ringe. Sie versprechen Macht bei der Darstellung von Geschichte. Damit sind wir bei der Grundthematik dieses Buches, nämlich bei der Frage, wie Geschichte dargestellt wird und versucht wird, ausgehend von Interessen mit passionierten Geschichtsdarstellungen Anteil an Mächtigem zu erhalten, Zugang zum Kreis Mächtiger zu gewinnen und mit Geschichte und Geschichtsdarstellungen in der Gegenwart zu wirken.

Die gilt auch für einen weiteren Begriff: "Rezeption". Zur Geschichte zählt immer auch ihre Rezeption. Der Begriff Rezeption hat sich seit einigen Jahrzehnten eingebürgert. Die Sache an und für sich ist nicht neu, hingegen sehr wohl die Art und Weise, wie mit ihr umgegangen wird, wie sie erforscht und dargestellt wird. Einer der Gründerväter der Wissenschaften vom Altertum als Wissenschaften, die von der Philologie her begründet wurden, August Böckh, charakterisierte sie mit der Formel: "Erkenntnis von Erkannten". Wir erkennen, was im Altertum gewesen ist mit Hilfe einer richtig verstandenen Philologie und der dazugehörigen Methoden, insbesondere der Hermeneutik, und können so die "Gesamtheit" der Alten Welt rekonstruieren. Zu dieser Gesamtheit zählen, ich nenne einige Teilgebiete: das öffentliche Leben, das Privatleben, die Staatsaltertümer, Cultus und Kunst und so weiter und so fort.

Dieses systematisch konstruierte Gebäude eines umfassenden Altertums war eine Macht und einflussreich an den Universitäten und in der Bildung. Doch lässt es sich nicht mehr bewohnen. Eine zunehmende Unbewohnbarkeit begann schon im 19. Jahrhundert zu stören. Doch man baute weiter. Auch die Entstehung der *Classics* gehört in diesen Zusammenhang. Und Böckh erhob ja durchaus den Anspruch, die Systematik sei so gemacht, dass sie eine günstige Funktion für die Gegenwart habe. Doch die Anliegen der Gegenwart, die neuen aktuellen und aktuell werdenden Interessen, liessen sich nicht für alle überzeugend genug unterbringen.

Die Rede von Rezeption war einer der jüngeren Versuche, den alten Vorstellungen neues Leben einzuhauchen. Die Anstöße kamen aus Kreisen von deutschen Intellektuellen, Philosophen, Literaturwissenschaftlern und Historikern, in den ausgehenden 60er Jahren des

20. Jahrhunderts. Wie war mit dem Problem umzugehen, dass die Geschichte ausgerechnet von Deutschland, dem Land der Dichter und Denker und des Neuhumanismus, in die NS-Zeit geführt hatte, dass Hitler und die NS-Führer die Antike zitierten und benutzten und die humanistische Bildung in den Dienst des NS-Systems gestellt wurde? An der Antike lag das nicht. Das Bild von der Antike entsteht in der Rezeption. Die Achse Rom-Berlin, die Verbindung zwischen Hitler und Mussolini, zwischen dem NS-Deutschland und dem faschistisch-imperialistischen Italien ist nicht durch die Geschichte vorgeprägt und vorgegeben.

Die Ansätze der Rezeptionsgeschichte sind heute besonders stark im angelsächsischen Raum, und sie konzentrieren sich stark auf literarische und literaturgeschichtliche Phänomene. Sie orientieren sich an kulturwissenschaftlichen Methoden. Gerne wird spielerisch zusammengesetzt, was vielleicht nicht zusammen gehört, aber doch assoziativ in der Rezeption als Gemeinsames konstruiert werden kann und konstruiert wird.

Studien der Rezeption bieten ein Paradigma, das den Niedergang von Latein und Griechisch im Bildungskanon kompensiert. So wird es möglich, nicht nur die antiken Klassiker, sondern auch unendlich viel zahlreichere und wichtiger gewordene Texte und Zeugnisse aus allen Kulturen zu studieren.

Doch eigentlich ist Rezeption ein Phänomen der Geschichte und zählt zur Geschichte. Erlebt habe ich selbst das nicht so. Der Begriff der Rezeption stand nach meiner Erfahrung über demjenigen der Geschichte. Als ich vor rund zwei Dekaden für mehrere Jahre für den wissenschafts- und rezeptionsgeschichtlichen Teil des Neuen Pauly gearbeitet, da war der Begriff irgendwie zentral geworden, so zumindest meine Wahrnehmung. Als Historiker fühlte ich mich zwar nicht wohl dabei, aber so nannte man die Sache.

An und für sich würde es, so meine These, ausreichen, von "Geschichte" zu sprechen, denn die Wahrnehmungen und Darstellungen von Geschichte zählen zur Geschichte. Auch die Rede von Millennien und digitaler Kommunikation braucht es nicht zwingen. Auch sie gehen in der Geschichte auf, sind Begriffe, die in den letzten Jahrzehnten wichtig geworden sind. Wir haben es mit einem zeitgeschichtlichen Phänomen zu tun.

Geschichte verläuft nicht in Millenniumsstrukturen, sie geht nicht in digitaler Kommunikation auf. Gerade diese neue digitale Kommunikation verschafft freilich Status und Einfluss, ähnlich wie es auch die Rede von Millennien zu versprechen scheint.

## a Ergebnisse der Wissenschaft auf Papier und Computerbildschirmen: Wissensvermittlung und Ansprüche auf gesellschaftlichen Status

Ich habe erlebt, wie die Rede von Millennien im Zuge der Jahrtausendwende wichtig geworden ist. Ich erinnere mich an die Machtgefühle erweckende Illusion, als Zeitzeuge über zwei Jahrtausende kompetent Auskunft geben zu können. Auch der Gebrauch der Begriffe des "Digitalen" und der "Kommunikation", in meinen Ausführungen verbunden als "digitale Kommunikation" verschafft solche Emotionen. In den beiden "Millennien", so empfanden viele, und so auch ich, wenn sie auf ihre Zeit schauten, in Wahrheit freilich nur ein paar wenige Jahre, wurde dieses Phänomen der digitalen Kommunikation bestimmend. Bei allen Themen, ob es nun um Alltagsfragen oder die Globalisierung ging, um ökologische Sorgen, die Definition von Gender und vieles mehr, über "alles" tauschte man sich digital aus und konsultierte statt Bücher und Printprodukte Bildschirme, um zu sehen, was einem Forschung und Wissenschaft vermittelten, und zwar auch in den Humanities, wo einst Bücher und Bibliotheken zentral waren.

Auch Bücher sind mystifiziert worden und werden mystifiziert. Heute im Computer, im Altertum etwa bei Darstellungen von Persönlichkeiten, so beispielsweise des Kirchenvaters und Heiligen Augustinus. Man zeigte sie mit Büchern. Bücher gelten als mehr, als was sie sind, nämlich materiell gesehen Faserstoffe vor allem aus verarbeitetem Holz, Codices aus Pergamentblättern, das heisst Tierhäuten, oder Papyrusrollen Eigentlich sollte man von der Materialität absehen. Denn es kommt auf den Inhalt an. Doch schon in der Antike waren Bücher Statussymbol und Zeichen eines Anspruches auf Einfluss und Ansehen, auf gesellschaftlichen Status.

Wer zu Oberschicht gehörte und gehören wollte, zeigte sich mit Buchrolle. Heute haben noch immer viele Bücher gerne als Hintergrund in Wohnungen, bei Interviews oder bei Videositzungen. Sie stehen für Kompetenz und Prestige. Darüber kann man spotten. Schon der brillante kaiserzeitliche Autor Lukian machte sich über den ungebildeten Büchernarren lustig:

*Du meinst, wenn du mit grossem Eifer die schönsten Bücher zusammenkaufst, so werde man denken, du seist ein Gelehrter ... (Lukian, Der ungelehrte Büchernarr 1)*

Ähnliches könnte man über das heute wichtigste und einflussreichste Hilfsmittel sagen, Computer – Rechner. Meist werden mehrere davon gleichzeitig gebraucht, nebst Büchern und Texten, aber manchmal eher, um diese Maschinen zu haben, zu besitzen, sie zu zeigen oder mit ihnen zu spielen, als sich mit ihrer Hilfe mit Wissenschaft und Forschung zu beschäftigen. Dennoch, sie sind auch bei der Arbeit wichtig, und man zeigt mit ihnen

zumindest, dass man erfolgreich arbeite. Gewiss ist es auch üblich geworden, beim Arbeiten mehrere Geräte zu benutzen. Seit dem Vorhandensein von Touchscreens, Pads und Smartphones haben sich entsprechende Arbeitsweisen eingebürgert.

Computer sind eine Voraussetzung, um Zugang zum aktuellen Forschungsstand zu erhalten. Diese Geräte garantieren den Zugang zu Texten, zu Nachschlagewerken und zu sozialen Netzwerken, so insbesondere auch zu den Informationsmöglichkeiten via E-Mails.

Wie Bücher garantiert die Präsenz von Computern freilich kein aktives Denken und Forschen. Zum Teil sind sie eben doch nur Statussymbole, stehen für Wissenschaft und Forschung mit Ansprüchen auf Status und Macht.

### **b Wachstum der Forschung, Teilung der Aufmerksamkeiten und Konzentration auf neue Schwerpunkte**

Die Zahl der an Forschung und Wissenschaft Beteiligten wächst ständig. Noch mehr die aus dieser Forschung entstehenden Produkte. Was bedeutet das, bei ihrer Wahrnehmung?

Die Aufmerksamkeiten werden geteilt und zersplittert. Sie fokussieren sich aber auch auf neue Schwerpunkte.

Bei den Mechanismen, welche zur Konzentration auf neue Schwerpunkte führen, besitzen Gefühle einen wichtigen Einfluss. Was ist stark, mächtig, wichtig, exzellent, gefährlich, bedeutsam, kritisch, wo gibt es Streit, was ist interessant? Sie lesen jetzt meinem Vortrag zu. Wenn ich eine Trillerpfeife nehmen und sie benutzen würde, dann könnte ich Sie sofort aufschrecken. Sie würden sich ziemlich sicher an mein Pfeifen erinnern. Mehr als an meine Ausführungen, zumal wenn diese kompliziert sind.

Kompensationen von Aufmerksamkeitsverlusten schaffen auch zahlreiche neue Institutionen mit machtvollen Namen, Kompetenz- und Exzellenzzentren. Jubiläen, das Verleihen von Preisen und Ranglisten, Studienordnungen mit Punktevergaben, Zertifizierungen, Geld, kompetitive Ausschreibungen oder die Teilhabe an machtvollen Plattformen wie academia.edu. Sie sind wichtige Instrumente beim Erzeugen erhoffter Aufmerksamkeit in einer riesigen "Öffenlichkeit". Jede und jeder ist heute eine Intellektuelle, ein Intellektueller von Bedeutung.

Der Verlust der Vorrangstellung, welche die Wissenschaften vom Altertum und unter ihnen zunächst die klassische Philologie, dann die Alte Geschichte und zuletzt die Archäologie einmal hatten, kommt aus den Disziplinen selbst beziehungsweise ihrer fehlenden Resistenz gegenüber solchen Kompensationsanstrengungen und deren Größenwahn. Anteilsmässig sind sie kleiner geworden, zahlenmässig indes gewachsen, so folgen sie dem Verhalten aller und verwenden jene Konzepte, die unter den Bedingungen des

Wachstums Macht zu verschaffen scheinen. Die Kernanliegen in den Wissenschaften vom Altertum sind noch gleich, und vor allem geht es um ausdauerndes Studium und Gelehrsamkeit. Doch die Produkte, die Leistungen der Arbeit spielen in diesem Studium und in der Gelehrsamkeit eine zunehmend geringere Rolle. Sie werden nicht mehr wahrgenommen. Sie werden entfremdet, weil sie in zu grosser Zahl vorliegen und die Kompensationsmechanismen gegen die Aufmerksamkeitsteilungen die Aufmerksamkeit von ihnen abziehen. Man verwendet die Produkte nicht als solche, sondern für Zwecke, die mit ihrem Inhalt nichts zu tun haben, beispielsweise als Elemente einer Grosstagung, eines Kompetenzzentrums oder einer Evaluation. Dort verschwinden ein Buch oder ein Beitrag mit seinem Inhalt im Programm, in der Masse der Videos und Bilder beziehungsweise in den Ziffern einer Statistik ähnlich wie in ausgelagerten Depots einer modernen Grossbibliothek oder einem digitalen Bibliothekssystem, in dem man sehr vieles leicht finden kann, nur oft sehr schwer einen bestimmten Beitrag.

Mein Gefühl ist: Wir sind Teil einer gut laufenden und luxuriösen Maschinerie. Und: Es scheint mir attraktiv, geisteswissenschaftliche Stoffe ausserhalb dieser Maschinerie zu behandeln.

Dort ist vielleicht mehr Freiheit: Denn die Kompensierungen führen zur Disziplinierung und Kanonisierung. Digitalisierung und Medien sind dabei von erstrangiger Bedeutung. Sie schaffen Bewertungen und Kontrolle. Sichtbar ist, was sie abbilden. Die dabei erscheinenden Gewichtungen beeindrucken: Die Anzahl der Clicks, die Dokumentation erfüllter Anforderungen an ein "richtiges" Curriculum, an "exzellente Forschung" und so weiter und so fort. Die Betriebsamkeit und die dauernde Bewertung nach nicht sachgerechten Kriterien behindern. Sie können Energie und Freude an der Arbeit verzehren.

Manche entgegnen vielleicht, wir hätten es mit universalen, globalen Massstäben zu tun. Wirklich? Zwar kann man auf die ganze Welt schauen, hat aber trotzdem keinen Weitblick und keine Übersicht und bleibt beim Lokalen, Provinziellen beim eigenen Computer und bei der Abhängigkeit von Standards wie der Art der Steckdose für den Stromanschluss des Computers und der lokalen Frage, ob der Strom auch fliesst, oder nicht. Vor allem kommt man so nicht zur Beschäftigung mit den notwendigen Standards für eine bestimmte konkrete Frage und Aufgabe, Standards, die sich halt eben weder global noch lokal durchsetzen konnten.

Pech keinen Strom zu haben. Kein wirkliches Glück auch, bei der Lehre vor Ort vorgeschrieben zu bekommen, wie man digital zu lehren hat, so zum Beispiel mit einer ganz bestimmten digitalen Plattform, mit bestimmten digitalen Tools. Alle benutzen das, heisst es.

Viele. Mehr denn je. So kann man nicht ausweichen, auch wenn im freien digitalen Raum viele Produkte da sind.

Doch gehen wir einen Schritt weiter! Ich habe nach der Forschung und ihren Produkten gefragt und skizziert, wie diese wahrgenommen werden und welche Kompensationsmechanismen zur Verfügung stehen, um Forschung Aufmerksamkeit zu verschaffen und damit Ansehen und gesellschaftlichen Status.

### **c Das Studium der Geschichte des Altertums an der modernen Forschungsuniversität mit ihren Bibliotheken**

Zu den zentralen Elementen moderner Forschungsuniversitäten zählen – nebst der freilich dominierenden Verwaltung und der Studienadministration – Feldforschung, Labor, Seminar und Bibliotheken. In all diesen Bereichen ist die digitale Kommunikation bestimmend. So sind denn in den Bibliotheken nicht Bücher in Gestellen entscheidend, sondern – und zunehmend – digitale Ressourcen, und die Forschung in der Bibliothek umfasst immer auch digitale Kommunikation.

Ich habe schon ausführlich darüber gesprochen, dass die Zahl der Produzenten von Forschung wie erst recht deren Produktionen massiv gestiegen ist. Es gibt deshalb keine Bibliothek mehr, die für alle Zwecke von Benutzenden mit ihren Zielen angemessen abbilden würde, was alles zur Alten Geschichte gehört. Allein schon die bestehende Ordnung, wie sie durch die Zuteilung von Signaturen und Büchergestellen erfolgt ist, passt nicht mehr zu den aktuellen Bedürfnissen. Die besten altertumswissenschaftlichen Bibliotheken in der Welt können das nicht mehr. Besonders krass spürt man das Problem aber beim Besuch einer historischen Bibliothek, etwa einer Klosterbibliothek. Kaum jemand würde dort "erfolgreich" im Sinne moderner Wissenschaft arbeiten können.

Gegen 80 Prozent der Ausgaben für Anschaffungen werden heute – so in Zürich – für digitale Medien eingesetzt. Um diese zu benutzen, bedarf es des Gebrauchs von Computern. Viele neue Erscheinungen – Bücher und Zeitschriften – werden als Pakete eingekauft, beispielsweise von den Verlagen Brill, Brepols, Cambridge University Press, Oxford University Press oder Springer. Verhältnismässig teuer ist beispielsweise eine Lizenz für JSTOR. E-Journals, Datenbanken, Plattformen (so Swiss Docs), Open Access Lizenzen, Off-Line-Medien und Streaming sind wichtige Posten in einem modernen Bibliotheksbudget.

#### *Zugang zu den Strukturen und Inhalten des Wissens*

Die Ordnung der Bibliothek lässt sich nicht mehr durch das Herumgehen und Herumschauen in den Räumen einer Bibliothek erfahren und erkunden. Es braucht digitale Hilfsmittel, um

sich zurechtzufinden. Da sind die Hilfsmittel unserer Bibliotheken: Suchmaschinen, Bibliothekskataloge.

Hinzu kommen Lexika, Einführungs- und Übersichtswerke, Rezensionen (am leichtesten sind die digitalen in bekannten Plattformen auffindbar, die qualitativ besten leider oft nur mit grösserem, ja sehr viel grösserem Aufwand) und Suchmaschinen im Internet. Oft vermitteln sie nicht direkten Zugang: Wer etwa die Bibliographie der *Année philologique* benutzt, hat nur einen Titel, weiss aber nicht, wie und wo der Text erhältlich ist.

Einer der besten Ausgangspunkte ist Wikipedia. Es waren vor allem junge Männer eher am Rande der etablierten Wissenschaft, die hier Grundlegendes geschaffen haben. Hinzugekommen sind dann zahlreiche Institutionen, welche sie ebenfalls um die Einträge kümmern, und sich etwa einen Wikipedianer in Residence besorgt haben.

Sehr wichtig ist freilich das Lernen aus Gesprächen. Moderne Bibliotheken schaffen deshalb Räume, in denen die Menschen, welche sie benutzen, sich austauschen können.

Es ist interessant, wie diese sich ändern. Während man sich noch vor kurzem in der Zentralbibliothek in Zürich in der Nähe von Zeitschriften treffen konnten, findet man bei diesem wichtigen Medium, das seit dem 18. Jahrhundert zur modernen Forschungsuniversität gehört, niemanden mehr. Im vierten Untergeschoss ist man zumeist alleine.

#### **d Interesse in den Millennien der digitalen Kommunikation**

Das Studium des Altertums ist nicht ohne Vorurteile, Generalisierungen, rhetorische Übertreibungen und Tunnelblick möglich. Die grosszügen Rede von Millennien sowie die Global-, Säkular- und Universalschau tun so, als wäre die "große" Geschichte da, "die" Weltgeschichte, geordnet und verständlich. So ist Geschichte einprägsam, weckt ehrfurchtsvolles Staunen und Abscheu und lässt das Gefühl entstehen, wir hätten an der Geschichte und ihrer Macht Anteil. Was sich früher von der Autorität des Wortes Gottes, der Bibel oder der Kirche herleiten liess, wird heute aus Weltanschauungen, Geschichtsdeutungen und Ideologien übernommen. In der Tat ist solche Geschichtsbetrachtung mächtig, weil sie viele verbindet. Sie tritt uns heute digital entgegen. Zugleich lastet sie wie ein Alpdruck auf uns hingebungsvoll gebeugten Menschen bei der Ausübung unserer digitalen Fingertätigkeiten.

Solche Geschichte ist reduziert, schal, trügerisch, falsch. Die Rede von Millennien – eine mystische Beschwörung. Das Geschehen und die Quellen sind viel reicher, differenzierter, anders. Was hat mich interessiert?

Wenn ich durch die Porta Latina hindurchgehe und das antike Rom betreten, haben mich etwa die Worte bewegt: *Tua res agitur*. Macht das glücklich, wie es meine menschliche



Natur ist, *beata natura*? Vielleicht ist es ein falsches Glück, eine Pseudoheiligkeit, die ich nicht will. *Beatitudinem nolo*. Zahlen können sie mir nicht geben, auch wenn sie schmeicheln, *blanditur numerus*.

Worte, Rhetorik, Latein. Und dabei wird von einer Person ausgegangen, wie Sie gesehen haben, es ist das Spiel mit meinem Namen, BN, Beat Näf. Sie baut suggestiv ein Stück Identität mit Latein, Zitaten und Assoziationen auf, und man soll das nicht überbewerten. Doch zeigen sich dabei auch meine Interessen und mein Interesse. Die Geschichte des Altertums interessiert mich – ebenso wie ihre Wahrnehmung, der Umgang mit ihr. Dabei erlebe ich immer wieder, dass die Verhältnisse nicht so waren, wie ich dachte, oder nicht so sind, so auch in der Gegenwart. Es kommt anders, als wir denken, als wir meinen. Und das ist interessant. Insbesondere Gespräche und geschenkte Zeit, Aufmerksamkeit, Zuneigung vermitteln solche Erfahrungen. Dafür ist immer wieder zu danken!